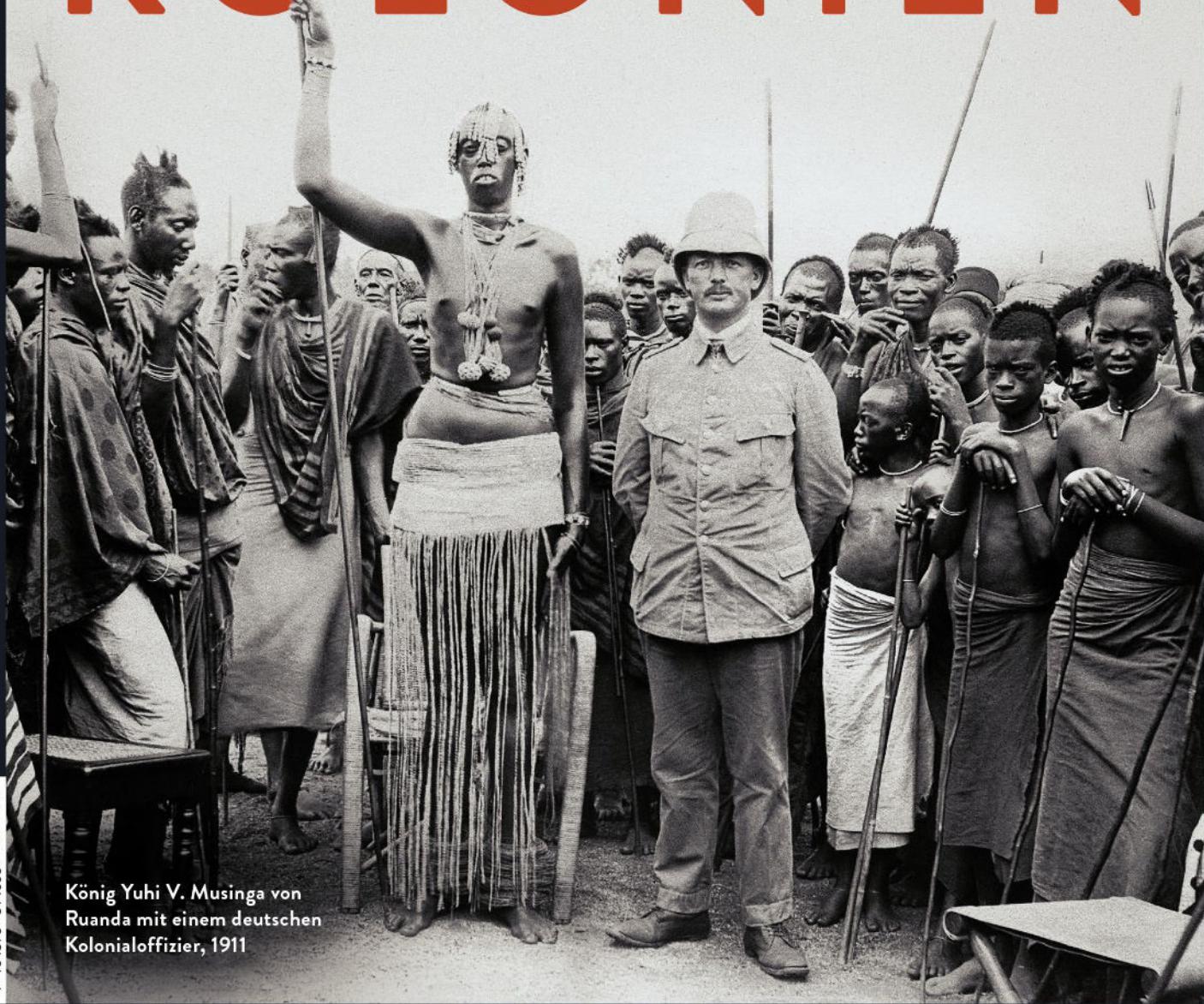


Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 135

DIE DEUTSCHEN KOLONIEN



König Yuhi V. Musinga von
Ruanda mit einem deutschen
Kolonialoffizier, 1911

ISBN 978-3-652-01529-5
4 9875 574000
Barcode

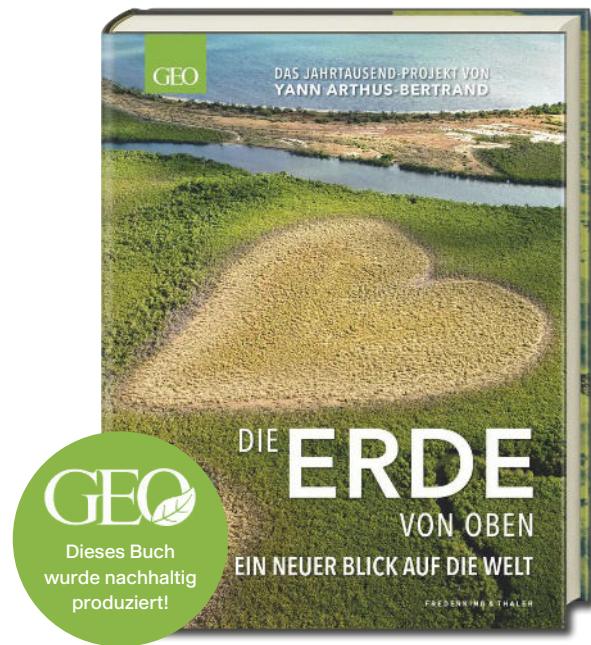
Deutschland € 14,00 · Schweiz 22,00 sFr · Österreich € 15,50 · Benelux € 16,50 · Italien € 18,60

Carl Peters: Blutige Landnahme / **Missionare:** In Gottes Namen in die Südsee / **Südwestafrika:** Nationalstolz fern der Heimat

China: Klein-Deutschland in Tsingtau / **Freiheitskampf:** Der Maji-Maji-Krieg / **Rassismus:** Im Menschenzoo

DIE ERDE VON OBEN

© Yann Arthus-Bertrand



Dieses Buch wurde ressourcenschonend und umweltfreundlich produziert: keine Materialverschwendungen, zertifiziertes Papier, pflanzenbasierte Druckerfarbe, geringe Transportwege, optimierte Produktionsprozesse.

Maße: 22 x 28,5 cm, 432 Seiten
Best.-Nr.: G729350
Preise: € 39,90 (D) | Fr. 43.90 (CH)
€ 41,20 (A)

DIE ERDE VON OBEN

Ein neuer Blick auf die Welt

Mehr als 4 Millionen Mal verkaufte sich die erste Auflage von „Die Erde von oben“, das große Werk des Fotografen Yann Arthus-Bertrand, weltweit. Nun erscheint der Bestseller erstmals in neuem Format, durchgängig umweltfreundlich gedruckt, mit bisher unveröffentlichten Texten und mehr als 150 neuen Motiven. Mit einem ungewöhnlichen Blick auf unsere einzigartige Erde regt dieses fantastische Porträt aus der Vogelperspektive zur Besinnung und zum Nachdenken an. Eine Welt, die sich im ständigen Wandel befindet, gespiegelt in den großen aktuellen Themen unserer Zeit: Weltbevölkerung, Flucht, Nahrungsknappheit, neue Technologien, verantwortungsvolle Ökonomie, Biodiversität und den engagierten Einsatz der Jugend für den Klimaschutz.



Jetzt bestellen unter geoshop.de/evo
oder +49 40 42236427

(Bitte geben Sie immer den Aktionscode an: G00210)



JENS-RAINER BERG
Redakteur GEOEPOCHE

Liebe Leserin, lieber Leser

Der Kolonialismus war ein Verbrechen. Wie sonst soll man es nennen, wenn die Vertreter eines Landes ungefragt in die Heimat fremder Gemeinschaften eindringen, dort Herrschaften, Stützpunkte und Siedlungen errichten, Gewalt ausüben, ausbeuten, unterdrücken, morden in hunderttausendfacher Zahl. So wie es die Deutschen in den Jahren zwischen 1884 und 1919 auf drei Erdteilen getan haben.

Der Kolonialismus war eine verwerfliche Tat – und er hatte Täter und Opfer. Täter waren in diesem Fall die Deutschen (und ihre Kollaborateure), Opfer die Einheimischen. Das zu benennen und zu schildern, die Schuld zu verdeutlichen und das vielfältige Leid, ist wichtig. Und doch birgt dieses Unterfangen eine Gefahr: dass man die Einheimischen auch nachträglich nur zur Passivität der Leidtragenden verdammt, ihnen ihre Fähigkeit zu handeln und ihre Version der Ereignisse abspricht.

Es ist eine Einseitigkeit, die sich ebenso in den Bildern aus der Kolonialzeit wiederfindet. Denn nahezu alle Fotografien, die aus jenen Jahren überliefert sind, stammen aus der Hand der Kolonialherren, die Kulturen gegenüberstanden, die keine Kameras kannten. Die Aufnahmen gehorchen daher fast immer dem, was die Wissenschaft den „kolonialen Blick“ nennt. Einer Sicht, die ganz der europäischen Perspektive der damaligen Zeit entspricht: Die Kolonatoren erscheinen da in der Regel als stolze, selbstverständliche Oberherren, die Einheimi-

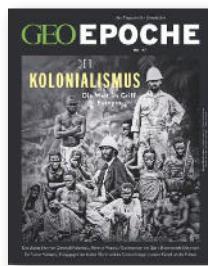
schen dagegen als Unterworfene, als Angehörige vermeintlich unterentwickelter „Rassen“, als Kuriositäten – bestenfalls exotische Attraktionen, schlimmstenfalls verachtete angeblich Minderwertige.

Für die Bebilderung dieser Ausgabe gab es dennoch keine Alternative zu diesen harten, trotzdem wichtigen Zeitzeugnissen, zu denen auch Zeichnungen und Grafiken zählen. Wir haben allerdings bei der Auswahl versucht, allzu krasse sowie rassistische Darstellungen zu vermeiden, es sei denn sie sollten genau das: den oft tief verankerten Rassismus der Kolonatoren vor Augen führen.

Und wir haben uns bemüht, den Blick der Kolonisierten zumindest in den Texten zur Geltung kommen zu lassen, als Individuen, als Widerstandskämpfer, als Handelnde in schwierigen Zeiten, auch wenn die Quellenlage hier ebenfalls sehr kompliziert ist. Die Kolonialherren waren zugleich die Herren über die Schrift, die Einheimischen selten.

Wir hoffen, dass es uns auf diese Weise gelungen ist, in dieser Ausgabe ein volleres Bild des deutschen Kolonialismus zu transportieren, die Einheimischen nicht zu bloßen Opfern zu machen. Oder, wie es die tansanische Historikerin Flower Manase, die den Opfer-Begriff ebenfalls ablehnt, im Interview am Ende des Heftes (ab Seite 152) formuliert: „Ich würde die Menschen lieber als Überlebende betrachten, die ihre eigenen Geschichten über das koloniale Leid erzählen können.“

Ich wünsche Ihnen eine interessante Lektüre.



DER DEUTSCHE GRIFF
nach Kolonien war Teil
einer gewaltigen
europäischen Expan-
sion, über die Sie in
GEOEPOCHE Nr. 97
lesen können

Herzlich, Ihr

A handwritten signature in black ink, appearing to read "Jens-Rainer Berg".

Alle zwei Monate neu, GEOEPOCHE im Abo:
www.geo-epoch.de/abo

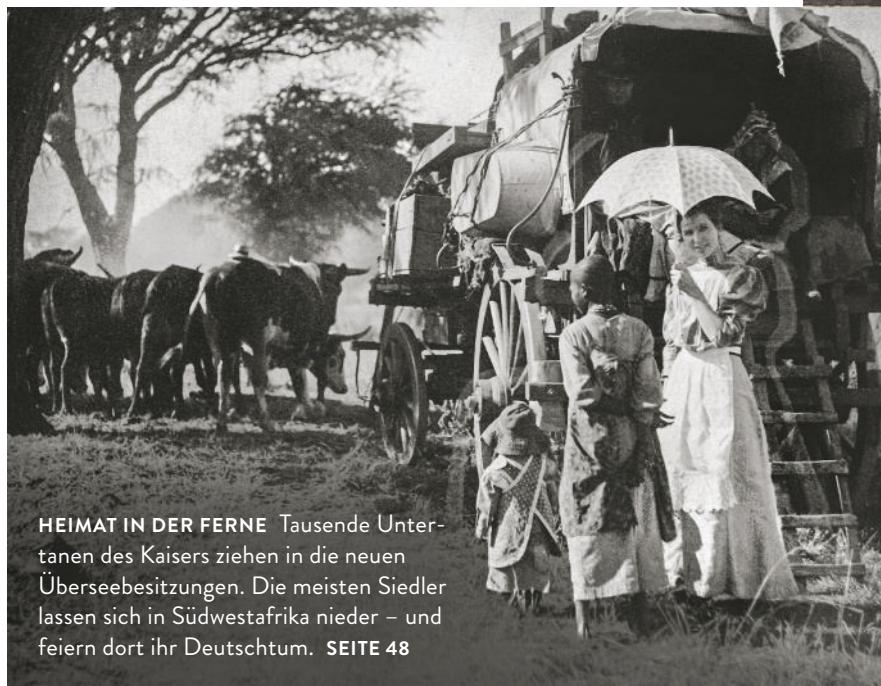




NEUGUINEA

Ab 1885 erschließen deutsche Kaufleute unter dem Schutz des Reiches den Nordosten der Insel. Ihnen folgen bald Missionare – oft als Diener der Kolonisation.

SEITE 44



HEIMAT IN DER FERNE Tausende Untertanen des Kaisers ziehen in die neuen Überseebesitzungen. Die meisten Siedler lassen sich in Südwestafrika nieder – und feiern dort ihr Deutschtum. SEITE 48

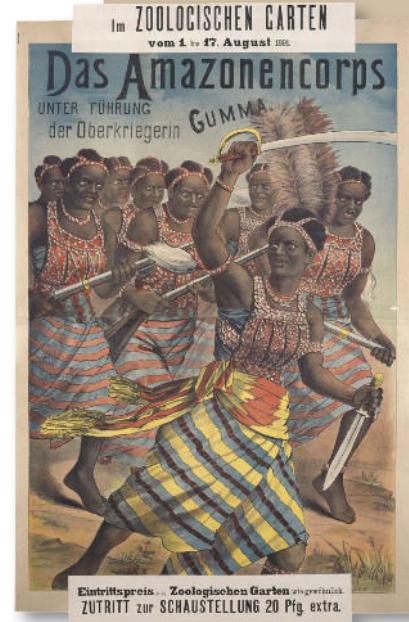
HERRSCHAFT

Binnen weniger Jahre rafft Deutschland Besitzungen in Afrika, Asien und Ozeanien zusammen. Und unterwirft, getrieben nicht zuletzt von rassistischem Denken, unzählige Menschen. SEITE 6

ANFÄNGE Das Kaiserreich tritt erst in den kolonialen Wettstreit der Großmächte ein, nachdem Private wie Carl Peters (oben) Land in Übersee erworben und gewaltsam Fakten geschaffen haben. SEITE 24



SENSATIONSLUST Im Jahr 1896 präsentiert das Auswärtige Amt Einheimische aus den Kolonien als lebende Exponate in einer Art »Menschenzoo«. SEITE 80



Eintrittspreis... Zoologischen Garten... zugleich
ZUTRITT zur SCHAUSTELLUNG 20 Pf. extra.

SAMOA

Elf Jahre lenkt Wilhelm Solf (rechts) die deutsche Kolonie im Pazifik – mal mit dem, mal gegen den einheimischen Anführer Mata'afa Josefo (ganz rechts). **SEITE 98**



KUNST Die überhebliche Attitüde der Kolonisatoren bleibt nicht unbeobachtet. In Werken voller Tiefgang halten die Beherrschten sie fest. **SEITE 132**



DEUTSCH-OSTAFRIKA Im Glauben an die Kraft des magischen *maji*-Wassers wagen die Unterjochten den Aufstand – mit grausamen Folgen. **SEITE 112**

**Nr. 135**

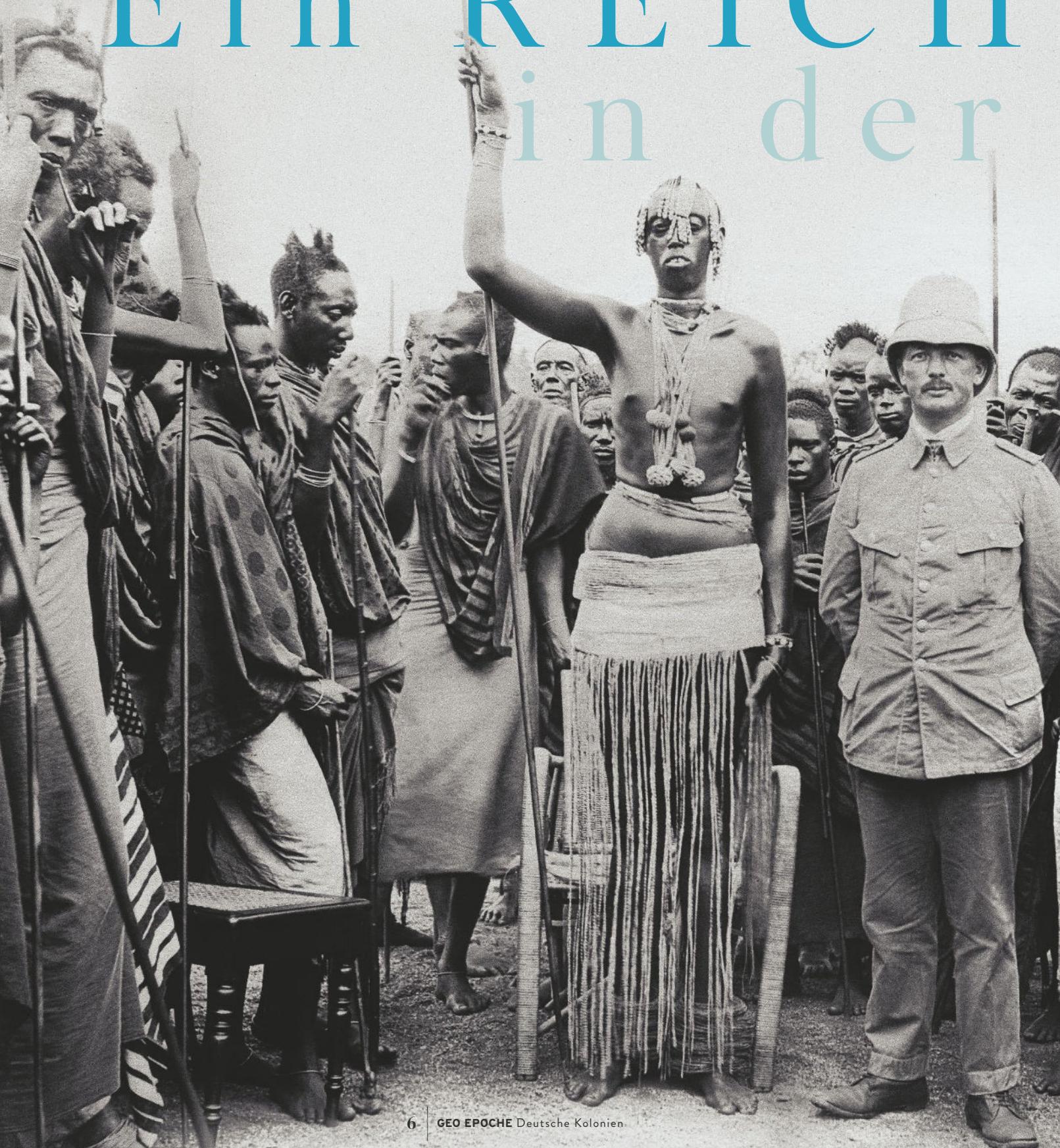
Inhalt

Die deutschen Kolonien

- ♦ *Die mit diesem Symbol versehenen Beiträge sind links bebildert.*
- ♦ **BILDESSAY** Ein Imperium in der Fremde 1884–1919
Die Deutschen errichten das drittgrößte Kolonialreich der Erde 6
- ♦ **KARTE** Weltmacht ohne Plan
Weit verstreut liegen Berlins Besitzungen in Übersee 22
- ♦ **CARL PETERS** Blutige Landnahme 1884
Ein Pfarrerssohn agiert in Ostafrika als brutaler Pionier 24
- ♦ **MISSIONARE** In Gottes Auftrag in die Südsee 1886
Kaiser-Wilhelmsland wird zum Ziel von Geistlichen 44
- ♦ **SIEDLERALLTAG** Das andere Deutschland 1893
Dunkelhaft geht es zu in Deutsch-Südwestafrika 48
- ♦ **HERERO UND NAMA** Krieg der Vernichtung
Deutsche Truppen begehen einen Völkermord 59
- ♦ **ZEITLEISTE** Daten und Fakten 67
- ♦ **KOLONIAL-AUSSTELLUNG** Ein Ort zum Gaffen 1896
Mit einer »Völkerschau« wirbt Berlin für das imperiale Projekt 80
- ♦ **EXPANSION NACH CHINA** Heimathafen in Fernost 1897
Das »Pachtgebiet« Kiautschou soll als Musterkolonie dienen 94
- ♦ **DEUTSCH-SAMOA** Der Südseekönig 1900
Gouverneur Wilhelm Solf offenbart kulturelles Verständnis 98
- ♦ **MAJI-MAJI-KRIEG** Kampf für die Freiheit 1905–1908
In Ostafrika sterben Hunderttausende im Widerstand 112
- ♦ **KÜNSTLERISCHE REAKTION** Der Blick der Anderen um 1900
Einheimische erschaffen entlarvende Bildnisse der Europäer 132
- ♦ **ENDE** Der geplatzte Traum 1919
Mit dem Ersten Weltkrieg verliert das Reich alle Kolonien 146
- ♦ **INTERVIEW** »Die Traumata sind vielschichtig«
Eine tansanische Historikerin über das Erbe der Kolonialzeit 152
- Impressum, Bildnachweise 66
- Lesezeichen 79
- Werkstatt 160
- Vorschau »Mythen und Sagen« 162

Sie erreichen die GEOEPOCHE-Redaktion online auf Instagram, Facebook oder unter www.geo.de/epoch

Ein REICH in der



F r e m d e



Ab Mitte der 1880er Jahre rafft das deutsche Kaiserreich Besitzungen in Übersee zusammen. Getrieben von Gier, Geltungsbedürfnis und dem Glauben an die eigene Zivilisationsmission, unterwerfen die Deutschen Gebiete und Menschen in Afrika, im Pazifik und in China, bis sie über das drittgrößte Kolonialreich der Erde gebieten. Das imperiale Projekt hinterlässt tiefe Wunden

BILDTEXTE: *Jens-Rainer Berg,
Anja Fries und Johannes Teschner*

MIT IHREN ÜBERLEGENEN WAFFEN können sich die europäischen Eindringlinge im Zweifel überall durchsetzen. Mitunter nutzen Einheimische die Macht der Besatzer aber auch für ihre eigenen politischen Zwecke. Im ostafrikanischen Ruanda etwa arrangiert sich König Yugi V. Musinga (hier 1911 neben einem kaiserlichen Kolonialoffizier) mit den Deutschen, um sich gegen örtliche Rivalen zu behaupten

Griff nach LAND

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts steigen auch die Deutschen voll ein in das Ringen der europäischen Mächte um fremde Territorien überall auf der Welt. Nach der Gründung des Kaiserreichs 1871 fordern Gelehrte, Schriftsteller und Beamte immer lauter eigene Kolonien für ihre Nation, erwerben Kaufleute und private Gesellschaften erste Gebiete in Übersee. Anfangs zögerlich, stellt Berlin ab 1884 etliche Regionen unter seinen »Schutz« – nicht zuletzt, um sie vor dem Zugriff konkurrierender Mächte zu bewahren. Es ist der Beginn des deutschen Kolonialreichs

DEUTSCHE TRUPPEN gehen in der Bucht von Kiautschou am Gelben Meer an Land. Nachdem das Deutsche Reich zunächst in Afrika Anspruch auf verschiedene Regionen erhoben hat, dehnt es seine Herrschaft bald auch auf Inseln im Pazifischen Ozean sowie die Gegend in China mit der Stadt Tsingtau aus







Trügerisches PARADIES



Die Deutschen, die als Händler, Siedler und Kolonialbeamte in die Überseebesitzungen ziehen, führen dort ein Leben, das sie sich in der Heimat kaum leisten könnten, lassen die meisten Aufgaben des Alltags von Einheimischen erledigen. Es ist eine Gesellschaft in der Ferne, die eine unmissverständliche, von Rassedenken geprägte Hierarchie vorsieht: die Vormacht der Kolonialherren über die Kolonisierten

ZWEI DEUTSCHE EHEPAARE machen es sich auf der Veranda eines Hauses nahe der Stadt Apia, Hauptort des »Schutzgebiets« Samoa, bequem, mit auf dem Foto ist auch eine junge Indigene. Der Wohlstand der Deutschen wird zumeist durch die Ausbeutung von Land und Leuten errungen

Die Herrschaft der

Wie alle Kolonialreiche fußt auch das deutsche auf schwerem Unrecht. Kaum ein Landerwerb in Afrika, Asien oder Ozeanien ist auf Augenhöhe mit den Einheimischen erfolgt, basiert entweder auf dubiosen Verträgen oder gleich ganz auf Enteignung oder Erpressung. Widerstand gegen die neuen Herren, gegen Unterdrückung und Ausplünderung, wird brutal ersticken: Aufstände schlagen die Deutschen mit Waffengewalt nieder, führen Kriege ohne Rücksicht auf Alte, Frauen und Kinder – bis hin zum Völkermord

DIE KÖRPER AUSGEMERGElt und in Ketten gelegt, zeigt das Foto Gefangene aus den Bevölkerungsgruppen der Herero und der Nama, die sich ab 1904 gegen das Kolonialregime in Deutsch-Südwestafrika erheben. In einem von Rassenwahn befeuerten Vernichtungsfeldzug töten die Deutschen Zehntausende Menschen. Wer überlebt, hat – wie diese Männer – Zwangsarbeit zu leisten



GEWALT



Fortschritt, der den



TÄTERN dient



Die in ihren Augen minderwertigen Einheimischen durch moderne Technik, Bildung, christlichen Glauben und europäische Sitten auf ein vermeintlich höheres Niveau der menschlichen Entwicklung zu heben, gilt vielen Kolonialherren als moralische Rechtfertigung für ihr Tun. Tatsächlich aber lehren die Weißen die Unterjochten meist ohnehin nur solche Fähigkeiten, die sie zu nützlicheren Arbeitern machen, dient der Ausbau der Infrastruktur hauptsächlich dazu, die Kolonien effektiver auszubeuten und zu beherrschen

EISENBAHNEN HELFEN den Deutschen in Afrika, für den Export nach Europa vorgesehene Produkte aus dem Binnenland zur Küste zu befördern, hier ein Zug in Deutsch-Ostafrika. Errichten müssen die Strecken meist einheimische Zwangsarbeiter mit unzureichender Ausrüstung und unter erbärmlichen Bedingungen

Im Gefolge der neuen

Erst allmählich übernimmt der deutsche Staat – nachdem zu Beginn Privatleute und Firmen oft mehr oder weniger eigenmächtig vorgestoßen waren – die Verwaltung der Kolonien, schickt Beamte und Soldaten. In den nun kaiserlichen Besitzungen gebieten Vertreter des Reichs bald wie lokale Fürsten, haben diese Gouverneure weitgehend freie Hand

BERNHARD DERNBURG, Staatssekretär im Reichskolonialamt (Mitte mit Vollbart), begutachtet bei einem Besuch in Deutsch-Ostafrika Schießübungen der »Schutztruppe«, wie das Militär hier und in anderen deutschen Kolonien genannt wird. In deren für die brutale Niederschlagung von Aufständen berüchtigten Einheiten dienen neben Deutschen auch viele afrikanische Söldner, die »Askaris«



HERREN





Die Jagd nach PROFIT



Große Erträge für die Deutschen versprechen die Kolonialpropagandisten, günstige Bodenschätze und lukrative Absatzmärkte. Was ein entscheidendes Motiv für die Expansion nach Übersee ist, erweist sich allerdings als Trugschluss: Zwar erzielen einzelne Firmen und Personen durchaus beträchtliche Gewinne, der Anteil der Kolonien an der Gesamtwirtschaft des Kaiserreichs bleibt aber äußerst gering. Und der Staat zahlt für Verwaltung und Unterdrückungsapparat insgesamt sogar mehr, als er einnimmt

ROHSTOFFE WIE Kautschuk, Palmöl oder Holz sollen in den Kolonien gewonnen werden. Dafür lassen deutsche Unternehmer die Menschen vor Ort für geringste Löhne schwere Arbeiten verrichten, wie hier beim Baumfällen im afrikanischen Urwald. Wer nicht den Ansprüchen der weißen Aufseher genügt, dem droht die Peitsche

Leben und Sterben mit

Für die Einheimischen stürzt das Regime der deutschen Kolonialherren, auch jenseits roher Gewalt, fast überall die Verhältnisse um: Traditionelle Machtkonstellationen werden erschüttert, neue Regeln gelten, alte Gewissheiten zerbersten. So müssen sich die Bewohner in den Kolonien häufig neu orientieren, sind gezwungen, zu reagieren, sich anzupassen, abzuwarten oder aufzubegehen – und oft genug irgendetwas dazwischen. Das Ergebnis sind viele gebrochene Biografien ◇

DIE ANFÜHRER DER DUALA in Kamerun akzeptieren 1884 einen »Schutzvertrag« mit den Deutschen und können danach vom Handel profitieren. Als jedoch das Oberhaupt einer Duala-Gruppe, Rudolf Duala Manga Bell (hier mit Hut in der Hand im Kreis von Angehörigen), der sogar einige Jahre in Deutschland gelebt hat, Widerstand gegen die vertragswidrige Enteignung und Umsiedlung seiner Gemeinschaft organisiert, wird er 1914 von der Kolonialregierung nach einem manipulierten Prozess wegen Hochverrats hingerichtet



den BESATZERN



Weltmacht OHNE PLAN

Zwischen 1884 und dem Ersten Weltkrieg errichtet Deutschland eines der größten Kolonialreiche seiner Zeit. Ein genau durchdachtes Konzept aber steht nicht dahinter. So ähnelt das Imperium, trotz seiner brachialen Auswirkungen, in vielem einem improvisierten Flickenteppich

TEXT: Jens-Rainer Berg

Dass dem deutschen Kolonialreich kein Masterplan zugrunde liegt, kann erahnen, wer auf einer Weltkarte die weit verstreuten Stützpunkte von Berlins Überseeherrschaft betrachtet. Und tatsächlich bestimmen vor allem Gelegenheiten und Zufälle, Willkür und Eigendynamik das Geschehen, das zur deutschen Fremdherrschaft über Millionen von Menschen führt. Das Ergebnis ist ein Imperium der Uneinheitlichkeit, geografisch extrem vielseitig, klimatisch und im Hinblick auf die Lage vor Ort, die einheimische Bevölkerung äußerst divers.

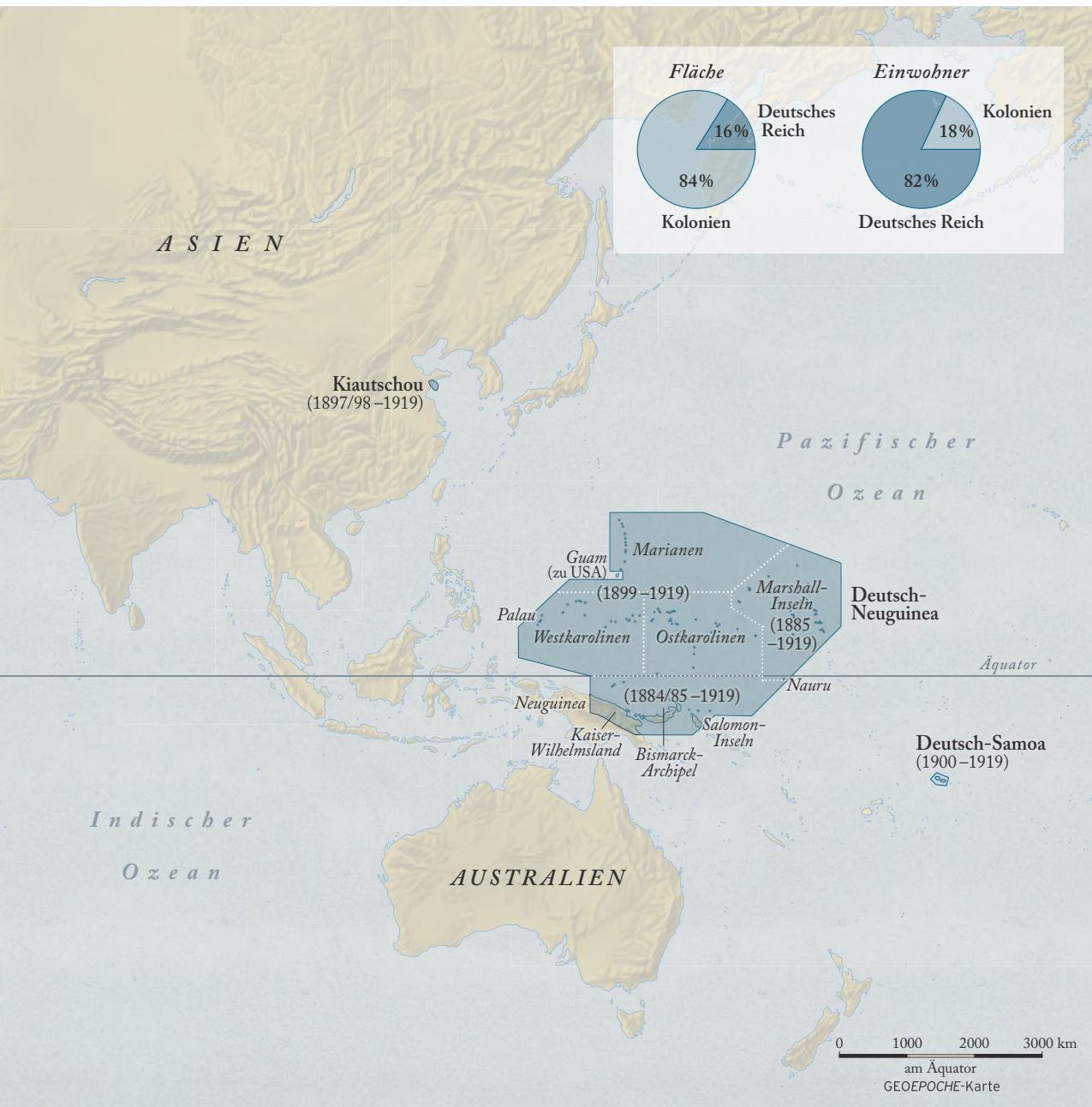
Der Schwerpunkt der Besitzungen liegt in Afrika, doch auch dort unterscheiden sich die Gebiete stark, tropischer Dschungel in Kamerun und Wüsten in Deutsch-Südwest etwa, islamische Gemeinwesen hier und nomadische Gruppen dort, dichte Besiedlung und kaum bevölkerte Regionen.

Der Charakter der Kolonien aus deutscher Sicht variiert beträchtlich: Deutsch-Südwestafrika ist für Besiedlung vorgesehen, Togo und das chinesische Kiautschou dienen vornehmlich dem Handel, Kamerun soll Rohstoffe und auf Plantagen angebaute Produkte liefern, und die Besitzungen in der pazifischen Inselwelt haben in erster Linie Prestigefunktion.

Angesichts dieser Spannbreite ist verständlich, dass die Zustände und Ereignisse vor Ort ebenfalls vielfach verschieden ausfallen. Grob jedoch lässt sich die Entwicklung des Kolonialreichs in drei Phasen unterteilen: In den 1880er Jahren ist sie geprägt von privaten Pionieren, die auf eigene Faust agieren, bald jedoch vom deutschen Staat gestützt werden. Ab 1890 übernimmt das Kaiserreich die Verwaltung der „Schutzgebiete“ genannten Besitzungen selbst. 1907 dann wird das Kolonialimperium neu organisiert: Mit der Gründung des Reichskolonialamts soll eine einheitliche Zentrale geschaffen werden – um jenes so unübersichtliche globale Gebilde irgendwie zusammenzuhalten. ◇



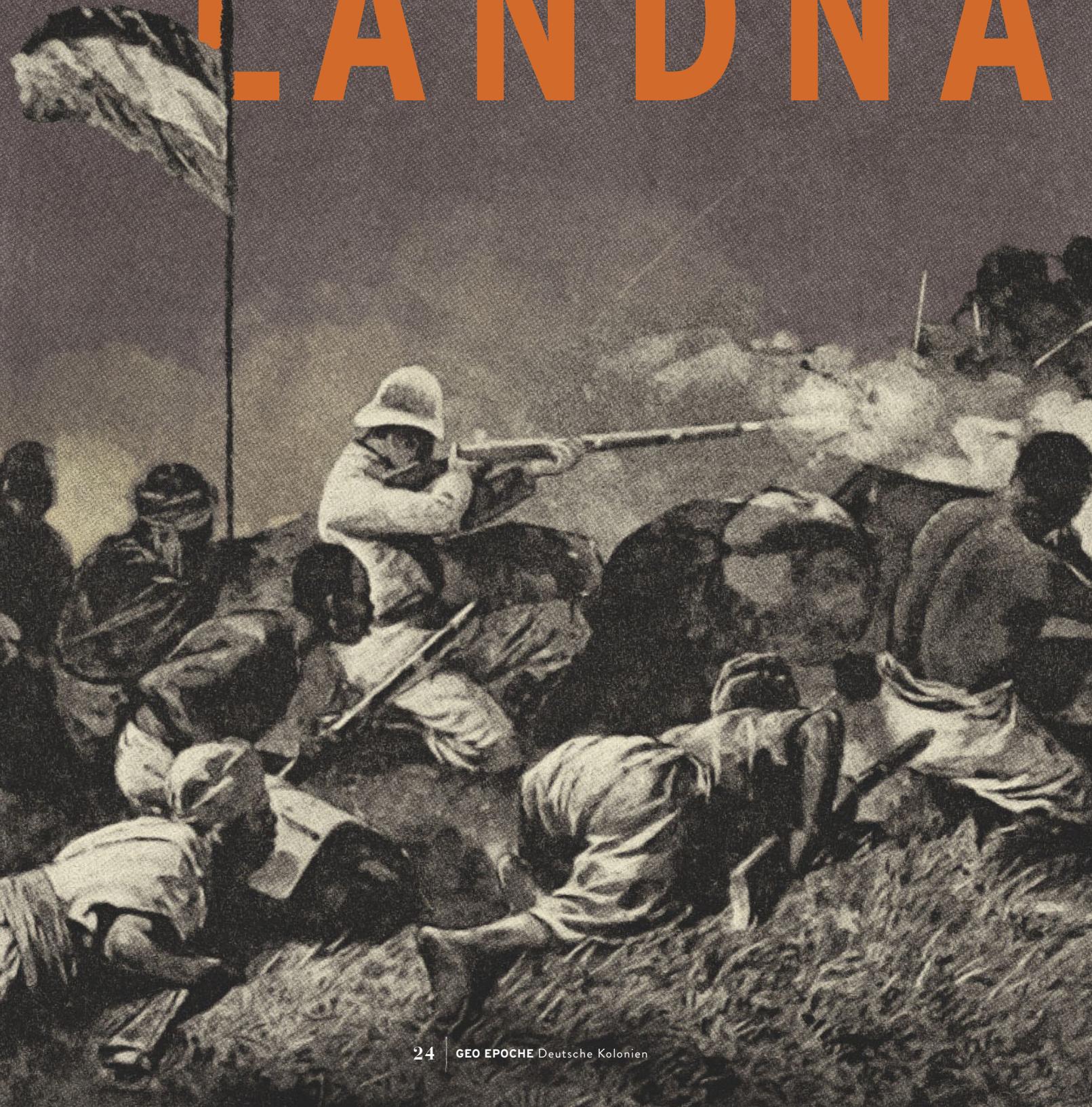
DAS DEUTSCHE KOLONIALREICH 1884–1919



1884

Die Anfänge

BLUTIGE LANDNA



H M E



GEWALT gehört zum Wesen des Kolonialismus, auch in den deutschen »Schutzgebieten«. Carl Peters (Bild rechts, um 1880), geboren 1856 südöstlich von Hamburg, sieht sie als Mittel im angeblichen Kampf der »Rassen«, glorifiziert sie als Heldenmut. Diese Illustration, die ein Gefecht gegen Massai im heutigen Kenia zeigt, entstammt, wie auch die Szenen auf den folgenden Seiten, aus einem Buch, das Peters über eine Expedition in den Jahren 1889/90 veröffentlicht

Seit Jahrhunderten schon maßen sich Europas Staaten an, über weite Teile der Erde zu gebieten. Doch erst in den 1880er Jahren greift auch Deutschland, spät zur Nation geformt, nach Besitz in Übersee. Erfüllt von dem Verlangen, endlich in den Kreis der Weltmächte aufzuschließen, eignen sich Vertreter des Kaiserreichs rücksichtslos Gebiet um Gebiet an. Zu den brutalsten Pionieren zählt Carl Peters, ein Pfarrerssohn aus Norddeutschland



Ü

TEXT: Mathias Mesenhöller

BERALL LIEGEN LEICHEN. Es sind Dutzende. Von Schusswunden versehrt, blutverschmiert. Männer mit Gewehren halten Überlebende in Schach, die in einiger Entfernung vor Wut schreien. Frauen schützen ihre Kinder, klagen. Die Angreifer fallen über das Dorf her, reißen an sich, was ihnen wertvoll

scheint, treiben das Vieh fort bis zum letzten Rind und Schaf. Sie legen Brände. Prasselnd fressen die Flammen ein Dach nach dem anderen. Das Dorf verschwindet unter Rauchschwaden der Vernichtung.

Einige Bewaffnete treten an die Leichen heran, fassen die Köpfe der Toten und schneiden sie ab. Und schleudern die Schädel zwischen die Besiegten. Schließlich ziehen die Männer weiter. Ihrer Kolonne voran weht die schwarz-weiß-rote Fahne des Deutschen Reichs.

Nach dem Kalender der Europäer ist es Dezember 1889, kurz vor Weihnachten. Der Schauplatz der Schändung und weiterer, ähnlicher Überfälle ist das heutige Kenia. Und der Anführer der Truppe ein in seiner Heimat berühmter Mann, gefeiert als Pionier der deutschen Kolonialbewegung: Carl Peters.

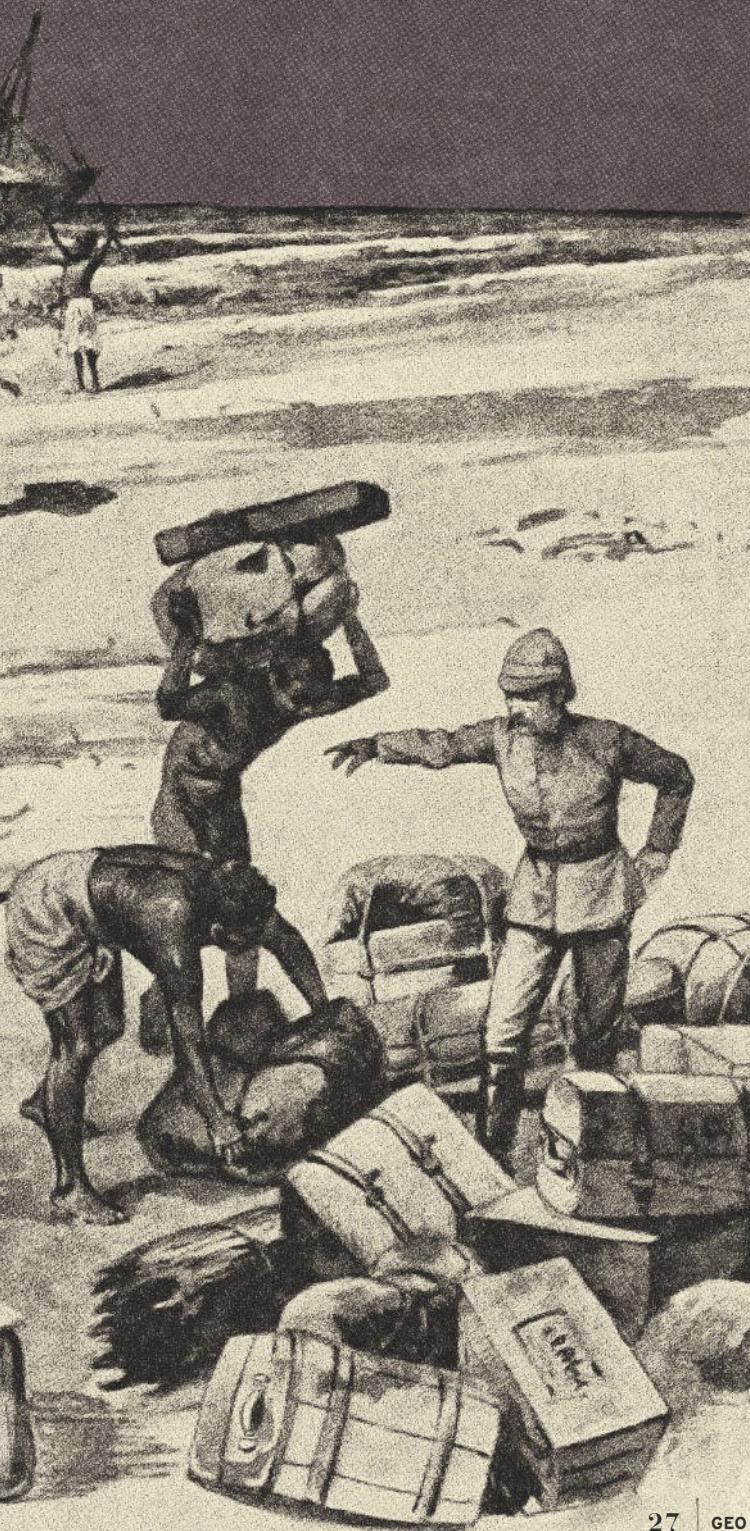
Dr. Carl Peters, um genau zu sein. Der 33-Jährige, Schnauzbart, Kneifer, hat eine Doktorarbeit in Geschichte geschrieben, später ein dickes Buch über Philosophie. Darin spricht er von einem „Kampf ums Dasein“, der angeblich unter den Menschen und zwischen ihren „Rassen“ herrscht. Die Brutalität des Dr. Peters ist die eines Gelehrten, der aus vermeintlich höherer, historischer Einsicht raubt und mordet. Zugleich entspringt sie brennender Geltungssucht und maßloser Arroganz.

Mit all dem steht Peters nicht allein. Sein Erfolg und sein Ruhm gründen darauf, dass Millionen Deutsche in der Unterwerfung und Ausplünderung ferner Völker keine Anmaßung sehen, erst recht kein Verbrechen, sondern ein Recht. Mehr noch: einen Auftrag, wenn Deutschland zu



DIE DEUTSCHE LANDNAHME

hat ihren Anfang in Afrika, wo zunächst Abenteurer, Forscher und Kaufleute Territorien erkunden und erwerben – und bald Unterstützung vom deutschen Staat erhalten. Im Jahr 1884 betritt Carl Peters, durchdrungen von Großmachtfantasien und Überlegenheitsgefühl, erstmals die Küste Ostafrikas (im Bild eine spätere Landung)



den großen Mächten der Welt gehören soll. Was wiederum, daran zweifeln wenige, die Bestimmung der Nation ist.

Die Gewalt des Kolonialismus bezeichnen sie als notwendige Härte. Ihre Opfer nennen sie „Wilde“ und betrachten sie mit halb amüierter, halb schaudernder Herablassung. Wo sie sich bereichern, behaupten sie, Gutes zu tun, die Zivilisation auszubreiten. Und wo sie jenseits der Meere Sadismus, Lust und Herrenmenschen-Fantasien ausleben, erzählen sie daheim Abenteuergeschichten von brennend heißem Sand und dunklem Dschungelpfad und kindergleichen, dabei heimtückischen „Eingeborenen“.

Das deutsche Ausgreifen kommt im Vergleich zu anderen europäischen Mächten spät – wie auch der deutsche Nationalstaat spät entsteht, dann aber enorme Wucht entfaltet: Ab Mitte der 1880er Jahre wird das Kaiserreich binnen Kurzem zur drittgrößten Kolonialmacht der Welt.

Eine atemberaubende Aufholjagd. Ihre Ursprünge indes liegen im frühen 19. Jahrhundert. Und ihre Vorgeschichte reicht zurück bis in die Anfänge der europäischen Expansion, jener gewalhaften Erkundung und Unterwerfung ferner Landstriche durch die Staaten zwischen Atlantik und Ural. An der sich nun auch Deutschland beteiligt.

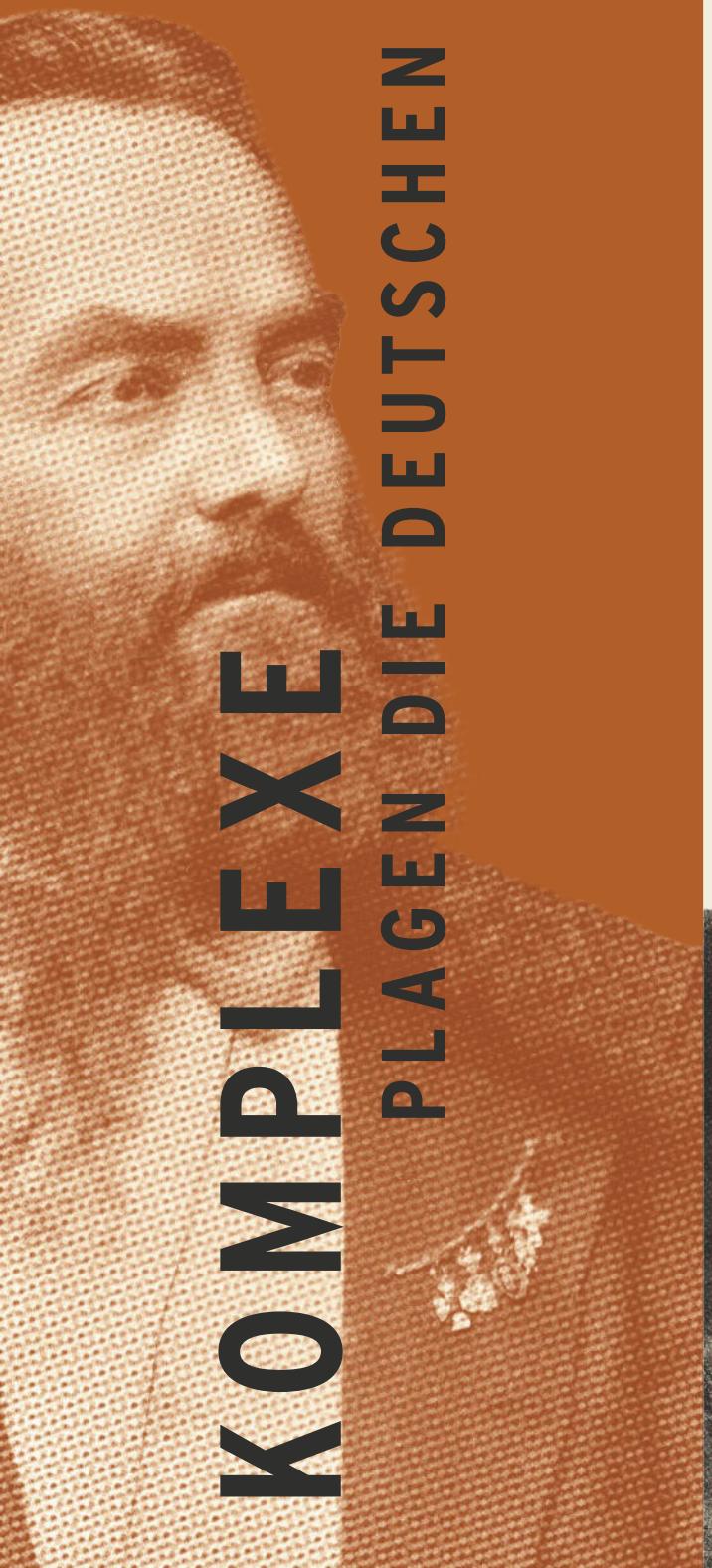
EUROPAS ANEIGNUNG DER WELT beginnt um 1500. Kapitäne im Dienst Portugals und Spaniens steuern ihre Schiffe um Afrika herum nach Asien, über den Atlantik nach Amerika; russische Abenteurer dringen nach Sibirien vor. Bald haben etliche europäische Monarchien Anteil an den Entdeckungs- und Beutezügen, der Errichtung von Handelsstützpunkten, Kolonien. Auch deutsche Herrscher, der Kurfürst von Brandenburg etwa, erwerben im 17. Jahrhundert Besitz in der Karibik und an den Küsten Afrikas – können ihn aber nicht dauerhaft wahren. Die meisten Landesherren unter dem Dach des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation sind zu schwach, um mit den bereits etablierten Kolonialmächten mitzuhalten, oder sie errichten wie Preußen und Österreich ihre Imperien in Ost- und Südosteuropa.

So nehmen Deutsche an der europäischen Expansion nur individuell teil, als Kaufleute in den Gebieten anderer Staaten, als deren Söldner oder Matrosen, als Forschungsreisende und Missionare, vor allem als Auswanderer, deren Zahl stetig wächst. Die Mehrheit strebt im Laufe des 19. Jahrhunderts in die USA; viele fliehen vor der autoritären Politik ihrer Fürsten, die meisten vor Armut und Überbevölkerung.

Derweil gewinnt eine neue Idee immer mehr Anhänger, die Idee der Nation. Die Vorstellung von einer Zusammengehörigkeit aller Deutschen, die möglichst vereint in einem gemeinsamen, machtvollen Staat leben sollten.

BEREITS SEIT GRÜNDUNG des Kaiserreichs 1871 werben Kolonialagitatoren wie der Reiseschriftsteller Ernst von Weber (hier im Bild) oder der Theologe Friedrich Fabri für ein Übersee-Imperium: um die Macht Deutschlands zu mehren, Zugang zu Rohstoffen und Absatzmärkten zu gewinnen, aber auch als Auffangbecken für rebellische Landsleute. Die Propagandisten finden zahlreiche Anhänger. Doch die Reichsregierung zögert zunächst

KOMPLEXE PLAGEN DIE DEUTSCHEN



Zudem nicht länger als Untertanen ohne politische Mitsprache, sondern als freie Bürger.

Etwa um 1840 wird bei den nationalen Bewegungen der Gedanke populär, dass dieser künftige Staat ähnlich wie andere europäische Mächte Kolonien haben soll – ja, dass sich angesichts der vielen Auswanderer solche Kolonien sogar vor einem Nationalstaat gründen lassen. Statt in den Gesellschaften ihrer Zielländer aufzugehen, könnten die Emigranten so Außenposten deutscher Kultur bilden.

In zahlreichen Städten finden sich Menschen zu „Kolonialvereinen“ zusammen, um passende Ansiedlungsgebiete ausfindig zu machen und für sie zu werben. Sie fassen das zeitweise unabhängige Texas ins Auge, Gegenden in Zentral- und Südamerika, Palästina und Mesopotamien. Andere Projektmacher planen eine deutsche Niederlassung auf Inseln im Stillen Ozean, auch als Stützpunkt für eine – zukünftige – nationale Kriegsflotte.

Ein prominenter Vertreter dieser Bewegung, der Komponist Richard Wagner, träumt: „Nun wollen wir in Schiffen über das Meer fahren, da und dort ein junges Deutschland gründen. Wir wollen es besser machen als die Spanier, denen die Welt ein pfäffisches Schlächterhaus, anders als die Engländer, denen sie ein Krämerkasten wurde. Wir wollen es deutsch und herrlich machen.“

Kolonialismus als Weltverbesserung, ein Genesen der Welt am deutschen Wesen, das ist nicht einmal schlecht gemeint. Aber schlecht gedacht. Dass die Bewohner der zu kolonisierenden Landschaften nie nach der „herrlichen“ deutschen Kultur gefragt haben, kommt den meisten Anhängern der Kolonialidee so wenig in den Sinn, wie sie deren eigene Kultur interessiert. Für sie ist die nicht kolonisierte Welt regelrecht: leer. Beliebig in Besitz zu nehmen, zu ge-

UM TATSACHEN ZU SCHAFFEN, zieht Peters unter wehenden Fahnen mit Karawanenführern aus der Region durch Ostafrika und erwirbt auf eigene Faust Gebiete. Dazu schließt er Verträge mit lokalen Anführern – die allesamt auf Täuschung oder Missverständnissen beruhen und eigentlich juristisch wertlos sind



stalten von Europäern, die dabei Künstlern gleichen, wie Wagner einer ist. Oder Göttern.

Indes scheitern die meisten Kolonialvereine. Wer ein besseres Leben im Ausland sucht, wählt eher den bewährten Weg in die USA, als ein fragwürdiges „Neu-Deutschland“ anzusteuern. Vor allem jedoch fehlt der politische Rückhalt.

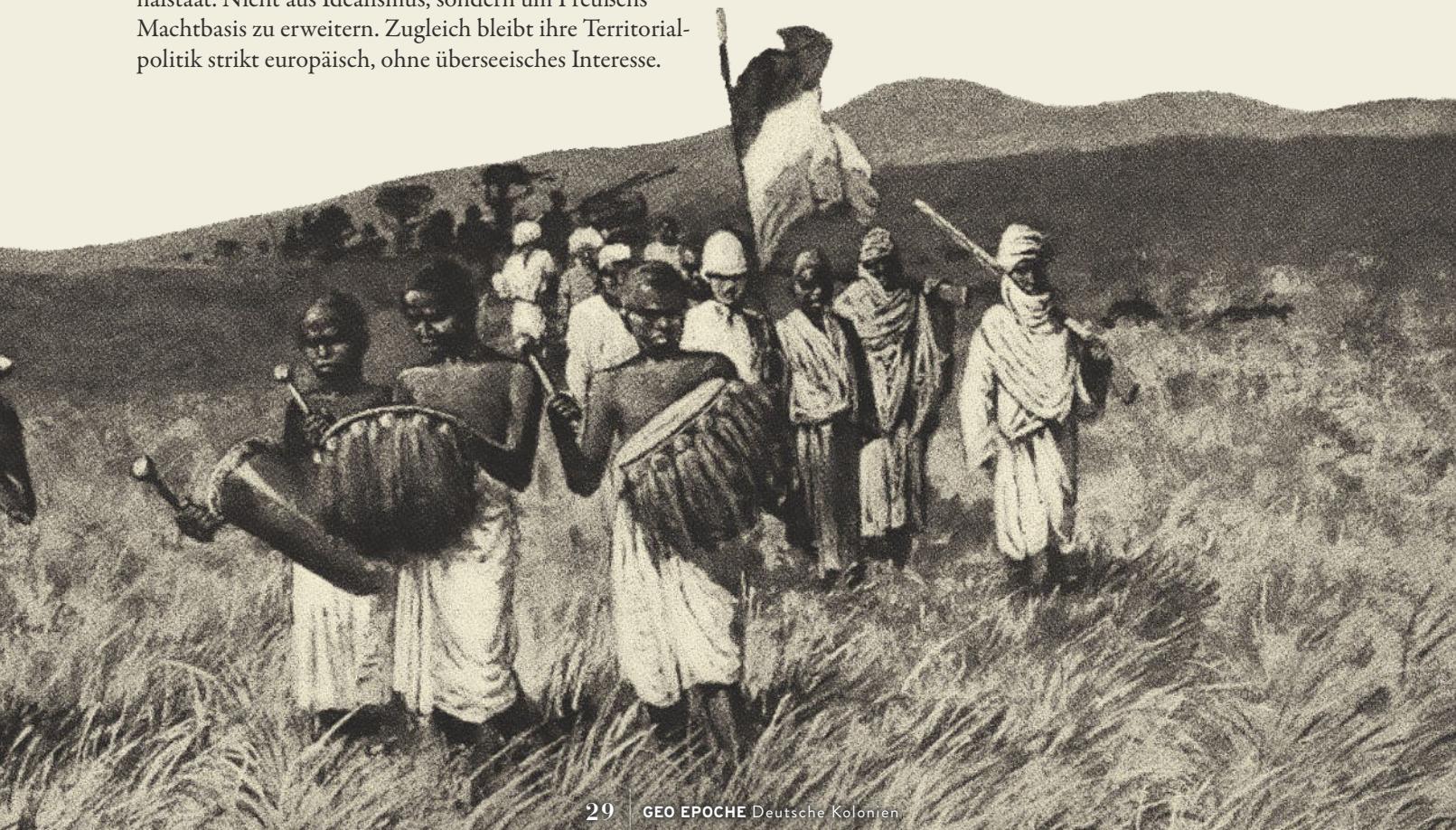
Das koloniale Sehnen kommt vor allem aus der bürgerlichen Gesellschaft – während Fürsten und konservativer Adel wenig von kostspieligen Abenteuern in fernen Weltgegenden halten. So, wie sie ihre Selbstherrlichkeit lange keinem übergreifenden Nationalstaat opfern wollen. Beide Größenfantasien bleiben in Deutschland Traumtänzerei. Bis die stärkste der deutschen Monarchien die nationale Idee kapert.

VERSAILLES BEI PARIS, 18. Januar 1871. In einem weiten, dank etlicher großer Spiegel noch einmal größer wirkenden Saal nimmt der preußische König Wilhelm I. vor jubelnden Offizieren den Titel als „Deutscher Kaiser“ an. Nach Triumphen über Dänemark sowie über Preußens innerdeutschen Konkurrenten Österreich und einem siegreichen, einenden Feldzug gegen Frankreich schaffen er und sein leitender Minister Otto von Bismarck den vielfach ersehnten Nationalstaat. Nicht aus Idealismus, sondern um Preußens Machtbasis zu erweitern. Zugleich bleibt ihre Territorialpolitik strikt europäisch, ohne überseeisches Interesse.

Doch binnen Kurzem werden die Stimmen abermals lauter, die nun auch den nächsten Schritt fordern: Kolonien. Nach der Reichsgründung überbordend selbstbewusst, andererseits belastet vom Komplex der Zuspätgekommenen, scheint immer mehr Deutschen Besitz in Übersee als unerlässliche Requisite einer großen europäischen Macht, die ihr Reich nun endlich ist.

Hinzu treten wirtschaftliche Motive, der Zugang zu Rohstoffen, die Hoffnung auf lukrative Plantagen und Absatzmärkte. Umso mehr, als die Weltwirtschaft 1873 in eine lang anhaltende Stagnation gleitet, die Zahl der Arbeitslosen steigt und Löhne fallen, revolutionäre, sozialistische Gedanken umgehen. Angesichts dessen erscheinen Kolonien manchen als eine Art soziales Ventil, um den Unzufriedenen eine Perspektive zu bieten, sie loszuwerden. Dafür werben so unterschiedliche Männer wie der Hamburger Diplomat und Kaufmann Wilhelm Hübbe-Schleiden, der wohlhabende sächsische Reiseschriftsteller Ernst von Weber, der aus der christlichen Missionsarbeit kommende Friedrich Fabri. Mehr wohl als die anderen hofft Fabri durchaus aufrichtig, den „Heiden“ die christliche Botschaft zu bringen, sie aus ihren vermeintlich „primitiven“ Verhältnissen zu „heben.“

Dennoch, der Fluchtpunkt ist fast immer die nationale Größe. Denn missionieren ließe sich auch ohne Herrschaft, und der Bevölkerungsüberschuss hat längst seine

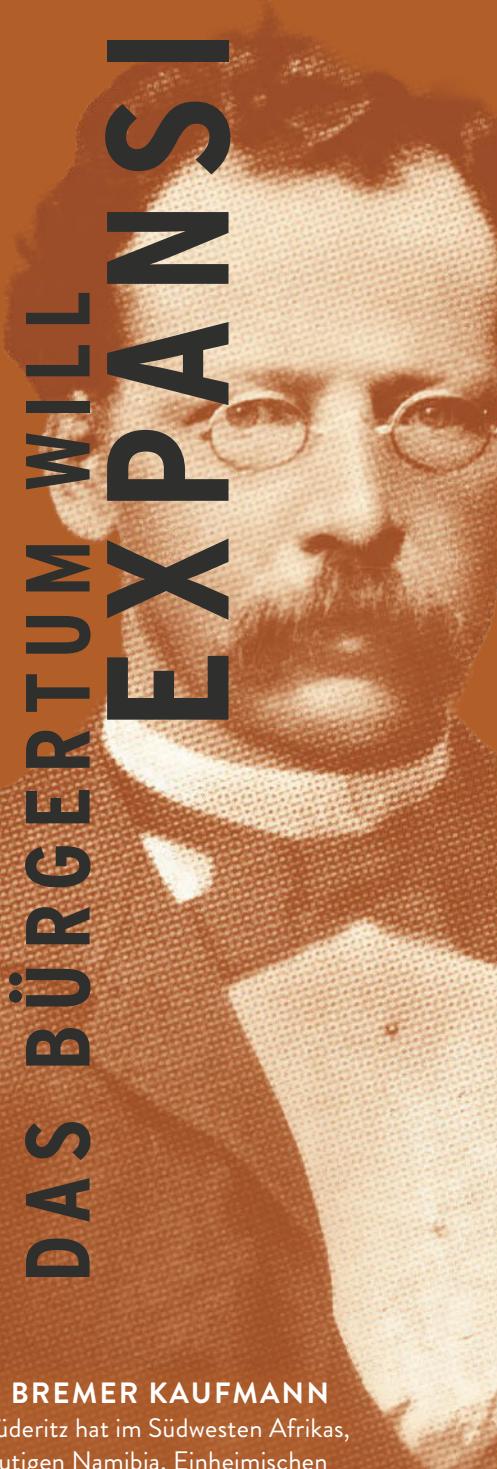


DIE ERSTEN BEGEGNUNGEN mit den Einheimischen verlaufen zumeist friedlich. Im Lauf der Zeit jedoch führen Hochmut, Machtgier und Skrupellosigkeit der Deutschen zu Zwist und Gewalt. Bisweilen reichen Kleinigkeiten, um Verhandlungen in einen tödlichen Konflikt kippen zu lassen

1884 Die Anfänge



DAS BÜRGERTUM WILL EXPANSION

A sepia-toned portrait of Otto von Bismarck, showing him from the chest up, wearing glasses and a dark suit.

DER BREMER KAUFMANN

Adolf Lüderitz hat im Südwesten Afrikas, im heutigen Namibia, Einheimischen Gebietsansprüche abgerungen, um dort Handel zu treiben und nach Gold und Diamanten zu suchen. Als er Berlin um Absicherung bittet, erklärt das Kaiserreich das Territorium im Frühjahr 1884 zum ersten deutschen »Schutzgebiet«

Wege gefunden, vor allem nach Amerika. Dort aber werden die Auswanderer weiterhin Teil englisch- oder spanischsprachiger Mischgesellschaften. Deutschen Nationalisten erscheint das als Verlust, als fatale Schwächung im globalen Daseinskampf der Völker und „Rassen“ – den sie zunehmend für eine Art Naturgesetz der Geschichte halten. „Weltmacht oder Untergang“, so lautet ihr Glaubenssatz, und viele treibt die Sorge um, bei der Aufteilung des Planeten endgültig den Anschluss zu verpassen.

Otto von Bismarck, seit Gründung des Kaiserreichs dessen Kanzler, hält das für gefährlichen Unfug. Ein nüchterner Macht- und Realpolitiker, beeindrucken ihn weder Weltgeltungsträume noch geschichtsphilosophische Fantastereien. Bismarck sieht seine Aufgabe allein darin, die zwischen dem feindseligen Frankreich und dem gewaltigen Russland in der Mitte Europas gelegene preußisch-deutsche Monarchie zu erhalten. Dazu braucht er stabile Finanzen, eine starke Armee, Verbündete und möglichst keine weiteren Kriege. Kolonien hingegen kosten den Staat Geld für Verwaltungsbeamte, Infrastruktur und eine Überseeflotte, binden Truppen und bergen die Gefahr unnötiger Konflikte mit anderen Mächten.

Also setzt Bismarck zwar die diplomatische Macht des Reichs ein, um den Handel und Besitz deutscher Kaufleute in der Welt zu schützen und zu fördern. Ein größeres Engagement lehnt der Kanzler ab. Wenn er erst einmal einen Leutnant entsende, formuliert er später, müsse er unter Umständen bald die nächsten hinterherschicken, um ihn wieder herauszuholen. Dazu ist er nicht bereit.

Doch Bismarck hat ein Problem: Inzwischen träumt ein großer Teil der Deutschen von sichtbarer kolonialer Macht. Gerade im konservativen Bürgertum ist das Empfinden weit verbreitet. Und auf dessen Stimmen zählt der Kanzler bei Wahlen.

DEIN BÜRGERLICHEN MILIEU entstammt auch der 1856 geborene Pastorensohn Carl Peters. Das Wohnzimmer des Pfarrhauses von Neuhaus, einer Gemeinde unweit der Elbe südöstlich von Hamburg, zierte eine große Karte von Afrika. Der Vater liest Expeditionsberichte, sucht Kontakt zu ähnlich Interessierten, zeigt sich fasziniert.

Als Carl Peters noch nicht 14 ist, kommt er aufs Gymnasium, fern vom Elternhaus. Ein Junge von zarter Statur, häufig krank, kurzsichtig. Zwei Jahre später stirbt der Vater, das Geld wird knapp. Carl trägt schlechte Sachen, die Mitschüler spotten. Er versucht die Schwächen auszugleichen mit körperlichem Training, indem er seine natürliche Redegabe übt, nach herausragenden Noten strebt.



IM SPÄTEN 19. JAHRHUNDERT erreicht das Ringen der europäischen Mächte um Kolonien eine Hochphase. Besonders im Blick der Deutschen: Afrika (US-Karikatur, 1885)

Kompensiert womöglich soziale Komplexe durch eine hohe Meinung von den eigenen Fähigkeiten. Kurz vor dem Abitur urteilen seine Lehrer: „Zu wünschen ist ihm, dass sein Glaube, ein Genie zu sein, recht bald erschüttert wird.“

An der Universität tut er sich bei oft blutigen studentischen Fechtkämpfen hervor. Dann auch akademisch, gewinnt für eine historische Arbeit einen Preis, schließt sein Studium mit dem Doktortitel ab und erlangt in der Folge die Zulassung als Gymnasiallehrer für Geschichte und Geografie.

Statt zu unterrichten, folgt Peters um die Jahreswende auf 1881 der Einladung eines wohlhabenden Verwandten nach London, führt dort ein komfortables Leben in der gehobenen britischen Gesellschaft. Nach dem frühen Tod seines Gönners lässt er sich mit einem kleinen Vermögen aus dem Erbe in Berlin nieder – und mit einem großen Groll. Er habe es „satt“ gehabt, wird Peters später schreiben, als Bürger einer nachrangigen Macht „unter die Parias gerechnet zu werden“, sich sehnlich gewünscht, gleich den Londonern „einem Herrenvolk anzugehören“.

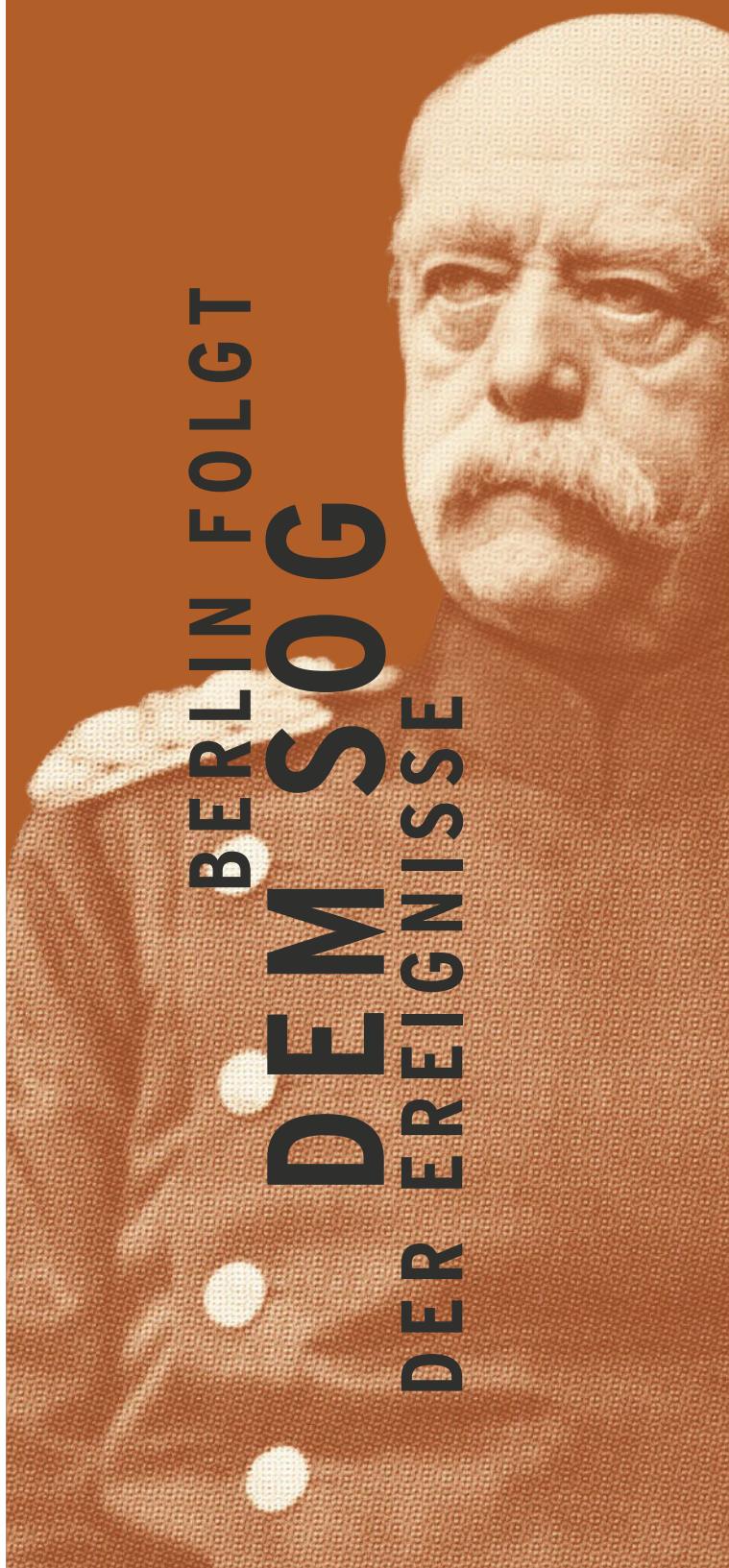
Auch darin ist Carl Peters ein Deutscher wie viele andere in seiner Zeit: von den vermeintlich germanisch-„rasseverwandten“ Engländern, ihrem Reichtum, ihrer Macht und Weltläufigkeit beeindruckt, auf sie neidisch, voller Minderwertigkeitsgefühle – zugleich hochmütig überzeugt, dass der Idealismus und militärische Gemeinschaftsgeist, den er der deutschen Kultur zuschreibt,

REICHSKANZLER Otto von Bismarck

hält Kolonien in Übersee für teuer, nutzlos und einen möglichen Konfliktherd.

Dennoch gibt er schließlich der Stimmung vieler Deutscher nach. Das Reich stellt die privaten Kolonialvorhaben unter staatliche Protektion

DEMERGENSSE DER BERLINER FOLGT



dem pragmatischen Individualismus der Angelsachsen letztlich überlegen sein wird.

Durch den Nachlass finanziell abgesichert, beginnt Peters in Berlin eine philosophische Abhandlung, die ihm den Weg zu einer Professur eröffnen soll. Und er gründet Ende März 1884 mit einigen Gleichgesinnten die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“.

Anders als die meisten Kolonialvereine, die vor allem auf Propaganda und Lobbyarbeit setzen, will die neue Gesellschaft Siedlungskolonien auf eigene Faust errichten. Um die Mittel dafür einzubringen, gibt sie Anteilscheine zu geringen Beträgen aus, die sich auch kleinere Gewerbetreibende leisten können, niedere Offiziere und Beamte.

Die Gesellschaft trifft einen Nerv der Zeit: Das Jahr 1884 wird zum Wendepunkt der deutschen Kolonialgeschichte. Denn im April unterstellt Bismarck erstmals ein Territorium in Übersee der Protektion des Reichs. Es handelt sich um ein Gebiet, das der Bremer Kaufmann Adolf Lüderitz an der Südwestküste Afrikas, im heutigen Namibia, von Anführern der ansässigen Bevölkerung erworben hat. Im Juli folgen ähnliche Zusagen für die Tausende Kilometer weiter nördlich gelegene Region um den Wouri, zu dieser Zeit als Kamerun-Fluss bekannt, wo sich Handelsniederlassungen hanseatischer Kaufleute befinden, sowie für ein Togo genanntes Gebiet an der westafrikanischen Küste. Auch wenn die Gestaltung der Verhältnisse vor Ort den privaten Akteuren überlassen bleibt: Wie es diese zuvor gefordert haben, garantiert der deutsche Staat von nun an ihre Gebietsansprüche, die sie aus Abkommen mit einheimischen Großen herleiten, schützt ihre Geschäfte in Übersee. Einige Monate später lädt die Regierung zudem Vertreter europäischer Staaten, des Osmanischen Reichs und der USA zu einer Konferenz nach Berlin, um die politischen und wirtschaftlichen Interessen in West- und Zentralafrika abzustimmen. Afrikaner selbst sind nicht geladen.

VERMUTLICH IST ES ein Bündel von Motiven, das Bismarck nun doch zu einer aktiveren Weltpolitik übergehen lässt. Dazu zählen außenpolitische Erwägungen, etwa dass Überseegebiete als Pfand für diplomatische Tauschgeschäfte dienen mögen oder sich Zusammenarbeit in der Ferne durchaus positiv auf Allianzen in Europa auswirken könnte. Zudem gehen in der seit 1873 fort dauernden Weltwirtschaftskrise immer mehr Staaten zu Schutzzöllen über, die das Konzept eines globalen Freihandels bedrohen.

Indes setzen weder der Reichskanzler noch die Mehrheit der Kaufleute große Hoffnungen in den vielfach be-

schworenen volkswirtschaftlichen Nutzen von Kolonien. Allzu groß scheint der Aufwand, der freie Handel lukrativer und weniger konflikträchtig, die absehbare Kontrolle durch Kolonialbeamte lästig. Eher wohl spielt die expansionsfreudliche öffentliche Stimmung eine Rolle. Einem Mitarbeiter vertraut der Kanzler an: „Die ganze Kolonialgeschichte ist ja Schwindel, aber wir brauchen sie für die Wahlen“, nämlich für die zum Reichstag im Herbst 1884. Danach, mag er hoffen, lässt sich der koloniale Ballast wieder abschütteln, zumindest der Aufwand begrenzen. Entsprechend meidet der Kanzler weiterhin das Wort „Kolonien“, prägt stattdessen den Begriff „Schutzgebiete“.

Das Reich, soll das heißen, schützt hier den Besitz seiner Bürger, wie auch immer er zusammengekommen ist – ohne aber daraus eine direkte Verantwortung, einen Herrschaftsauftrag abzuleiten. Bismarcks Politikwechsel ist letztlich weit weniger radikal, als es den Anschein hat. Allein, die Folgen wiegen schwerer, als er plant.

ANFANG NOVEMBER 1884, kurz bevor in Berlin die Westafrika-Konferenz beginnt, geht auf der Insel Sansibar vor der Küste Ostafrikas ein schmaler junger Mann von Bord des Dampfers „Baghdad“, schütteres Haar, weit abstehende Schnurrbartspitzen, Kneifer. Carl Peters, bei ihm drei weitere Deutsche. Sie kommen, um Land zu erwerben für eine künftige Kolonie.

Dass sie dafür Ostafrika wählen, liegt wohl weitgehend an einem britischen Reisebericht über das fruchtbare Binnenland südlich des Victoriasees. Außerdem scheint das gewaltige Gebiet herrenlos – der Machtanspruch des Sultans von Sansibar endet auf dem Festland bald abseits der Küste. Ansonsten wissen Peters und seine Begleiter so gut wie nichts über die örtlichen Verhältnisse. So erscheint ihnen als unveränderlicher, unerschlossener Raum, was in raschem Wandel begriffen ist.

Seit der Jahrhundertmitte schon dringen vermehrt Kaufleute von der Küste ins Landesinnere vor, Araber und Afrikaner unterschiedlicher Abkunft, Inder. Sie suchen Elfenbein und Kautschuk für den globalen Markt, Sklaven für die Zucker- und Gewürzplantagen auf Sansibar. Nach und nach lernen diese Händler, wo es gute Wasser- und Rastplätze für ihre Karawanen gibt, welche Gemeinschaften wo siedeln und wie deren Gebräuche sind, wer unter ihnen Macht ausübt. Dabei verlassen sie sich auf eine wachsende Zahl professioneller Dolmetscher, Führer und Träger, bekommen einen Sinn für die Rivalitäten unter den ortsansässigen Verbänden.

Denn auch die Gesellschaften des Binnenlandes sind alles andere als statisch, geschweige friedlich. Zudem gerät

WAFFEN, STOLZE POSE,

Abenteurer-Ästhetik: Die öffentliche Selbstinszenierung des Kolonialaktivisten Peters (unten), einst in Geschichtswissenschaft promoviert, folgt zeitgenössischen Männerfantasien von Härte und Wagemut. Vor Ort geht der Deutsche mit zunehmender Grausamkeit vor

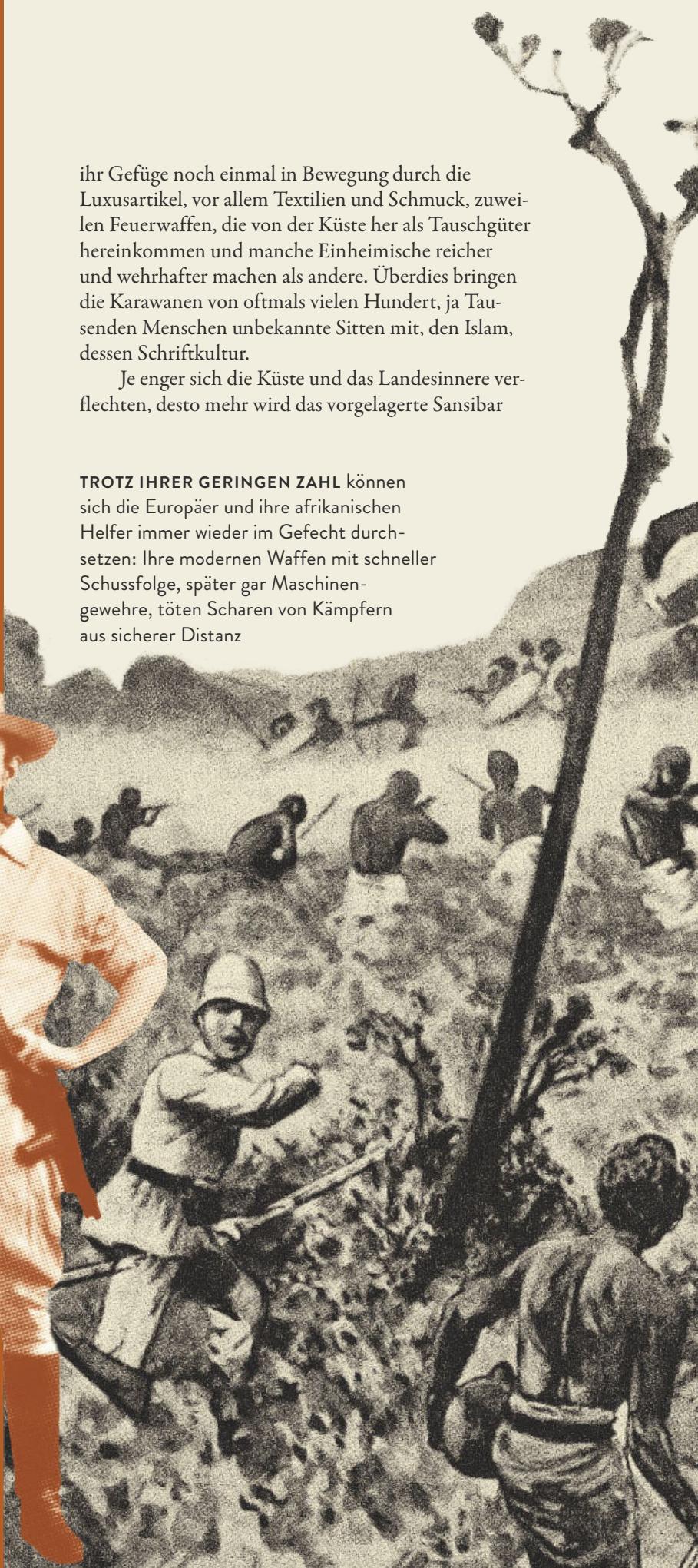
DAS LAND, DAS SIE
ERÖBERN, NICHT
KENNEN SIE NICHT



ihr Gefüge noch einmal in Bewegung durch die Luxusartikel, vor allem Textilien und Schmuck, zuweilen Feuerwaffen, die von der Küste her als Tauschgüter hereinkommen und manche Einheimische reicher und wehrhafter machen als andere. Überdies bringen die Karawanen von oftmals vielen Hundert, ja Tausenden Menschen unbekannte Sitten mit, den Islam, dessen Schriftkultur.

Je enger sich die Küste und das Landesinnere verflechten, desto mehr wird das vorgelagerte Sansibar

TROTZ IHRER GERINGEN ZAHL können sich die Europäer und ihre afrikanischen Helfer immer wieder im Gefecht durchsetzen: Ihre modernen Waffen mit schneller Schussfolge, später gar Maschinengewehre, töten Scharen von Kämpfern aus sicherer Distanz



zu einem Umschlagplatz von Gütern, Informationen, Ideen zwischen Afrika, Asien und Europa.

Von all dem hat Carl Peters kaum einen Begriff, als er auf der Insel an Land geht. Was er hingegen aufmerksam wahrnimmt, sind britische Kriegsschiffe, Union-Jack-Fahnen in den Häfen. Der ohnehin quälende Neid wächst nochmals.

Mit Hilfe eines Landsmanns, der für ein Hamburger Handelshaus auf Sansibar arbeitet, stellen die vier Neuankömmlinge eine Karawane aus Führern, Trägern und Bewaffneten zusammen. Zügig setzen sie über aufs Festland,

im Gepäck Glasperlen, Tuch in verschiedener Ausführung, zwei Dutzend verzierte Husarenjacken aus Deutschland, als Geschenke und Tauschwaren.

Später wird Carl Peters die ersten Eindrücke vom Ort seiner Sehnsucht in klassischen Tropenbildern beschreiben: „nie gesehene Schmetterlinge und Käfer von glühender Farbenpracht“, berauschende Düfte, bizarr gewachsene Bäume. Ein gesteigertes Gefühl der eigenen Lebendigkeit. Dazwischen Menschen, die ihm furchtsam und „immer wie treue Hunde“ erscheinen.



BLUTSBRÜDERSCHAFT. UND FÄLSCHE PRÄSENTE

Den rassistischen Ton behält er zeitlebens bei: Von der „moralischen Feigheit, verbunden mit pantherartiger Tücke“ der Kämpfer im afrikanischen Binnenland schreibt Peters in seinen Büchern; die Menschen dort seien brutal, blutgierig, bestialisch, gleichgültig gegenüber dem Leid anderer, verlogen und diebisch, jeder zugleich aber „der geborene Sklave“.

Klischees. Aber Peters mag Klischees. Sie ordnen ihm die Welt. Allein, sie verstehen ihm auch den Blick auf die Realität – doch für die interessiert er sich wohl ohnehin kaum. So kommt es während der folgenden Wochen zu einer Abfolge von Täuschungen und Missverständnissen, mit historischen Auswirkungen.

Nähert sich die Karawane einer Ansiedlung, deren Oberhaupt die ortskundigen Führer als mächtig darstellen, so legt Peters eine eigens kreierte Uniform an, lässt seine Männer eine geschlossene Formation einnehmen, deutsche Flaggen ausrollen und seine Dolmetscher die Einheimischen um Erlaubnis bitten, ein Lager aufzuschlagen.

Gastgeschenke werden überreicht, dann beginnen bei einem Kakao oder Grog die Verhandlungen. Peters umwirbt das jeweilige Oberhaupt, sich dem Schutz der Gesellschaft für deutsche Kolonisation zu unterstellen. Willigt das Gegenüber ein, wird ihm ein entsprechender Vertrag vorgelegt, den er mit seinem Zeichen versieht, üblicherweise ein Kreuz.

Daraufhin hissen die Männer von Peters auf einer möglichst weit sichtbaren Anhöhe die Reichsfahne; einer seiner Mitstreiter verliest den abgeschlossenen Vertrag im deutschen Original, Peters bringt Hurraufe auf den Kaiser aus und fordert die Anwesenden auf, einzustimmen, lässt seine Bewaffneten drei vermeintlich einschüchternde Gewehrsalven abfeuern. Abermals werden Geschenke überreicht, etwa eine prächtige Husarenjacke mit dem schmeichelnden Hinweis, diese erhielten nur besondere Freunde.

Mindestens einmal, schreibt Peters, geht dem Abschluss noch eine besondere Zeremonie voraus: Ihm und seinem Gegenüber wird tief in den Oberarm geschnitten, dann saugen sie das Blut des anderen, werden symbolisch Brüder.

Oder flieht der leidenschaftliche Erzähler und Aufschneider Peters in seinen Bericht über die Ereignisse ein Klischee der Abenteuerliteratur ein? Das bleibt ungewiss, so wie viele Einzelheiten seiner Darstellung. Relativ sicher ist, dass beide Seiten die jeweils andere schlicht nicht verstehen.

Vermutlich haben viele der vermeintlichen Herren des Landes weder die Macht noch die Befug-

SELBST SULTAN BARGHASCH
von Sansibar, der die Macht über große Gebiete in Ostafrika beansprucht, muss sich der Gewalt beugen. Berlin entsendet Kriegsschiffe, deren Geschütze den Palast des Herrschers bedrohen. Gedemütigt fügt er sich den Absichten der Deutschen

nis, über dessen Abtretung zu entscheiden. Peters nennt sie Sultane, Hauptsultane und Großsultane – Titel, die in der Region niemand trägt. Ebenso wenig, wie europäische Begriffe von Eigentum und Souveränität greifen; es gibt in Ostafrika etwa nur selten exklusiven Landbesitz, sondern Rechte der Nutzung, die sich viele teilen. Kaum glaubhaft ist auch die Behauptung von Peters, er habe mit seinem Auftreten und den Gewehren sonderlich Eindruck gemacht, durch Übertölpelung und gute Worte eine Unterwerfung unter deutsche Hoheit erwirkt.

Eher wohl stellen die Deutschen für die Einheimischen, mit denen sie verhandeln, nur eine weitere Karawane dar, deren Anführer wie viele vor ihm um sichere Durchreise bittet und zu dem Zweck seine Rituale aufführt, Tribut gibt. Der Gedanke, dass die vier Weißen und ihre knapp 50 angeheuerten Begleiter eine imperiale Landnahme vollziehen, wäre den Afrikanern verrückt vorgekommen.

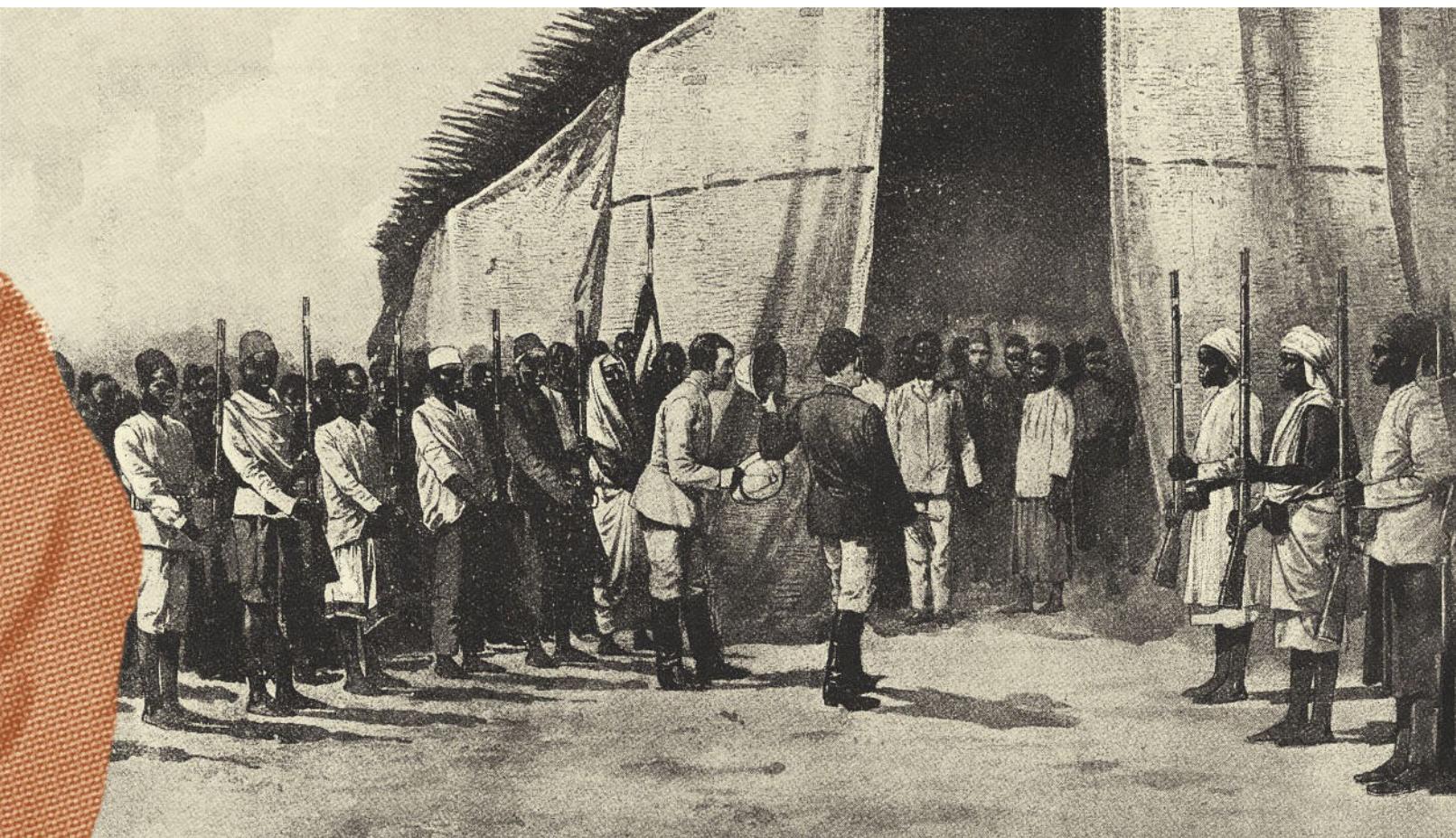
Peters jedoch, befangen in Stereotypen von tumben, furchtsamen Eingeborenen, hält seinen Erfolg für mehr oder weniger real. Am 20. Dezember kehrt er nach Sansibar zurück in der stolzen Zuversicht, mittels rund eines Dutzends Verträge immens viel Land errungen zu haben – 140 000 Quadratkilometer, wird er später behaupten, was etwa einem Viertel des Reichsgebiets entspräche. Während einer seiner Gefährten zurückbleibt, um weitere Ver-

träge abzuschließen, schifft sich Peters ein und erreicht im Februar 1885 Berlin. Dort verfasst er ein Memorandum über seinen spektakulären Erwerb für Reichskanzler Bismarck.

ALS DIE BEAMTEN IM AUSWÄRTIGEN AMT die „Schutzverträge“ von Peters einsehen, ist ihnen klar, dass es sich dabei juristisch betrachtet um wertloses Papier handelt, um Trickerei und Fantasie. Doch: Bei Verhandlungen der europäischen Mächte lassen sich solche Fiktionen freiwilliger Unterwerfung durchaus in völkerrechtlich gesicherte Ansprüche ummünzen. Derlei gehört zum herkömmlichen Dekor, mit dem die Europäer ihre willkürlichen Besitzergreifungen als legale Akte inszenieren.

Am 26. Februar endet die Berliner Konferenz, auf der die Mächte Grundlinien der Kolonialisierung von Teilen Afrikas festlegen. Demnach sollen noch nicht ergriffene Gebiete demjenigen offenstehen, der als Erster kommt –

NICHT IMMER setzen die Kolonisatoren auf Druck und Gewalt, mitunter nähern sie sich den afrikanischen Herrschern auch mit ausgesuchter Höflichkeit und wertvollen Geschenken. Besonders wenn sie, wie hier bei einem Großen in Uganda, mit anderen Mächten um einen regionalen Machthaber buhlen



seinen Anspruch aber auch durch aktive Besitznahme sichert, Soldaten, Verwalter, Investitionen. Vage Regeln für einen längst begonnenen Wettkampf um Afrika.

Bereits am folgenden Tag erklärt die Reichsregierung das von Peters' Gesellschaft in Ostafrika erworbene Territorium zu einem deutschen Schutzgebiet. Entscheidend dafür dürfte weiterhin die nationalistische Stimmung sein. Obwohl sich seine kolonialpolitische Wende bei den Wahlen kaum ausgezahlt hat, hält Bismarck vorläufig an ihr fest. Zumal die weltpolitische Lage für ein forscheres Auftreten günstig ist, sich das Verhältnis zu Frankreich etwas entspannt hat, Großbritannien mit Unruhen in Ägypten und dem Sudan zu kämpfen hat, in Afghanistan mit Russland um die Vorherrschaft ringt. Also stimmt Bismarck der vergleichsweise gefahrlosen Besitznahme zu.

Unter der Voraussetzung, dass wie in den zuvor genehmigten Schutzgebieten Ausbau und Verwaltung privatwirtschaftlich erfolgen. Direkte Kosten für den Staat lehnt der Kanzler immer noch ab. Entsprechend gründet Peters neben der bisherigen Kolonialgesellschaft ein kommerzielles Unternehmen, die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“ (DOAG), wirbt Teilhaber.

Allein, noch im Sommer 1885 protestiert der Sultan von Sansibar gegen den Schutz des Reichs für Gebiete, über die er eine – wenn auch lose – Kontrolle beansprucht.

Soll Deutschland nicht als Papiertiger dastehen, muss Berlin handeln. Zugleich scheint angesichts der fortwährenden Schwierigkeiten Großbritanniens die Gelegenheit günstig, die eigene Position in der Welt auszubauen: Bismarck ist vorsichtig, aber kein antikolonialer Dogmatiker. Wo er mehr Vorteile als Risiken sieht, greift er ein, in Ostafrika wie im Westen des Kontinents oder der Südsee.

Und so erreicht Anfang August ein kaiserliches Marinegeschwader mit fünf Kreuzern Sansibar, positioniert sich vor dem Herrscherpalast und droht, ihn zu beschießen. Der Sultan zieht zurück und akzeptiert nach einigem Hin und Her schließlich eine Lösung, die ihm nur mehr einen schmalen Küstenstreifen lässt, bestimmte Pacht- und Handelseinkünfte.

Derweil legt die DOAG im Hinterland erste „Stationen“ an, Handelsposten, Versuchsplantagen, die meisten klein, alles in allem gut ein Dutzend. Vor allem rüstet die Gesellschaft immer neue Expeditionen aus, die weiteres Land „erwerben“.

Denn Carl Peters hat eine überwältigende Vision: Er will ein „deutsches Indien“ schaffen, ein gewaltiges Kolonialimperium, das weit über das Schutzgebiet der DOAG hinausgeht, womöglich dereinst vom Indischen Ozean bis zum Atlantik reichen soll. Weiteren Auftrieb mag ihm ein Abkommen Ende Oktober 1886 geben, in dem Berlin und

London ihre afrikanischen Interessensphären abstimmen. Dem Kaiserreich fällt in etwa das heutige Tansania mit dem Kilimandscharo zu, es verzichtet dafür auf Sansibar und die Hafenstädte im Süden des späteren Kenia; auch der Küstenstreifen mit knapp 20 Kilometer Tiefe verbleibt im Besitz des Sultans von Sansibar; nur nach Nordwesten, wo das von Briten und Deutschen begehrte Uganda liegt, bleibt die Grenze der Einflussgebiete vorläufig offen.

In der ökonomischen Realität hingegen taumelt die DOAG am Rande des Bankrotts. Längst werden die Anleger unruhig angesichts ausbleibender Renditen, immer nur neuer „Verträge“ und großer Worte. Ihr Verdruss richtet sich gegen den Mann an der Spalte.

Zwar verbindet kaum jemand in der Kolonialbewegung hochtrabende Philosophie, wirkungsvolle Propaganda und praktischen Tatendrang wie Carl Peters. Charismatische Auftritte, Presseartikel über ihn, eigene Publikationen haben ihn in Deutschland eine Gestalt des öffentlichen Lebens werden lassen, einen bekannten und vielfach bewunderten Mann. Doch seine Unberechenbarkeit, Selbstüberschätzung und mangelnder Realitätssinn machen ihn zu einem ungeeigneten Manager.

Im Frühjahr 1887 wird Peters von seinen Kapitalgebern der Vorsitz der DOAG entzogen. Wenngleich er als einer von rund zwei Dutzend „Direktoren“ weiterhin zum Führungskreis der Gesellschaft gehört.

WÄHREND DIE LEITUNG in Berlin wechselt, läuft vor Ort, in Ostafrika, eine Spirale kolonialer Gewalt an, die sich über Jahrzehnte drehen wird. Von Beginn an lassen deutsche Agenten auf den Expeditionen und Stationen ihre vermeintlich von Natur faulen afrikanischen Träger und Arbeiter willkürlich auspeitschen, reagieren auf leisesten Widerstand mit Waffengewalt. Dank schnell feuerner Repetiergewehre können sich ihre Söldner meist durchsetzen, brennen bei Strafaktionen ganze Dörfer nieder.

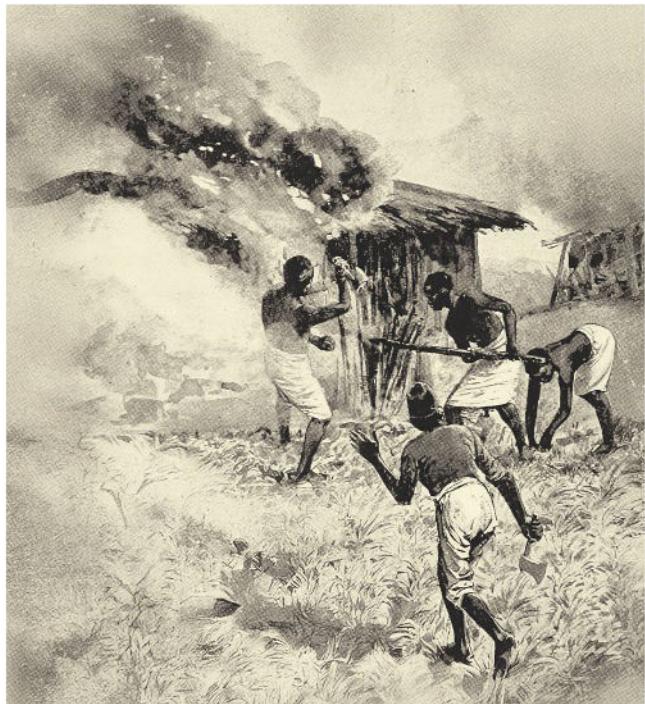
Im Einzelfall geht die Brutalität auf Sadismus oder ein hitziges Temperament zurück. Fast allgegenwärtig jedoch wird sie durch einen unter den Kolonisatoren verbreiteten, aus dem preußisch-deutschen Militär stammenden Kult der „Schneidigkeit“, gepaart mit Überlegenheitsbewusstsein, das die Gewalt als Ausweis von Männlichkeit, von Herrentum begreift.

Auf der anderen Seite ist da wohl die Furcht der kleinen Zahl von Europäern, die ihren Machtanspruch, ja ihr Überleben nur mit Härte wahren zu können meint. Eine Unsicherheit, zu der noch beiträgt, dass Deutschland im Unterschied etwa zu Frankreich oder Großbritannien

MIT HERRISCHER ARROGANZ löst

Emil von Zelewski, Vertreter der von Peters gegründeten Kolonialgesellschaft, 1888 in Ostafrika einen Aufstand aus. Die Rebellion kann nur mithilfe einer Expeditions-truppe aus Deutschland niedergeschlagen werden und bewegt das Reich zur förmlichen Übernahme der Kolonie

DIE NEUEN HERREN SCHÄNDEN UND ENTWEIHEN

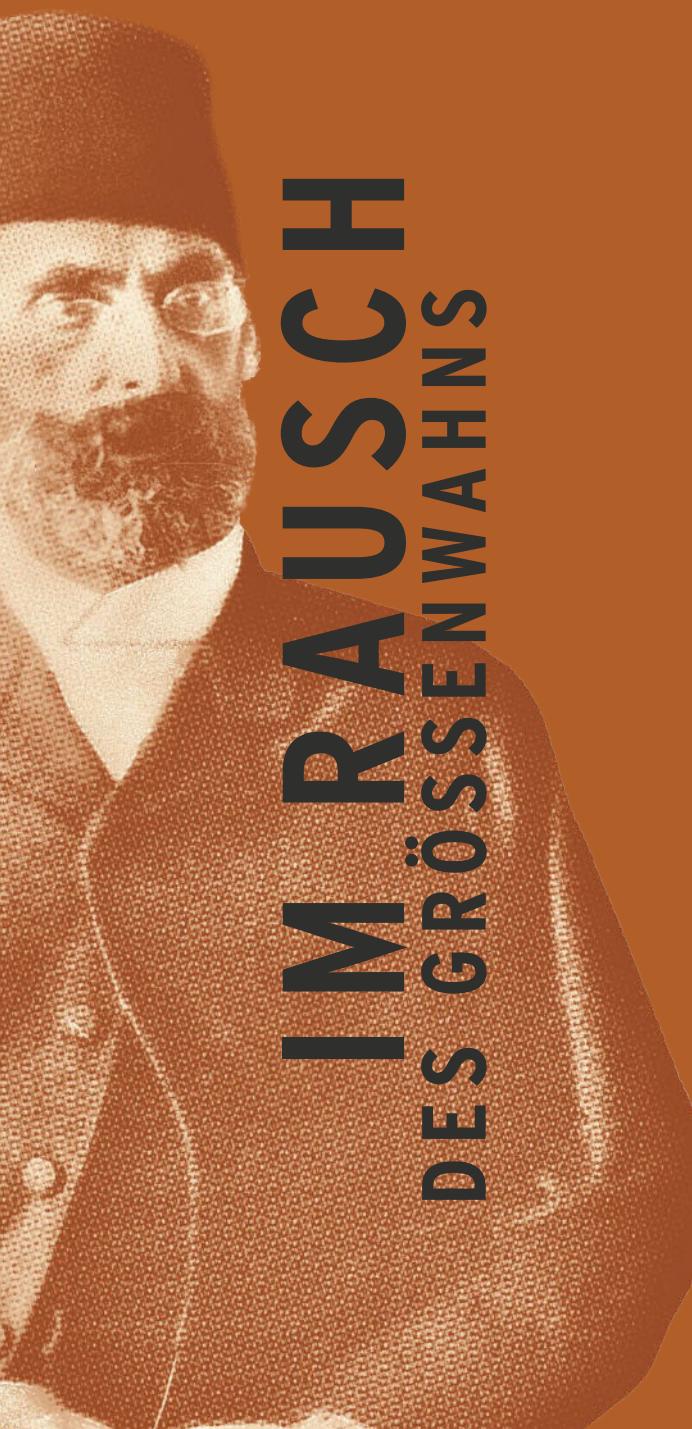


AFRIKANISCHE SÖLDNER unter deutschem Kommando brennen Dörfer nieder. Mehr noch als andere Kolonialherren befiehlt Peters blanken Terror, verübt willkürliche Gräuel

über wenig Erfahrung mit kolonialer Herrschaft verfügt, über kein geschultes Personal, keine Routinen. Zuweilen nutzen denn auch afrikanische Anführer die unbedarfte Reizbarkeit der stark bewaffneten Neuankömmlinge, um sie in ihre Machtkämpfe zu ziehen, zu Angriffen auf Rivalen zu bewegen. Dadurch, mehr noch durch die Entmachtung des Sultans von Sansibar leidet die bisherige Ordnung, wird das Land unsicherer. Bald geht der Karawanenhandel zurück.

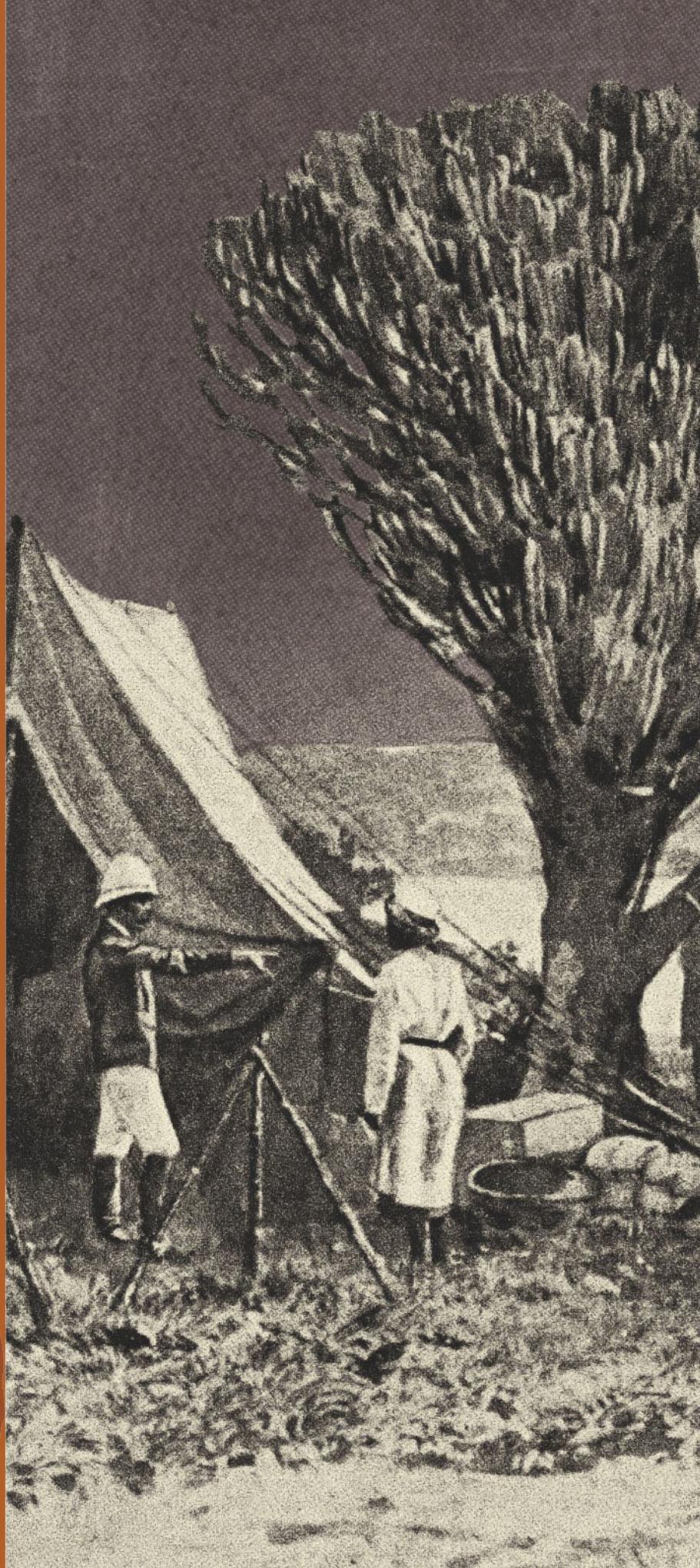
In das verbleibende Geschäft aber drängen deutsche Kaufleute: Die neue Führung der DOAG setzt verstärkt auf Erträge aus dem Handel. Und macht sich so die etablierten Karawanenkaufleute zum Feind.

Mitte August 1888 soll in der Küstenstadt Pangani ein DOAG-Vertreter vom Statthalter des Sultans die Verwaltung übernehmen, nachdem der neue Herrscher auf Sansibar, der Bruder des im Frühjahr verstorbenen Barghasch, die Zolleinkünfte und die Administration der Küstenregion an die Gesellschaft verpachtet hat. Die schickt nun Emil von Zelewski, 34 Jahre alt, pausbäckig, ähnlich spitzgedrehter Schnäuzer wie Peters. Hochfahrend, ohne jede Ortskenntnis. Als der Statthalter den Forderungen des Deutschen nicht auf den Punkt nachkommt, lässt dieser 110 Marine-soldaten von einer vor der Küste liegenden deutschen



1889 GEHT CARL PETERS auf Expedition, um Emin Pascha (Bild unten) zu finden, gebürtig Eduard Schnitzer aus Schlesien, der vom Weltenbummler zum ägyptischen Statthalter in Innerafrika aufgestiegen ist und zeitweilig als verschollen gilt. Die Suchaktion ist für Peters allerdings vor allem Vorwand, weitere Landansprüche abzustecken

IM RAUSSCH DES GRÖSSENWAHNS



IN DEN 1890ER JAHREN wird Peters als »Reichskommissar« in einem Teil der einst von ihm mitbegründeten Kolonie Deutsch-Ostafrika eingesetzt. In der kaum von Berlin kontrollierten Welt der Verwaltungs-posten, Zeltlager und Expeditionen agiert er immer tyrannischer, lässt willkürlich Einheimische hinrichten



LITERATURTIPPS

Korvette holen, Palast und Harem des Würdenträgers durchkämmen, dringt in Stiefeln und gefolgt von seinen Jagdhunden in den Gebetsraum einer Moschee, entweicht sie so. In den folgenden Tagen verhaften seine Männer aufgebrachte Bewohner, töten etliche, vergewaltigen Frauen.

Emil von Zelewskis brachiale Arroganz ist der Funken am Pulverfass. Er löst eine Revolte aus, die bald von Pangani auf andere Orte überspringt. Ende 1888 ist fast die gesamte Küste in Rebellenhand – damit auch das Schutzgebiet im Hinterland praktisch verloren.

Otto von Bismarck kocht. Denn abermals kann Deutschland sich nicht einfach heraus halten, ohne Prestige zu verlieren: Den Kriegsschiffen müssen Bodentruppen folgen. Das Reich ist in genau jene Dynamik eskalierenden militärischen und finanziellen Engagements geraten, die der Kanzler vermeiden wollte. Vermutlich hat er den Sog unterschätzt, den sein Entgegenkommen an die Kolonialbegeisterten auslöst.

IM FEBRUAR 1889 entsendet Berlin 80 deutsche Offiziere und Unteroffiziere, die afrikanische Söldner rekrutieren, sie mit modernen Waffen ausstatten. Derweil arbeitet der geschässste Carl Peters unverdrossen daran, den Sog weiter zu verstärken, vielleicht beleidigt, aber nicht im Mindesten eingeschüchtert. In den Monaten, bevor an der ostafrikanischen Küste der Aufstand ausgebrochen ist, hat er um Spenden für eine Expedition geworben, die einen im heutigen Uganda verschollenen deutschstämmigen Amtsträger des ägyptischen Khedivenreichs aufspüren soll, Emin Pascha, geboren als Eduard Schnitzer im oberschlesischen Oppeln. Eine Geschichte voller Exotik, Aufstieg und möglichem Fall, die regelmäßig in der europäischen Presse auftaucht.

Letztlich sucht Peters einen Vorwand, in das umstrittene Uganda vorzudringen, dort abermals mit „Schutzverträgen“ Tatsachen zu schaffen und seinen Traum von einem „deutschen Indien“ in Afrika am Leben zu erhalten. Mitte 1889 setzt er erneut mit einer bewaffneten Karawane von Sansibar über auf das Festland.

Der Marsch führt sie in das Gebiet der wehrhaften Massai, deren Krieger breite Lanzen führen, gefürchtet sind als geübte Bogenschützen. Im Dezember 1889 kommt es zu einem brutalen Gefecht, bei dem abermals die schnell feuernden Gewehre den Europäern den Sieg bringen. Anschließend befiehlt Peters, den Unterlegenen

ARNE PERRAS

»Carl Peters and German Imperialism 1856–1918. A Political Biography«

Detaillierte Lebensbeschreibung (Oxford Univ. Pr.).

MICHAEL PESEK

»Koloniale Herrschaft in Deutsch-Ostafrika«

Etwas akademisch, aber voll packender Einsichten (Campus-Verlag).

die Köpfe abzuschneiden und sie unter die Überlebenden zu werfen. Zur Abschreckung. Später wird er schreiben: „Als die Adventsglocken in Deutschland zur Kirche riefen, prasselten die Flammen über das große Kral an allen Seiten gen Himmel.“

„Ein kriminelles Unternehmen“ sei das Vorgehen von Peters, zürnt in Berlin Bismarck hinter verschlossener Tür. Nicht wegen der Toten und ihrer Schändung. Sondern weil die Expedition mutwillig einen Konflikt mit Großbritannien riskiert. Unter der Hand stellt der Kanzler der Londoner Regierung anheim, dem Treiben mit Gewalt ein Ende zu setzen. Und handelt im Sinne der europäischen Stabilität einen Vertrag aus, der die jeweiligen Interessengebiete in ganz Afrika endgültig

abgrenzt: Unter anderem verzichtet das Deutsche Reich auf Uganda und überlässt Sansibar vollends britischer Kontrolle, dafür erhält die deutsche Seite Zugriff auf die Küste des ostafrikanischen Schutzgebiets, dessen genauen Grenzen ebenfalls festgelegt werden; zudem tritt Großbritannien die Nordseeinsel und Kronkolonie Helgoland an Deutschland ab.

Für die Briten ist Sansibar ein wichtiger Flottenstützpunkt, um die Route um das Kap der Guten Hoffnung nach Indien zu schützen; Helgoland hat demgegenüber symbolische Bedeutung für die deutsche Nationalbewegung, vor allem jedoch strategischen Wert: Die Briten könnten von hier die Mündungen von Elbe und Weser sowie den in Bau befindlichen Kanal zwischen Nord- und Ostsee kontrollieren. Die friesischen Insulaner selbst werden dabei so wenig gefragt wie die betroffenen Afrikaner. Lautstark hingegen reagiert die deutsche Kolonialbewegung und wirft der Regierung vor, ganze „Königreiche“ für eine „Badewanne“ abzutauschen.

Auch Emin Pascha wird nicht von den Deutschen aufgespürt; als Peters aufbrach, war eine britische Expedition bereits zu dem Vermissten durchgedrungen. Immerhin, für Peters persönlich lohnt sich



das Unternehmen dennoch: Sein Reisebericht, gehalten im Stil der Abenteuerromane seines Zeitgenossen Karl May, indes blutiger, roher, wird sein wohl erfolgreichstes Buch.

WÄHREND PETERS Kolonialpolitik auf eigene Faust betreibt, dauern die Kämpfe mit den Aufständischen in Ostafrika an. Erst nach anderthalb Jahren ist der Widerstand endgültig gebrochen. Zum 1. Januar 1891 übernimmt das Reich die Hoheitsrechte im Schutzgebiet von der offenbar überforderten DOAG (die dafür eine üppige Entschädigung kassiert). Bismarcks vorsichtige Politik eines staatlich begünstigten, jedoch weitgehend privat geführten Übersee-Engagements ist gescheitert – in Ostafrika wie auch in anderen Teilen des Kontinents. Deutschland wird Kolonialmacht ohne Wenn und Aber.

In diesem Moment ist der Reichskanzler selbst bereits nicht mehr im Amt, Monate zuvor weggedrängt von Kaiser Wilhelm II., der im Juni 1888 den Thron geerbt hat: jung, forsch, emporgezwirbelter Schnäuzer, leidenschaftlicher Anhänger deutscher Weltgeltung, Flottenrüstung – und Kolonien.

Trotz Bismarcks Zögern gebietet Wilhelm II. nun über einen beträchtlichen Bestand an „Schutzgebieten“. In den beanspruchten Gegenden weiterhin schwach, beherrscht Deutschland auf dem Papier in West-, Südwest- und Ostafrika knapp 2,5 Millionen Quadratkilometer, mehr als das Vierfache der Fläche des Reichs – wobei Deutsch-Ostafrika das größte und bevölkerungsstärkste Territorium ist. Außerdem kontrolliert das Reich einen wachsenden Besitz an pazifischen Inseln einschließlich eines großen Gebiets auf Neuguinea; später kommt ein Landstrich in China hinzu. Der nationale und koloniale Spätankömmling ist etabliert.

Nicht zuletzt durch Menschen wie Peters und seine politischen Verbündeten, die die deutsche koloniale Fantasie angeheizt, den kaiserlichen Staat zum Handeln gebracht, ohne jeden Skrupel das Ausgreifen in die Welt forciert haben.

WEGEN SCHWERER PFlichtVERLETZUNGEN
im Dienst wird Carl Peters zwar suspendiert,
doch später rehabilitiert. Er stirbt als geachteter
»Kolonialheld« (um 1910, mit seiner Frau)

Etwas ratlos, was mit dem prominenten, unberechenbaren Pionier werden soll, schafft die Regierung für Peters einen Posten als „Reichskommissar“, der dem Gouverneur von Deutsch-Ostafrika unterstellt wird. Der entsendet ihn im Juni 1891 in ein Gebiet am Kilimandscharo. Ausdrücklich mit der Weisung, keine unnötige Gewalt anzuwenden. Peters schert es wenig. Er lässt sich in einen Machtkampf zwischen örtlichen Anführern ziehen, bald verbrennen seine Männer Hütten, hauen Bananenpflanzungen nieder, töten Einheimische. Empfiehlt er dem Gouverneur, die unbotmäßige Bevölkerung auszurotten „wie die Rothäute Nordamerikas“.

Peters gewöhnt sich daran, dass ihm von einheimischen Machthabern junge Frauen zum Geschenk gemacht werden. Als das Gerücht aufkommt, eine dieser Konkubinen, Jagodjo, habe ein Verhältnis mit einem afrikanischen Diener, lässt er im Herbst 1891 den angeblichen Liebhaber hängen. Jagodjo flieht, Peters schickt Soldaten auf ihre Spur, die erneut ganze Siedlungen terrorisieren, Unruhen riskieren, um die Gesuchte herauszupressen. Ein Vierteljahr nach dem Diener hängt auch sie.

Die Willkür des Reichskommissars trägt ihm sogar im eigenen Umfeld den Ruf eines Scheusals ein. Dennoch weigert sich die Regierung lange, Vorwürfen gegen den „Kolonialhelden“ ernsthaft nachgehen zu lassen. Erst Jahre später wird er vor ein Disziplinargericht gezogen und Ende 1897 aus dem Staatsdienst entlassen, verliert Titel und Pensionsansprüche. Dabei betont sein politischer Hauptankläger, der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete August Bebel, dass es letztlich nicht um die Verfehlungen eines Mannes gehe. Sonder um den Kolonialismus als ein verfehltes, im Kern nicht zu rechtfertigendes Projekt.

Das aber will die Mehrheit der Deutschen nicht hören. Zu selbstverständlich ist vielen der Glaube an die Überlegenheit der eigenen Kultur, an die Minderwertigkeit fremder „Rassen“, an das historische Recht des Stärkeren. So wächst das Kolonialreich weiter, mit ihm der Stolz der jungen Nation auf ihre späte, dafür umso triumphalere Teilhabe an der Unterwerfung der Welt. Und es wächst die Gewalt.

Die offenherzig brutalen Reiseerzählungen des „Gründers Deutsch-Ostafrikas“ verkaufen sich unterdessen zehntausendfach, und nach der Jahrhundertwende rehabilitiert Wilhelm II. ihn weitgehend. Carl Peters stirbt im September 1918 als ein geachteter Mann. ◇



Lesen Sie auch »Kongo:

Das Herz der Finsternis« (aus GEOEPOCHE Nr. 66) über die Unterwerfung Zentralafrikas auf www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Erst spät zu einem Nationalstaat gelangt, sind die Deutschen auch eine verspätete Kolonialmacht. Umso energischer setzen ab den 1880er Jahren Aktivisten wie Carl Peters den Erwerb von Gebieten in Übersee durch, trotz einer anfangs zögernden Reichsregierung. Getrieben vom Streben nach Profit und Ruhm, von kulturellem Dünkel sowie dem Willen, sich als »Herrenrasse« zu bewahren, entfesseln sie, zunächst in Afrika, eine überaus harte, teils mörderische Fremdherrschaft.

1886

Missionare im Pazifik



INMITTEN von festlich in Weiß gekleideten Täuflingen zeigt diese Fotografie einen lutherischen Geistlichen vom Neuendettelsauer Missionswerk bei den Bukaua in Deutsch-Neuguinea. Die Kolonie (oben eine Briefmarke aus dem Jahr 1914) umfasst mit dem Nordosten Neuguineas, Kaiser-Wilhelmsland genannt, dem vorgelagerten Archipel und weiteren Eilanden schließlich ein weit gespanntes Inselreich im Pazifik



SPIEGELGLATT LIEGT DIE BUCHT, als Johann Flierl im Juli 1886 den Ort, an dem er mehr als vier Jahrzehnte lang Gottes Wort verkünden wird, zum ersten Mal erblickt. Links vom Dampfer, auf dem Flierl reist, erheben sich Berggrücken über dem Ufer, dicht bewachsen mit tiefgrünem Dschungel. Auf der rechten Seite überragen mehr als 4000 Meter hohe Gipfel eine Halbinsel. „Und so“, wird Johann Flierl notieren, „sahen wir das herrliche tropische Neu-Guinea“. Doch weit wichtiger sind dem Geistlichen die unsichtbaren Dinge. Er ist durchglüht von dem Vorhaben, „einem noch ganz unberührten Heidenvolk“ das Evangelium zu bringen.

Der Protestant Flierl ist der erste Missionar, der das deutsche Kolonialgebiet auf der zweitgrößten Insel der Welt betritt. Erst ein Jahr zuvor hat die Regierung in Berlin die Region im Pazifik ihrer Einflusssphäre einverleibt und einer privaten Gesellschaft das Recht eingeräumt, Siedlungen zu errichten, Plantagen anzulegen. Dieser wirtschaftlich motivierten Landnahme folgt nun, so Flierls Absicht, die spirituelle Eroberung.

So werden in den kommenden Jahren zahlreiche Missionsgruppen versuchen, den christlichen Glauben und europäische

Vorstellungen unter den Einheimischen zu verbreiten. Einerseits als Mitstreiter und rigorose Vorkämpfer des kolonialen Projekts, zuweilen aber auch als Quertreiber: Weil sie in den vor Ort lebenden Menschen vor allem zukünftige Christen sehen und weniger billige Arbeitskräfte, geraten manche dieser Glaubensboten mit anderen Kolonisten aneinander. Viele Indigene wiederum sind keinesfalls bereit, sich bekehren zu lassen. Das Ansinnen katholischer Missionare, die göttliche Botschaft unter Zwang zu vermitteln, wird einige Jahre nach Flierls Ankunft gar in einer Katastrophe enden.

Die Missionsgesellschaften, die in den Pazifik ausgreifen, haben teils jahrhundertealte Wurzeln. Schon als die Europäer am Ende des Mittelalters begannen, in andere Weltgegenden vorzudringen, stand neben der Jagd nach Beute und politischer Macht auch das Ringen um religiöse Dominanz. Nachdem

Christoph Kolumbus 1492 Amerika erreicht hat, entstehen in Spanien und Portugal, bald auch in Frankreich und dem inzwischen protestantischen England, wachsende Bewegungen mit dem Ziel, Nichtchristen zu bekehren. Diese Kirchenleute sehen sich gemäß dem Neuen Testament in göttlichem Auftrag, wollen Seelen retten und die christliche Gefolgschaft vergrößern. Vom 18. Jahrhundert an reisen auch deutschsprachige Geistliche mit dieser missionarischen Absicht nach Übersee. Da selbst größere deutsche Staaten wie Preußen keine bedeutenden Kolonien unterhalten, verrichten sie ihre Arbeit aber meist in Gebieten, die von anderen europäischen Mächten kontrolliert werden.

Das ändert sich, als das Deutsche Reich nach eigenen Besitzungen greift. Kurz nach den ersten Vorstößen in Afrika wendet sich Berlin dem Pazifik zu, seit den Reisen von James Cook um 1775 als Sehnsuchtsort „Südsee“ Teil der europäischen Fantasie. Eine Eingang mit den anderen dort aktiven europäischen Mächten Großbritannien und Niederlanden reicht der Regierung, um im Mai 1885 der von Bankiers und Industriellen finanzierten „Neuguinea-Kompagnie“ einen Schutzbrief auszustellen. Das Papier macht die Firma faktisch zur Kolonialmacht im Nordosten Neuguineas, fortan

„Kaiser-Wilhelmsland“, und auf einer Gruppe von mehr als 200 vorgelagerten Inseln, nun „Bismarck-Archipel“ genannt.

Während im Archipel bereits französische und britische Missionare wirken, ist der Oberpfälzer Johann Flierl, der im Sommer 1886 Kaiser-Wilhelmsland erreicht, ein Pionier. Doch folgen ihm bis 1899 mehr als 30 Männer und Frauen. Einige gehören, wie Flierl, der lutherischen Missionsgesellschaft aus dem fränkischen Neuendettelsau an, andere einer ebenfalls protestantischen Mission aus dem Rheinland oder der von Katholiken betriebenen Steyler Mission.

Vor Ort errichten die Neuankömmlinge meist zunächst einfache Gebäude aus Holz und Palmwedeln in der Nähe einheimischer Siedlungen, suchen Kontakt, lernen erste Bruchstücke der fremden Sprachen. Auch wenn sie die Indigenen für ihre Sache gewinnen wollen, blicken die Missionare oft

IN GOTTES AUFTRAG IN DIE SÜDSEE

Eine private Gesellschaft erhält 1885 die kaiserliche Erlaubnis, den Nordosten Neuguineas zu erschließen. Schon bald folgen den deutschen Kaufleuten christliche Missionare auf die zweitgrößte Insel der Erde – mit ganz eigenen Zielen

TEXT: SEBASTIAN KRETZ

mit Geringschätzung auf die Menschen, halten sie für primitive Heiden. Neben dem Glauben müsse man ihnen jene Werte vermitteln, die die Deutschen für Errungenschaften europäischer Zivilisation halten – Sittlichkeit, Sauberkeit, Ordnung, Pünktlichkeit –, sie damit, so sehen die Missionare das, auf eine höhere kulturelle Stufe heben. Mit der Frage, ob die Einheimischen diese vermeintliche Hebung überhaupt anstreben, halten sie sich nicht auf (und gehen nach den rassistischen Vorstellungen der Zeit davon aus, dass eine echte Gleichwertigkeit auch kaum erreicht werden kann).

In jedem Fall verstehen sie Erziehung und einfache Bildung als wichtigen Teil ihrer Missionsarbeit. Praktisch jede Station verfügt bald über ein Klassenzimmer, manche über ein eigenes Schulhaus. Einige Missionare zeigen sogar einen gewissen Respekt vor der Kultur der indigenen Gemeinschaften. So unterrichten die Steyler Katholiken die Inselbewohner in deren jeweiliger Muttersprache. Viele Einheimische schätzen zwar wohl, dass ihre Kinder kostenlos Rechnen, Lesen, Schreiben lernen können. Christen werden sie aber meist nicht: Die von Flierl gegründete Mission etwa feiert 1899, nach 13 Jahren, die erste Taufe von Inselbewohnern.

Unterdessen beschweren sich Mitarbeiter der Neuguinea-Kompagnie, die Missionare brächten den Indigenen zu viel Aufmerksamkeit entgegen. Letztere sollten auf den Plantagen arbeiten, statt ihre Zeit im Pfarr- oder Schulhaus zu verbringen. Dabei helfen die Geistlichen indirekt bei der Ausbeutung, indem sie eine strenge Arbeitsmoral propagieren. „Geregelter äußere Beschäftigung“, schreibt ein katholischer Missionar, solle bei den Einheimischen „die Flatterhaftigkeit und Untätigkeit des Geistes“, die „Lässigkeit und Trägheit“ zügeln.

Eine fromme Gemeinschaft verfolgt das Ziel, die Einheimischen kulturell und religiös zu formen, besonders radical: die französischen Herz-Jesu-Missionare, die sich ab 1890 mit Priestern und Laienbrüdern aus Westfalen verstärken. In einem Brief nach Europa umreißt der Leiter der Gruppe, Bischof Louis Couppé, seinen Ansatz mit unmissverständlichen Worten: Es wolle die „menschenfressenden und niedrigstehenden Völker in ein vollständig neues Volk“ umwandeln (tatsächlich ist Kannibalismus in einigen indigenen Gemeinschaften der Region üblich).

Bischof Couppé kauft von der Gemeinschaft der Tolai bald Kindersklaven, die die Tolai zuvor den weiter im Landesinnern lebenden Taulil und Baining geraubt haben.

Die Verschleppten will er katholisch erziehen und später untereinander verheiraten, um eine indigene Gemeinde zu erschaffen, die keine Religion kennt außer das Christentum. In der eigens für dieses Menschenexperiment errichteten Siedlung St. Paul führt ein deutscher Pater mit einigen anderen Missionaren ein hartes Regime. Er verbietet den für die Baining bedeutsamen Ahnenkult, lässt seine Zöglinge karg ernähren, gewährt ihnen kaum genug Kleidung, untersagt zudem jeglichen außerehelichen Kontakt zwischen den jungen Männern und Frauen. Doch das harsche Gebaren schürt den Unmut unter den Baining.

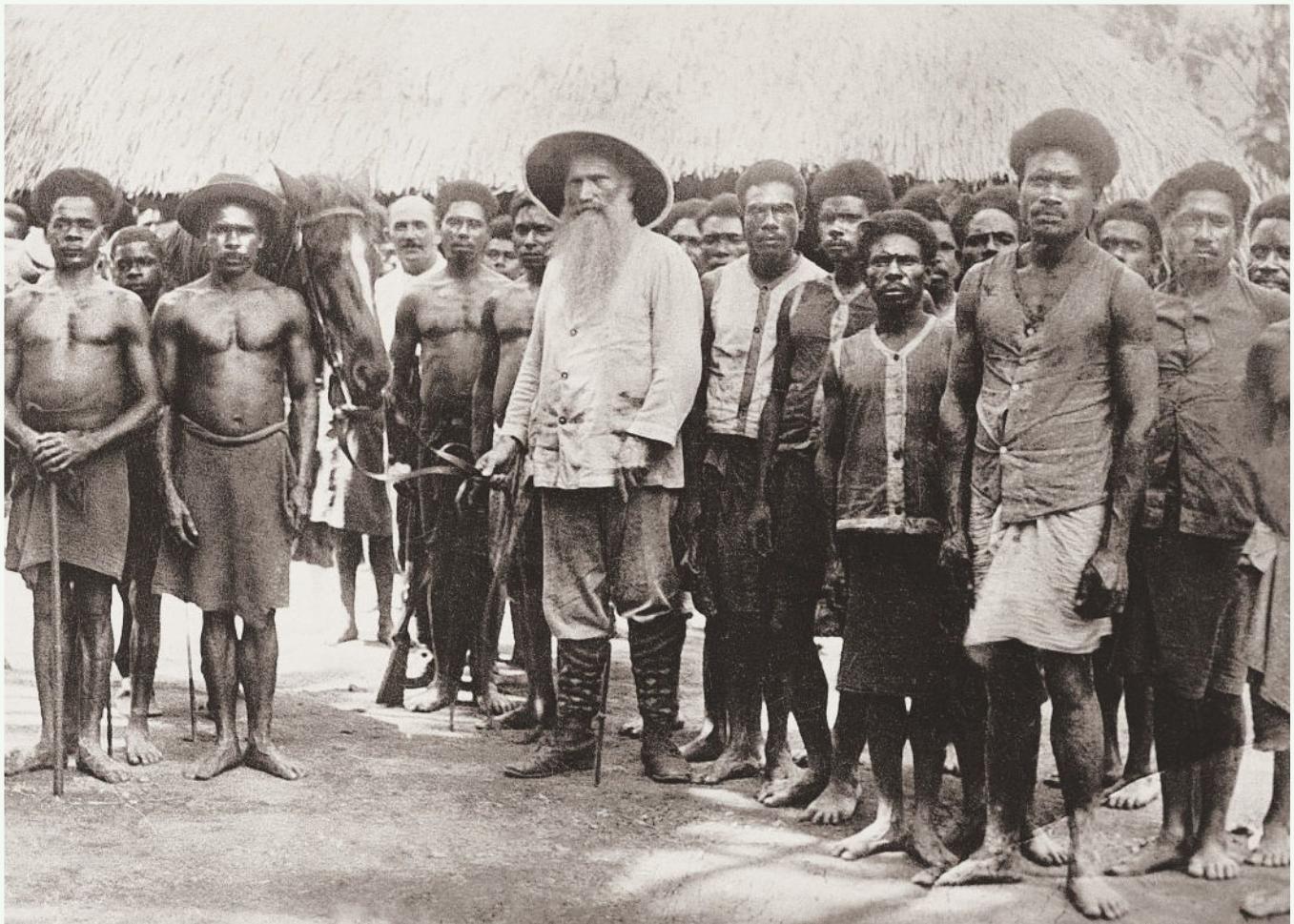
Am Morgen des 13. August 1904 kommt To Maria, Hausdiener des deutschen Paters, von der Taubenjagd zurück. Mehrfach hatten die Geistlichen der Siedlung in der Zeit davor den jungen Einheimischen und dessen Freundin gefesselt und geschlagen – als Strafe dafür, dass sich das Liebespaar heimlich im Wald traf. Nun liefert To Maria nicht wie üblich seine Flinte wieder ab, sondern zielt auf den im Bett liegenden Pater und drückt ab. Unmittelbar darauf erschießt er eine Missionsschwester.

Weitere Baining schließen sich an diesem Tag To Maria an, gehen mit Messern und Äxten auf die Missionare los. Als sie ihre Waffen niederlegen, haben die Einheimischen zehn Menschen umgebracht. Die Leitung der Kolonie verurteilt sämtliche Beteiligten zum Tod.

Auch wenn das Massaker von St. Paul nicht der einzige Aufstand im Pazifik ist: Dass sich der Griff der Deutschen um ihr Land immer fester schließt, können die Menschen nicht verhindern. Bereits 1899 hat das Deutsche Reich der inzwischen hoch verschuldeten Neuguinea-Kompagnie die Kontrolle über Kaiser-Wilhelmsland und den Bismarck-Archipel entzogen. Seitdem regiert Berlin die Gebiete zusammen mit weiteren Inseln in Mikronesien als offizielle staatliche Kolonie. Auch die Missionen bauen ihre Arbeit aus; im Jahr 1913 haben allein die Katholiken in den deutschen Pazifikbesitzungen 42 000 Menschen bekehrt.

Noch bis 1930 verkündet Johann Flierl dort das Evangelium. Als er Neuguinea im Alter von 72 Jahren verlässt, ist die Kolonialherrschaft der Deutschen längst vorüber. Ergriffen notiert der Geistliche zur Abreise, wie durch seine Missionsarbeit aus einem „Senfkorn ein großer Baum erwachsen“ sei. Und er erinnert sich, wie er mit den Einheimischen stets gesungen habe. Zur Melodie von, so schreibt Flierl, „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“. ◇

Die Arbeit, so urteilt ein Missionar, sollte bei den Einheimischen »Lässigkeit und Trägheit« zügeln

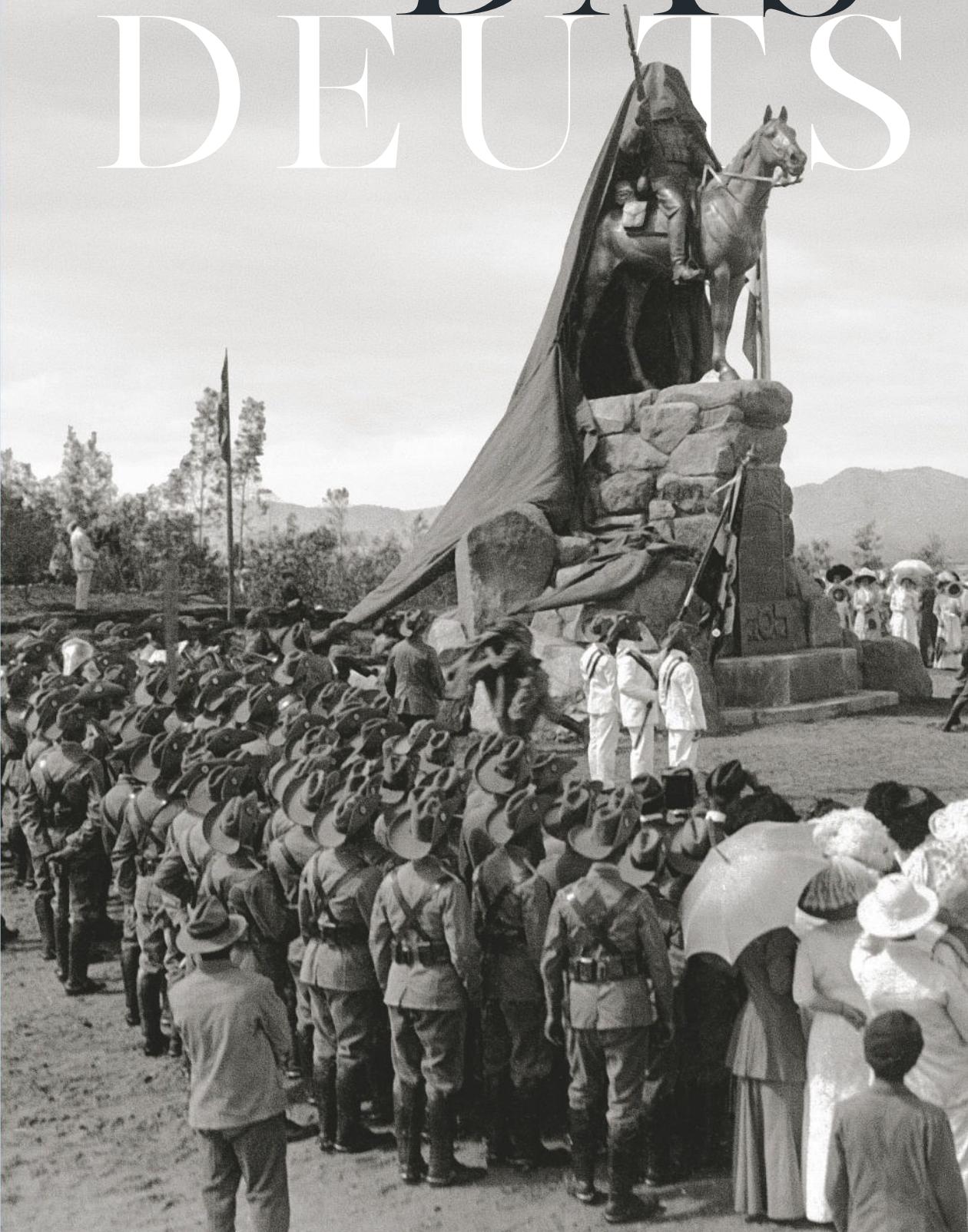


JOHANN FLIERL (in Stiefeln und weißer Jacke) ist 1886
der erste deutsche Missionar in Kaiser-Wilhelmsland.
Zahlreiche weitere werden ihm folgen, darunter Protestanten
wie er, aber auch Katholiken. Sie verkünden das
Evangelium, gründen Schulen. Nicht wenige der Geistlichen
sehen ihre Aufgabe zudem darin, die Kolonialisierung der
Einheimischen voranzutreiben, notfalls mit Zwang

— 1893 —

Siedleralltag in der Fremde

DAS DEUTS



ANDERE CHLAND

Nachdem sich das Kaiserreich zur Kolonialmacht aufgeschwungen hat, ziehen Tausende Untertanen Wilhelms II. in die Ferne, um sich in den neuen Besitzungen niederzulassen. Die meisten Siedler gehen nach Deutsch-Südwestafrika, dem heutigen Namibia. Immer dabei: der Stolz, deutsch zu sein – und ein Gefühl unumstößlicher Überlegenheit



SIEDLER UND
SOLDATEN
feiern 1912 in
Windhoek (von
den Deutschen
Windhuk
geschrieben),
dem Hauptort
der Kolonie
Deutsch-
Südwestafrika,
die Enthüllung
eines Denk-
mals zu Ehren
der sogenannten
Schutztruppe

S

TEXT: *Oliver Fischer*

Seit mehreren Tagen schon quält sich ein kleiner Treck durch das Bergland östlich der Walfischbucht. Hart schlagen die eisernen Räder der Planwagen auf den steinigen Boden. Beängstigend schwanken die beiden Gefährte, die fünf deutsche Passagiere durch den Südwesten Afrikas transportieren – durch ein vom Deutschen Reich wenige Jahre zuvor annexiertes Gebiet im heutigen Namibia.

Vorn auf einem der Fuhrwerke sitzt Helene Nitze, eine junge Frau von 20 Jahren, vor sich ein Gespann aus 20 Ochsen, die schnauend den Wagen ziehen. Einheimische Treiber laufen links und rechts der Tiere, lassen Lederpeitschen in der Luft knallen. Sträuben sich die Rinder, stoßen sie ihnen Stiele in die Flanken. An der Spitze schreitet ein weiterer Mann. Er führt die vordersten Ochsen an einem Seil, das um ihre Hörner gebunden ist – navigiert so den Treck über zerklüftete Hänge, durch enge Schluchten.

Erst wenige Wochen zuvor, im Sommer 1893, hat Helene Nitze in der Heimat ihr Examen zur Lehrerin bestanden. Und strebte wohl eine Stelle an einer Schule an. Doch ihr Vater, ein Rittergutsbesitzer in der preußischen Provinz Posen, hofft auf einen Neuanfang am anderen Ende der Welt. So begleitet nun auch Helene ihre Eltern und die beiden Schwestern auf der Fahrt ins Unbekannte.

Es ist wohl nicht nur die Folgsamkeit gegenüber der Familie, die sie nach Afrika geführt hat, sondern auch Neugier, Abenteuerlust. Sie ist eine gute Beobachterin und, wie sie in ihrer Autobiografie festhalten wird, „voll Begierde, alles Neue kennenzulernen, Leben und Treiben, Sitten und Gebräuche der hier Wohnenden“.

Die Männer etwa, die abends die Ochsen ausspannen und getrocknete Kuhfladen sammeln, um nahe der Wagen ein Feuer zu entfachen – und dann, mit etwas Abstand zu den Weißen, nur karge Kost zu sich nehmen: Sie essen nicht mehr als ein wenig Fleisch und zwei Becher Reis am Tag. Dazu trinken die Männer starken Kaffee mit braunem Zucker und Salz. Während sie selbst mitgebrachte Kondensmilch in ihren Tee röhrt.

Was sie bemerkt: Auch sie wird beobachtet. Die Treiber blicken besorgt, wenn die Deutschen sich zu reichlich aus den Wasserfässern in den Planwagen bedienen. Machen sich über die Gesten und Gesichtszüge der Weißen lustig, schauen verwundert auf die langen Haare der europäischen Frauen.

Fast drei Wochen sind die Auswanderer unterwegs und spüren dabei auch die Konflikte, die im Land schwelen. An einem dämmrigen Abend geraten sie in eine Schießerei, fahren etwas später an verkohlten Planwagen vorbei und erschrecken, als sie eine Leiche ohne

AUF BR



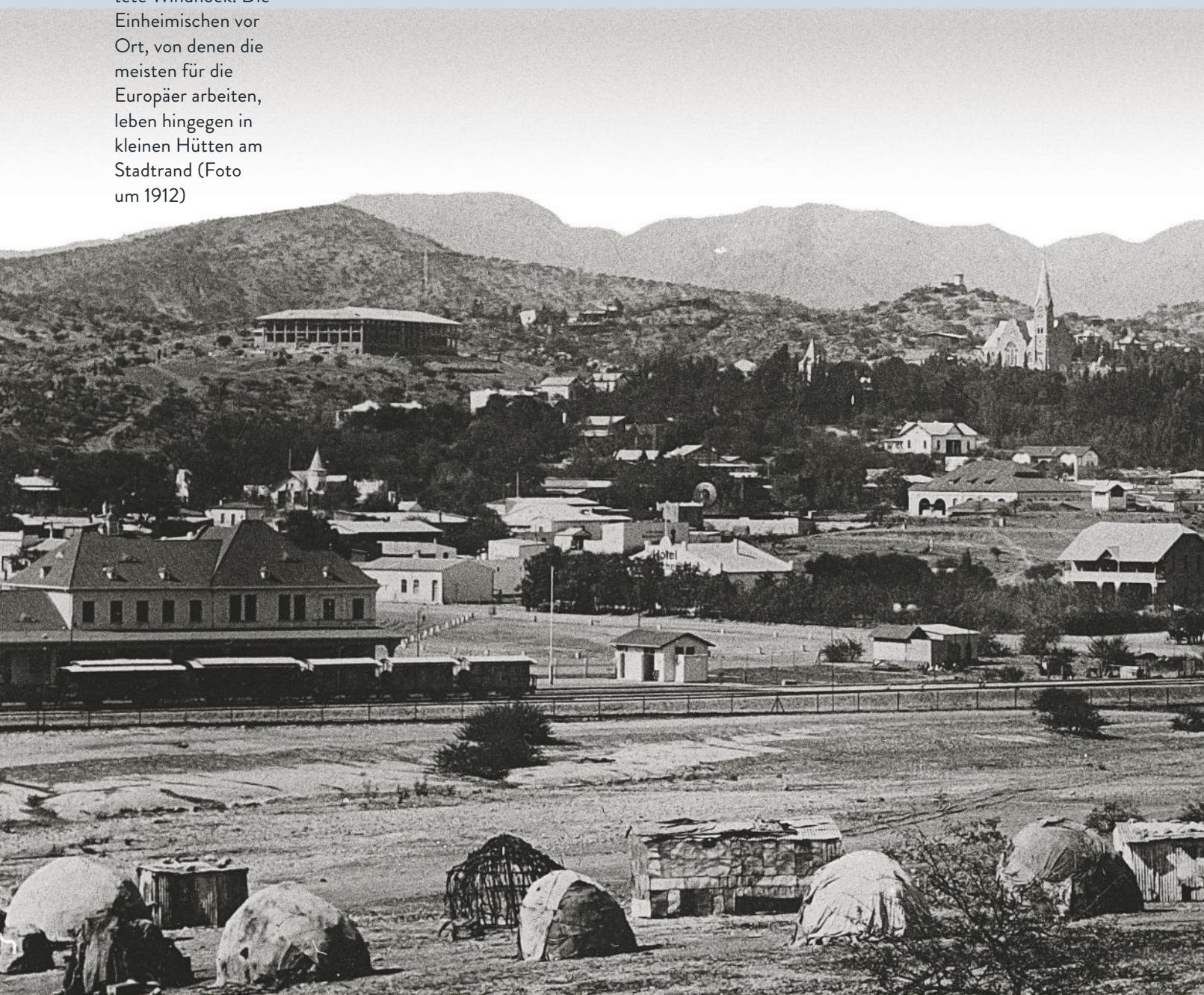
UCH IN EIN NEUES LEBEN



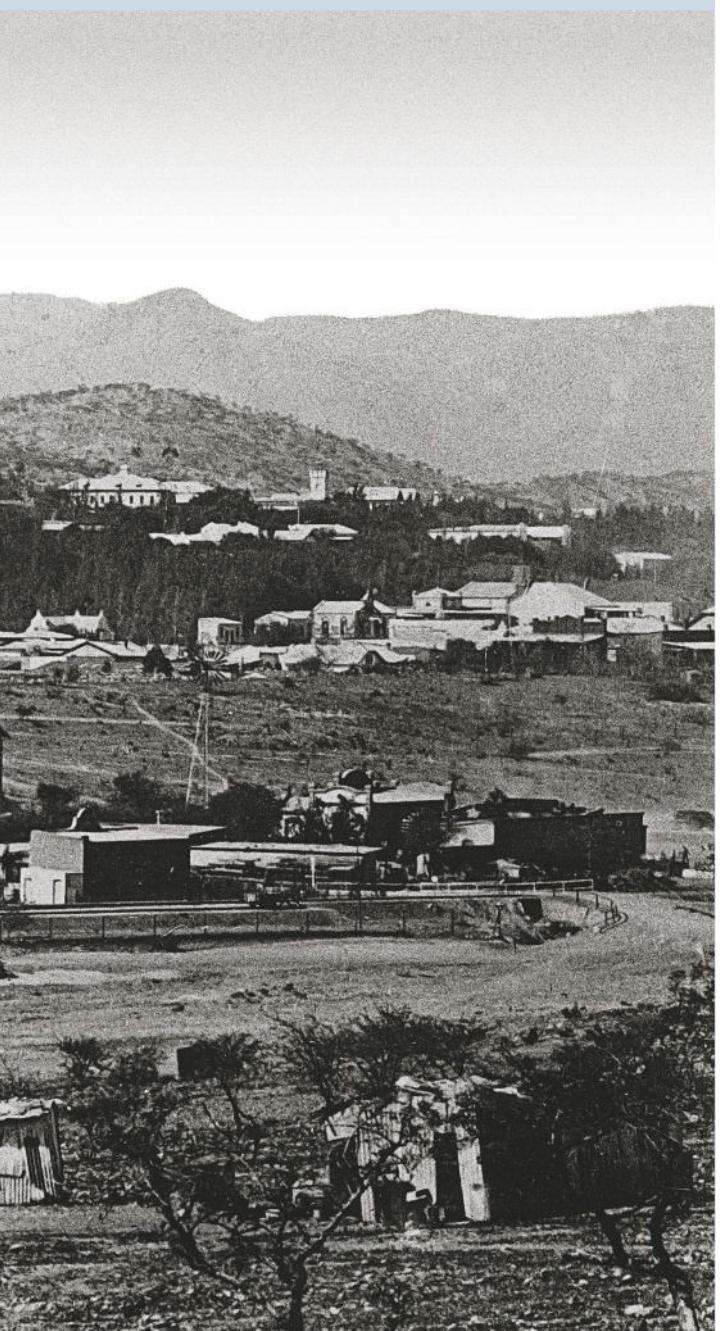
IHR HAB' UND GUT
auf Ochsenkarren
verladen, zieht
auch die junge
Helene Nitze mit
Eltern und Ge-
schwistern 1893
nach Windhoek
(Treck deutscher
Kolonisten, um
1900)

HERRSCHER UND BEHERR

DEUTSCHE ARCHITEKTUR
prägt das ab etwa 1890 neu errichtete Windhoek. Die Einheimischen vor Ort, von denen die meisten für die Europäer arbeiten, leben hingegen in kleinen Hütten am Stadtrand (Foto um 1912)



S C H T E



Kopf erblicken. Gekämpft wird, weil sich Einheimische gegen die Besatzung der Deutschen wehren. Im Stillen fragt sich Helene Nitze, was dieses karge und friedlose Land ihnen eigentlich zu bieten hat.

Mitte Oktober 1893 erreicht der kleine Treck, der von der unter britischer Herrschaft stehenden Exklave Walvis Bay (deutsch: Walvisbucht) aufgebrochen ist, sein Ziel: Windhoek, der Verwaltungssitz der deutschen Kolonie – ein kleiner Ort, gelegen an Handelsrouten, auf 1600 Meter Höhe, 260 Kilometer von der Küste entfernt. Etwa 300 Deutsche leben zu dieser Zeit hier, Soldaten, Beamte, Bauern. Es gibt ein Bezirksgericht, eine Garnison und eine Postagentur. Eine deutsche Siedlung, mehr als 8000 Kilometer von Berlin entfernt. Für Helene Nitze und ihre Familie wird nun diese Gegend zur Heimat. Wie auch die Kolonie, die den Namen „Deutsch-Südwestafrika“ trägt.

E

Einer der ersten Deutschen, der sich für dieses Territorium interessierte, war der Bremer Tabakkaufmann Adolf Lüderitz. Im Jahr 1883 beginnt er, mit dubiosen Verträgen den Einheimischen Land abzukaufen – in der vergeblichen Hoffnung, dort auf Gold und Diamanten zu stoßen. Für größere Investitionen fehlt ihm das Geld, schon bald droht ihm die Aussicht, seine Besitzungen veräußern zu müssen. Reichskanzler Otto von Bismarck erklärt daraufhin im Frühjahr 1884 die Ländereien von Lüderitz zum „Schutzgebiet“ des Reichs. Auch wenn das Gebiet erst später zur offiziellen staatlichen Kolonie wird, ist der Akt de facto der Gründungsmoment von Deutsch-Südwestafrika, ein Territorium, das schließlich mit mehr als 800 000 Quadratkilometern gut anderthalbmal so groß sein wird wie das Deutsche Reich.

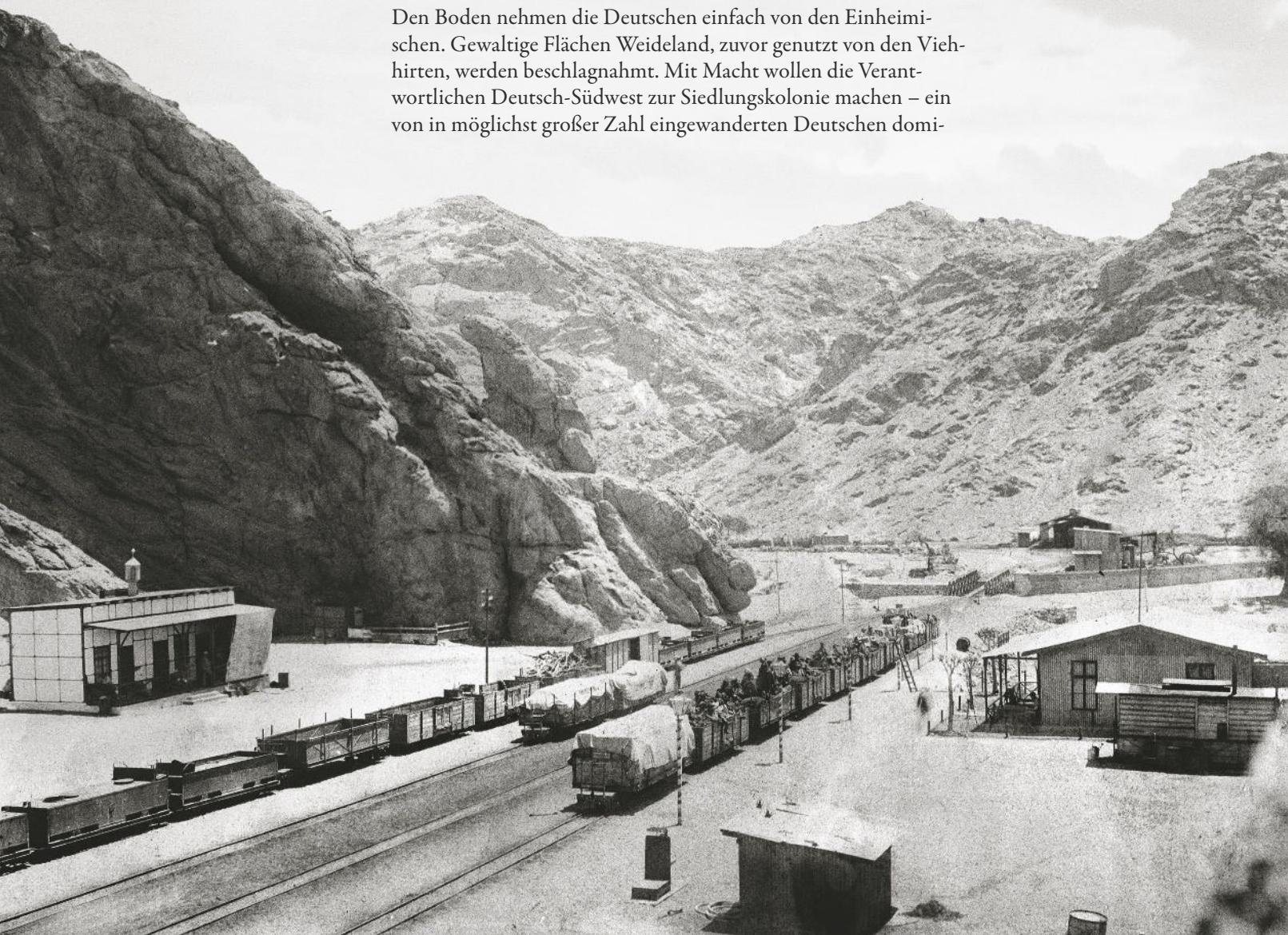
Geprägt von Wüsten, Savannen und weit über 1000 Meter hohen Felsplateaus ist die Region, und äußerst dünn besiedelt: Gegen Ende des 19. Jahrhunderts leben hier ungefähr 250 000 Einheimische, der größere Teil davon Nomaden, die Vieh halten und einer Vielzahl von verschiedenen Gruppen angehören. Die bedeutendsten sind die Nama – die nach Kontakt mit europäischen Missionaren teils schon vor Jahrzehnten das Christentum angenommen haben und neben der eigenen Sprache eine Variante des Niederländischen beherrschen – sowie die Bantu sprechenden Herero. Individuellen Besitz von Grund und Boden kennen all diese Gemeinschaften nicht, dennoch kämpfen sie mitunter heftig darum, wer das Land nutzen darf. Seit Generationen ziehen sie mit gewaltigen Rinderherden durch das trockene, endlos anmutende Gebiet, immer auf der Suche nach Wasserstellen und Weiden. Im unwegsamen, schwer zugänglichen Norden siedeln zudem gut 100 000 einheimische Bauern, pflügen harte Äcker, deren Ertrag gerade zum Überleben reicht.

AB 1902 verkürzt
eine Eisenbahn-
linie – gebaut von
Soldaten, afrikanischen
Gefangenen und Hilfskräften –
die Reise vom Hafen
in Swakopmund
nach Windhoek von
zwei Wochen auf
zwei Tage. Davon
profitiert die im
Hinterland gelegene
Stadt immens

Dennoch kommt die „Deutsche Kolonialgesellschaft“, eine Art Dachverband der Kolonialbewegung im Reich, die 1891 eine Expedition in das annektierte Gebiet entsendet, zu dem Schluss, dass die Bedingungen für eine Besiedlung durch deutsche Kleinbauern nicht schlecht seien. Mit Viehzucht und ein wenig Garten- und Ackerbau könnten sie sich, so der Bericht, eine neue Existenz in Afrika aufbauen. Eine eigens dafür gegründete „Siedlungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika“ wirbt bald schon um Interessierte, die den Schritt in die Fremde riskieren wollen. Die Konditionen sind lukrativ: Die Organisation übernimmt die Kosten für die Überfahrt, vergibt günstige Kredite und stellt Äcker und Weiden bereit – die nach fünf Jahren in den Besitz der Siedler übergehen sollen.

D

Den Boden nehmen die Deutschen einfach von den Einheimischen. Gewaltige Flächen Weideland, zuvor genutzt von den Viehhirten, werden beschlagnahmt. Mit Macht wollen die Verantwortlichen Deutsch-Südwest zur Siedlungskolonie machen – ein von in möglichst großer Zahl eingewanderten Deutschen domi-



DEUTSCH-SÜDWESTAFRIKA UM 1900



MIT MEHR ALS 800 000 Quadratkilometern ist die Kolonie gut anderthalbmal so groß wie das Deutsche Reich, im Gegensatz dazu aber extrem dünn besiedelt. Für die Neuankömmlinge aus Europa ein Vorwand, um sich das Land einfach zu nehmen, ohne die traditionellen Rechte der lokalen Bevölkerung wie den Nama und den Herero zu beachten

niertes Gebiet. Es wird die einzige Kolonie dieser Art bleiben, die das Deutsche Reich besitzt.

Bald kommen die ersten Familien aus Europa. Die Menschen, die sich auf den weiten Weg machen, versprechen sich eine wirtschaftliche Perspektive, wollen etwa Vieh für den Export aufziehen. Hunderte große Farmen, viele mit 10 000 Hektar und mehr, entstehen im weiten Umland der Städte. Andere Ankömmlinge lassen sich als Händler nieder, hoffen dabei auf hohe Gewinne.

Politiker und Kolonialagitatoren träumen derweil auch von einem erneuerten „Deutschtum“ – von einer Nation, die die im Reich gärenden Konflikte um die richtige Religion oder die politische Haltung sowie die Unterschiede zwischen den Landsmannschaften hinter sich lässt. Pioniere eines neuen, besseren Deutschlands sollen die Siedler im fernen Afrika sein.

Weit verbreitet sind sozialdarwinistische Vorstellungen vom „Kampf ums Überleben“, in dem sich die Völker weltweit befanden und für den sie sich stärken müssten. Zudem sehen sich viele



VIELE SIEDLER-FAMILIEN lassen sich von einer Schar von einheimischen Bediensteten umsorgen. Damit die ledigen deutschen Männer in Südwestafrika auch deutsche Gattinnen finden, fördert eine Kolonialgesellschaft in der Heimat die Auswanderung alleinstehender Frauen

Deutsche, ähnlich den anderen Europäern, in einer vermeintlichen natürlichen Ordnung an der Spitze – als allen „Nicht-Weißen“ überlegenes „Herrenvolk“.

Wie auch für die Familie Nitze ist Windhoek die wichtigste Anlaufstelle für die Einwanderer. Hier ist eine gut ausgerüstete Truppe von Soldaten stationiert, die Sicherheit verspricht. Und es gibt schon früh andere deutsche Familien, die den Neuankömmlingen helfen, mit der fremden Lebenssituation zuretzukommen – mit der Hitze, der schwierigen Hygiene, den ungewohnten Speisen.

Einige Zeit zuvor war Windhoek noch ein bedeutsamer Ort für die Einheimischen. An die 2000 Menschen lebten damals hier, pflanzten auf kleinen Feldern Gemüse und Obst. Gelegentlich trafen Händler vom Kap der Guten Hoffnung mit Ochsenwagen ein und boten ihre Waren feil. Doch nach verheerenden Kämpfen gegen die Nama zerstörten 1880 Angehörige der Herero den Ort. Etwa zehn Jahre später begannen die Deutschen mit dem Wiederaufbau.

Eine lange, sandige Straße, später Kaiserstraße genannt, zieht sich bald durch die Siedlung. Ein- und zweistöckige Häuser säumen nach und nach die Trasse, in denen sich Händler, Fuhrunternehmer und Handwerker aus Deutschland niederlassen.

Auf einer Anhöhe ragt ein düster wirkender Bau auf: eine Festung aus rotem Stein mit massiven, zinnenbewehrten Türmen. Gut bewacht liegen hier die deutsche Kommandantur, Waffen- und Munitionslager, dazu die Unterkünfte der Schutztruppe. Das markante Gebäude wird für Einwanderer wie Einheimische zum Symbol der deutschen Herrschaft über Südwestafrika.

Errichtet haben die Anlage deutsche Soldaten mit einem großen Trupp Einheimischer, die Mehrheit von ihnen Frauen. Für ihre zehrende Arbeit haben die Afrikanerinnen einige Portionen Fleisch am Tag erhalten – und vermutlich immer wieder auch Prügel. Schon bei dem geringsten Anlass, und oft genug ohne einen solchen, schlagen die Kolonialherren auf ihre Arbeitskräfte ein.

In einem Tal etwa zwei Kilometer südlich von der Festung liegt der Ort Klein-Windhoek. Hier stehen bald rund ein Dutzend Häuser.

In den Gärten auf den Grundstücken bauen die deutschen Siedler Wein, Kartoffeln und Gemüse an.

In Klein-Windhoek lässt sich auch die Familie Nitze nieder. Helenes Vater hatte bei einem ersten Aufenthalt im Vorjahr ein verlassenes Anwesen erworben, in dem einst ein deutscher Missionar lebte. Nun renovieren die Ankömmlinge das Haus mit Wellblechdach, Holzfußböden und einer Veranda und richten sich in ihren sechs Zimmern ein. Laden Sofa und schwere Vorhänge von den Fuhrwerken, stellen Tisch und Gartenstühle auf die Veranda – alles im bürgerlichen Stil ihrer Heimat, aus der sie die Möbel mitgebracht haben. Draußen legen sie Beete an. Schon in Preußen hatte Helenes Vater einen Hof geführt. Hier beginnt er bald, vor Ort erstandene Rinder auf einem entlegenen Grasland weiden zu lassen, mehr als zwei Stunden Fußweg entfernt.

Siedler, die in dieser Gegend oder einem anderen Teil von Deutsch-Südwestafrika einen Hof aufbauen, müssen die vielen mühevollen Tätigkeiten nicht allein verrichten. Überall arbeiten Einheimische für sie, allein in Windhoek sind es Hunderte. Viele wurden durch die Deutschen von ihren angestammten Orten, von den Weideplätzen ihres Viehs verdrängt und sind nun – wahrscheinlich Teil des Kalküls der Kolonisatoren – gezwungen, sich bei den neuen Herren als billige Arbeitskräfte zu verdingen. Wohl kaum eine Farm kommt ohne ein halbes Dutzend Bedienstete aus.

Abseits der Häuser der Weißen stehen die Hütten dieser Dienerschaft: windschiefe Buden aus Holz, bedeckt mit Säcken, Blech und Lumpen. Die Bewohner zählen meist zu den Damara, einer von den Nama und Herero seit Längerem unterjochten Gemeinschaft. Sie gehören zu den Allerärmsten in Deutsch-Südwestafrika.

N

Nach und nach kommen immer mehr Deutsche in die Kolonie. Zumeist gehen sie wie die Nitzes, die per Schiff von Hamburg aufgebrochen waren, in den nah beieinanderliegenden Häfen der britischen Walvis Bay oder der deutschen Gründung Swakopmund an Land. Wegen der starken Dünung, die es unmöglich macht, direkt mit einem Boot anzulegen, tragen Einheimische die Fremden die letzten Meter durch die Wellen ans Ufer; auch das Gepäck wird auf diese Weise befördert.

Wer sich als Auswanderer anschließend etwa in Swakopmund, Windhoek oder dem weiter südlich im Binnenland gelegenen Keetmanshoop niederlässt, findet zumeist rasch Anschluss bei Landsleuten. Häufig treffen die Neuankömmlinge auf sogenannte „alte Afrikaner“: deutsche Männer, die schon lange in Südwestafrika leben und viel im Land gereist sind. Nicht selten haben sie Kontakte zu

einheimischen Anführern aufgebaut, fühlen sich selbst geadelt durch die Aufmerksamkeit der afrikanischen Großen.

Siedler, die später ankommen, sind meist mehr noch als die Älteren einem deutschtümelnden Weltbild verschrieben. Seit in Berlin Kaiser Wilhelm II. regiert, der die Flotte aufrüsten lässt und Weltpolitik betreiben will, hat der Nationalismus im Reich neue Höhen erreicht. Viele der jüngeren Siedler sind Mitglied in patriotischen Gesellschaften wie dem Flotten- oder Kriegerverein und gründen in Deutsch-Südwest Ableger ihrer Organisationen.

A

**DIE LEITUNG
DER KOLONIE** liegt von 1894 bis 1904 in den Händen von Theodor Leutwein (hier zwischen dem Nama-Kaptein Hendrik Witbooi, links, und dem Herero-Oberhaupt Samuel Maharero, rechts). Um seine Macht zu stabilisieren, sucht er den Ausgleich mit ihm genehmten Anführern der Einheimischen – verfährt aber auch nach dem Prinzip »Teile und herrsche« und scheut vor Gewaltanwendung nicht zurück

Auch einige ledige Frauen aus Deutschland ziehen in die Kolonie. Da zunächst vor allem alleinstehende Männer – als Expeditionsteilnehmer, Soldaten oder Beamte – gekommen sind, ist unter den Europäern ein starkes Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern entstanden. Die Deutsche Kolonialgesellschaft legt deshalb ein Programm auf, das Frauen aus dem Kaiserreich nach Afrika ver-



EIN KRIEG DER VERNICHTUNG

Das Siedlerleben in Deutsch-Südwestafrika ruht auf einem Fundament von Ausbeutung, Entrechtung und Verdrängung. Als sich die Einheimischen dagegen wehren, begehen deutsche Truppen einen Völkermord

Die Botschaft des Kommandeurs ist grausam: „Innerhalb der deutschen Grenze wird jeder Herero mit oder ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh erschossen, ich nehme keine Weiber und keine Kinder mehr auf, treibe sie zu ihrem Volke zurück oder lasse auch auf sie schießen. Dies sind meine Worte an das Volk der Herero.“ Was der kaiserliche General Lothar von Trotha am 2. Oktober 1904 in Deutsch-Südwestafrika mit diesen Sätzen als Nachricht an die Einheimischen und zugleich als Befehl an seine Truppen ausgibt, ist der Schlüsselakt eines blutigen Vernichtungsfeldzugs. Zuvor hatte die große Bevölkerungsgruppe der Herero, die mehrheitlich als Viehhirten leben, unter einer Abfolge von Katastrophen gelitten. 1897 raffte eine Rinderpest einen Großteil ihrer Herden dahin. Dürre und Malaria-Ausbrüche verschlechterten ihre Lage zusätzlich. Gleichzeitig wurden durch die rigorose Landnahme deutscher Kolonisten und den Eisenbahnbau ihre traditionellen Weidegründe beschnitten, verstärkte sich die Aggressivität der deutschen Siedler, stieg die Zahl der Übergriffe und Misshandlungen. Schließlich entschieden sich die Herero zum Aufstand.

Ihre ersten Überfälle auf Stützpunkte, Farmen und Eisenbahntrassen im Januar 1904, bei denen gut 120 Deutsche getötet werden, treffen die Kolonialregierung unvorbereitet. Gouverneur Theodor Leutwein ist um eine überlegte Reaktion bemüht, strebt Verhandlungen an, doch Berlin fürchtet Gesichtsverlust und schickt zusätzliche Soldaten sowie einen neuen Oberbefehlshaber: Lothar von Trotha, der sich in anderen Kolonialkämpfen als brutal und rücksichtslos erwiesen hat. Trotha ist bald durchdrungen von der Vorstellung, einen „Rassenkampf“ zu führen, der mit der Auslöschung der Gegenseite enden solle.

Am Waterberg, einem Hochplateau im Kerngebiet der Herero, umzingeln die deutschen Truppen im August das



KAISERLICHE SOLDATEN treiben Zehntausende Herero bewusst in den Tod. Nur wenige überleben, wie hier schwer gezeichnet

Gros der gesamten Gemeinschaft, Zehntausende Männer, Frauen und Kinder, die sich hier versammelt haben, attackieren sie mit überlegenen Waffen. Gleichwohl gelingt den Herero der Ausbruch: Sie flüchten in die lebensfeindliche Halbwüste Omaheke. Die deutschen Truppen aber sorgen dafür, dass es von dort kein Entrinnen gibt. Die meisten der Herero sterben einen grausamen Tod. Im Generalstabsbericht liest es sich so: „Die wasserlose Omaheke sollte vollenden, was die deutschen Waffen begonnen hatten: die Vernichtung

des Hererovolkes.“ Nur wenige können sich in das benachbarte britische Protektorat im heutige Botswana durchschlagen. Die verbliebenen Herero in der Kolonie werden von den Deutschen in Lager gesperrt. Dort kommt noch mal fast die Hälfte der Insassen ums Leben.

Die Nama, die den Deutschen anfangs sogar Hilfstruppen im Kampf gegen die Herero gestellt hatten, erheben sich im Oktober 1904 ebenfalls – wohl aus der Befürchtung, einem vergleichbaren Schicksal entgegenzugehen. Über Jahre führen sie einen Guerillakampf gegen die Besatzer, die mit ähnlich unerbittlicher Härte antworten wie gegen die Herero.

Im März 1907 erklären die Deutschen den Kampf für beendet, einzelne Gefechte ziehen sich noch bis ins Folgejahr. Die Opferbilanz ist drastisch: Von schätzungsweise 80 000 Herero überleben nur etwa 15 000 Menschen, von den rund 20 000 Nama sterben mehr als 10 000. Zudem folgen auf den Krieg massenhafte Deportationen, Enteignungen und die weitere, nunmehr systematisch betriebene Entrechtung. Kommandeur Trotha dagegen erhält den Orden „Pour le Mérite“.

Obwohl deutsche Politiker den Völkermord inzwischen als solchen benannt haben, gibt es bis heute keine vertragliche Anerkennung des Genozids und keine Vereinbarungen über Entschädigungszahlungen.

Jens-Rainer Berg

von

mittelt, damit sie dort einen Ehemann finden. Oft sind es Dienstmädchen, Köchinnen oder Landarbeiterinnen, die den Schritt wagen.

Ziel ist es nicht nur, dem Männerüberschuss etwas entgegenzusetzen, es sollen auch sexuelle Kontakte zwischen Europäern und Afrikanerinnen verhindert werden. Denn wenn sich weißes und schwarzes „Blut“ vermengen würden, so die rassistische Annahme, könne das langfristig die Kolonialherrschaft der Deutschen in Afrika schwächen. Um die vermeintliche „deutsche Rasse“ rein zu halten, werden später „Mischehen“ in der Kolonie verboten.

Zur größten Gruppe unter den Deutschen zählen Soldaten der Schutztruppe. Viele der Männer hoffen, nach Abschluss ihrer Dienstzeit eine Farm erwerben zu können und zu Wohlstand zu kommen. Neben Militärangehörigen und Bauern sind besonders Handwerker gefragt; sie werden dringend gebraucht für den weiteren Ausbau von Hauptort und Kolonie.

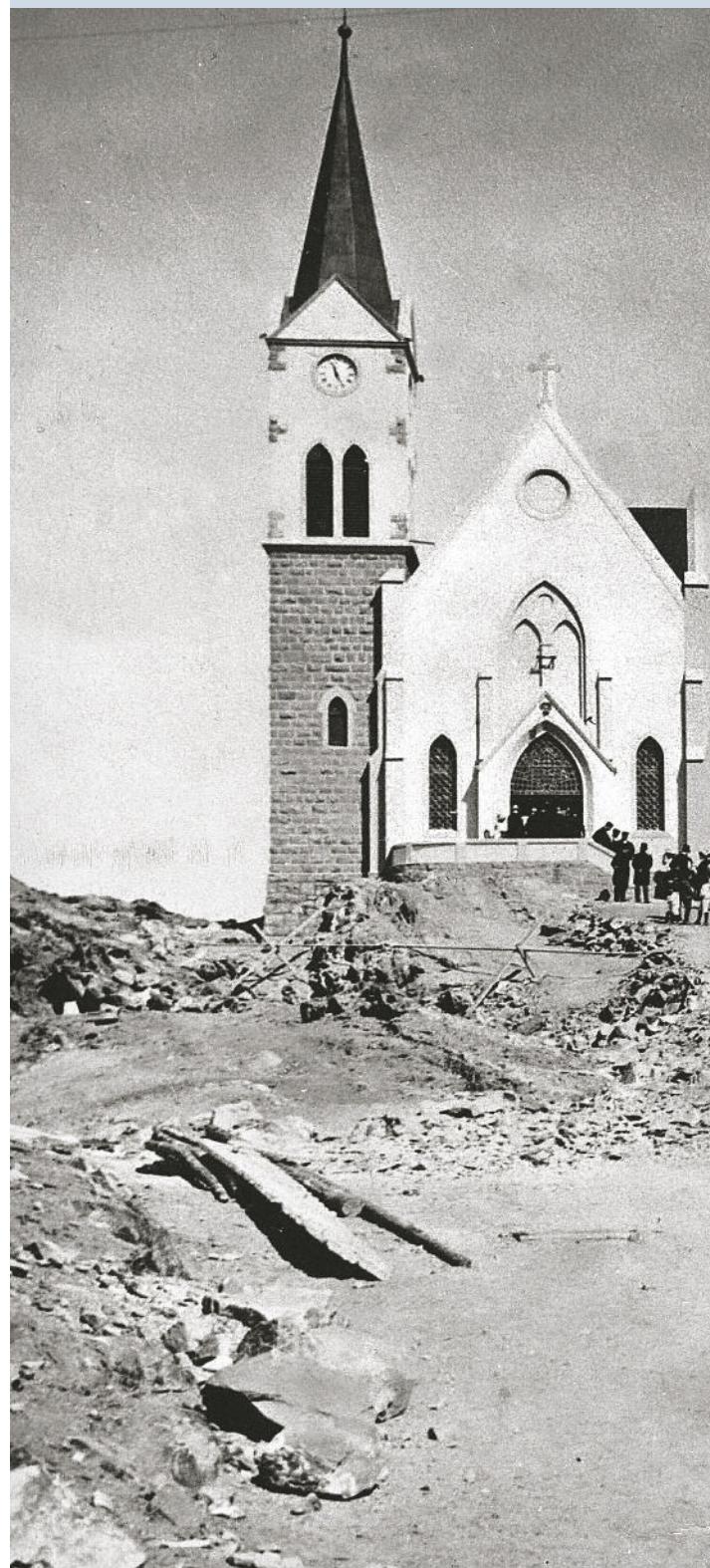
Dennoch gibt es immer wieder Deutsche, die bei ihrer Suche nach einem besseren Leben in Afrika scheitern, beispielsweise als Tagelöhner eine ärmliche Existenz fristen. Sie stehen ganz unten in der Hierarchie der Siedlergesellschaft, gelten den Beamten als „minderwertige Elemente“. Und sind bei den Landsleuten trotzdem höher geachtet als jeder gewöhnliche Einheimische.

D

Die Siedler sorgen dafür, dass ihr Alltag sie in vielem an das zurückgelassene Kaiserreich erinnert. Wie in der alten Heimat treffen sie sich zu geselligen Runden mit Kaffee und Kuchen. Veranstalten Liederabende, bei denen sie „Freut Euch des Lebens“ oder „Es kann ja nicht immer so bleiben“ singen, organisieren Lesezirkel, wettkämpfen auf selbst gebauten Kegelbahnen. Die zeitweise vier deutschsprachigen Tageszeitungen der Kolonie geben ihnen genug Gesprächsstoff für Tratsch und Diskussionen mit den Nachbarn.

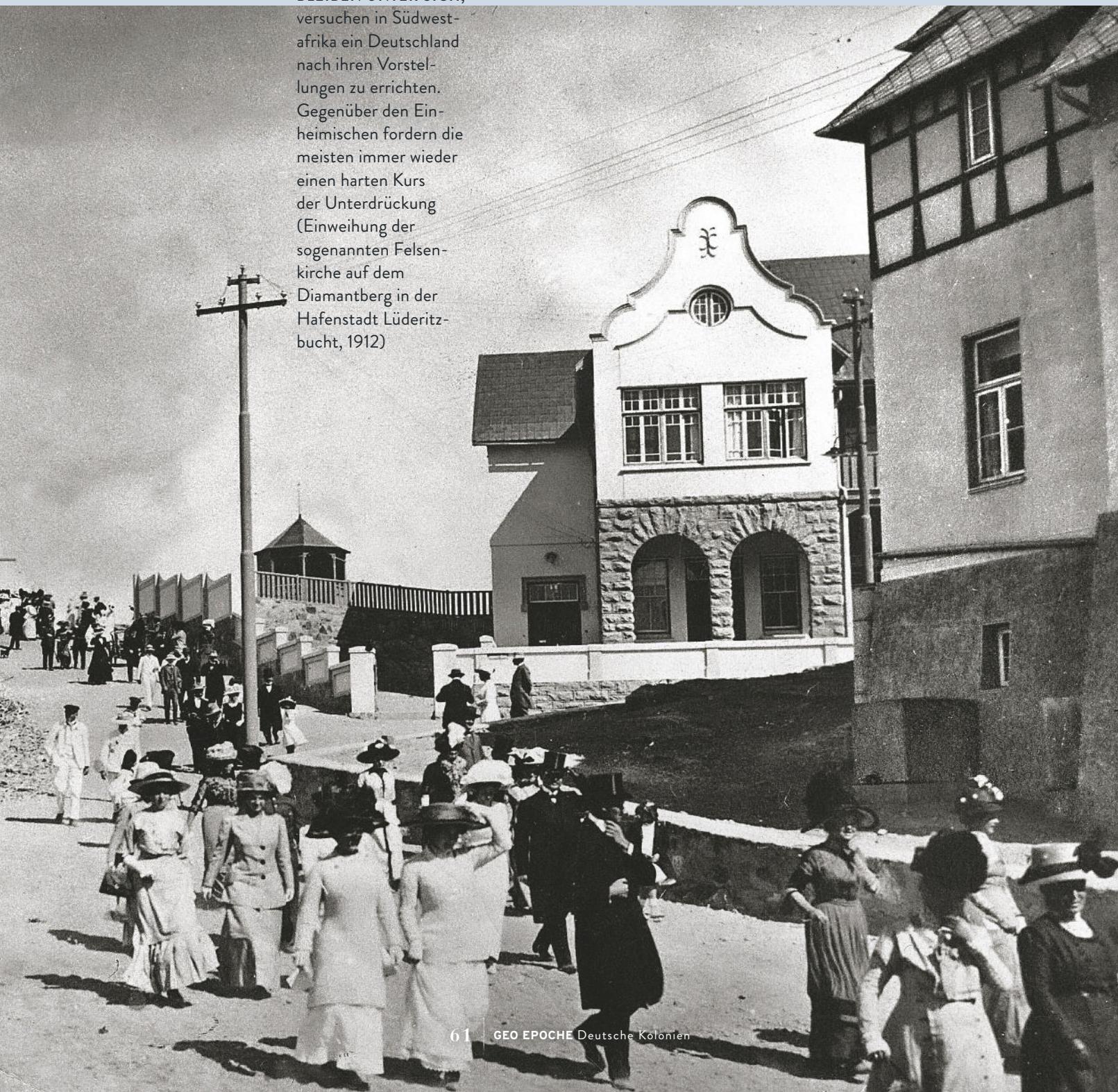
Ein beliebter Treffpunkt ist das Haus der Familie Nitze. Oft reiten Beamte, Offiziere und Kaufleute nach Klein-Windhoek, um ein wenig mit Vater Albert Nitze auf der Veranda zu plaudern. Mitunter bleiben die Besucher bis weit in den Abend. Helene spielt bei solchen Gelegenheiten oft auf dem Klavier – „dann umlagerten meist die Eingeborenen die Fenster und lauschten andächtig der Musik“, vermerkt sie in ihren Erinnerungen.

Brauchen die Nitzes Lebensmittel und Waren, die ihr Hof nicht hergibt, müssen sie nach Groß-Windhoek, wie der nahe Hauptort auch genannt wird. Der Weg dorthin führt über eine schattlose, mehrmals an- und absteigende Straße. In der Sonne wird der felsige Boden so heiß, dass Helene sich trotz Schuhwerk beinahe die Fußsohlen verbrennt.



ARROGANZ GETRAGEN

DIE KOLONISTEN BLEIBEN UNTER SICH,
versuchen in Südwestafrika ein Deutschland nach ihren Vorstellungen zu errichten. Gegenüber den Einheimischen fordern die meisten immer wieder einen harten Kurs der Unterdrückung (Einweihung der sogenannten Felsenkirche auf dem Diamantberg in der Hafenstadt Lüderitzbucht, 1912)



In der Hauptstraße kauft die junge Frau Kleidung, Seife, Bier und Wein. Anfangs gibt es nur einen einzigen Laden, mit der Zeit öffnen weitere Geschäfte, Schlachter, Friseure, Gaststätten, Pensionen. Geführt werden die Betriebe von Deutschen, doch auch manche einheimischen Angestellten arbeiten hier und erhalten einen vergleichsweise guten Lohn. Die Preise sind wegen der langen Transportwege für importierte Waren insgesamt sehr hoch. „Wenn wir mit einem Zwanzigmarkstück nach Windhoek gingen“, erinnert sich Helene Nitze, „so brachten wir gewiss nicht viel Geld zurück.“

Bald spricht sich herum, dass sie examinierte Lehrerin ist. Als ein hoher Regierungsvertreter die Siedlerin bittet, eine Schulklass mit deutschen Kindern zu unterrichten, sagt sie zu. Elf deutsche Schülerinnen und Schüler sitzen wenig später vor ihr, anfangs in einem Raum des Gouvernementsgebäudes. Tische, Stühle, ein Harmonium. Auf dem Stundenplan stehen neben Lesen, Schreiben und Rechnen auch Sprachen und Geschichte, Geografie und Religion. Die Regierung stellt Helene sogar ein Pferd, auf dem sie nun täglich nach Groß-Windhoek reiten kann.

A

An der Spitze der Kolonie steht seit 1894 als Landeshauptmann (und später als Gouverneur) Theodor Leutwein. Anders als viele Deutsche, die ein teils fanatisches Überlegenheitsdenken mit nach Südwestafrika gebracht haben, ist Leutwein vergleichsweise gemäßigt. Der Pfarrerssohn aus Süddeutschland gilt als besonnener Beamter. Den Vertretern der großen und kleinen einheimischen Gemeinschaften begegnet er zumeist mit Respekt, achtet ihre Bräuche – auch wenn ihm zugleich klar sein dürfte, dass er für das Elend vieler mitverantwortlich ist. Leutwein wünscht sich eine friedliche Koexistenz von Deutschen und Afrikanern – unter der Bedingung, dass die Einheimischen die Oberherrschaft der Deutschen anerkennen. Dafür ist er bereit, den lokalen Anführern ihren herrscherlichen Status fast vollständig zu belassen. Viele von ihnen nehmen dieses Angebot an.

Doch Leutwein kann auch Härte zeigen. 1893 hatte sein Vorgänger den Kampf gegen Gruppen entfesselt, die sich der deutschen Herrschaft widersetzen. Allerdings überschätzte er dabei die Stärke seiner Truppen und unterschätzte den Kampfeswillen der Gegner – insbesondere den von Hendrik Witbooi, Anführer einer Nama-Gemeinschaft, selbst getaufter Christ. Mit Schusswaffen ausgerüstet, die die Kämpfer wahrscheinlich anderswo erbeutet hatten, halten er und seine Leute lange durch.

Als Theodor Leutwein das Amt des Landeshauptmanns übernimmt, beginnt er, gegen andere Gruppen der Nama vorzugehen,

um Hendrik Witbooi und seine Truppen so zu isolieren, jeden Nachschub an Männern und Waffen zu unterbinden. Der wiederum, einst unterrichtet von Missionaren, verfasst einen Brief an Leutwein. „Sie sagen“, schreibt er darin, „dass es Ihnen leid tut, dass ich den Schutz des Deutschen Kaisers nicht anerkennen will, und dass Sie mir dies als Schuld anrechnen und mich mit Waffengewalt strafen wollen. Dies beantworte ich so: Ich habe den Deutschen Kaiser in meinem Leben noch nicht gesehen, deshalb habe ich ihn auch noch nicht erzürnt mit Worten oder Taten.“

Trotz des selbstbewussten Tons muss Hendrik Witbooi wenige Wochen später kapitulieren: Nach verlorenen Gefechten in den Naukluftbergen signalisiert er, nun doch wie andere Anführer die Oberhoheit der Deutschen zu akzeptieren. Leutwein stellt daraufhin die Kämpfe ein. Und schwenkt auf einen konzilianteren Kurs: Die Nama-Krieger dürfen ihre Waffen behalten, ihr Chef erhält sogar eine Jahresrente von 2000 Mark – wohl um ihn von einem erneuten Aufstand abzuhalten.

Vielen Siedlern ist das entschieden zu milde. Sie wollen Hendrik Witbooi hängen sehen. Einige Farmer versuchen wohl bald bewusst, einen Konflikt mit den Herero zu schüren, um Leutwein vor sich herzutreiben, zu rücksichtslosem Vorgehen zu bewegen. Auch Artikel in den Kolonialzeitungen im Reich rufen zur Gewalt gegen Einheimische auf.

Bei einer Versammlung erklärt ein Siedler, es sei „je eher, je besser“, einen Krieg gegen die Herero zu beginnen. Ein „alter Afrikaner“ dagegen warnt: So ein Krieg könne „unabsehbare und schwere Folgen“ haben. Die Spannungen in der Kolonie nehmen zu.

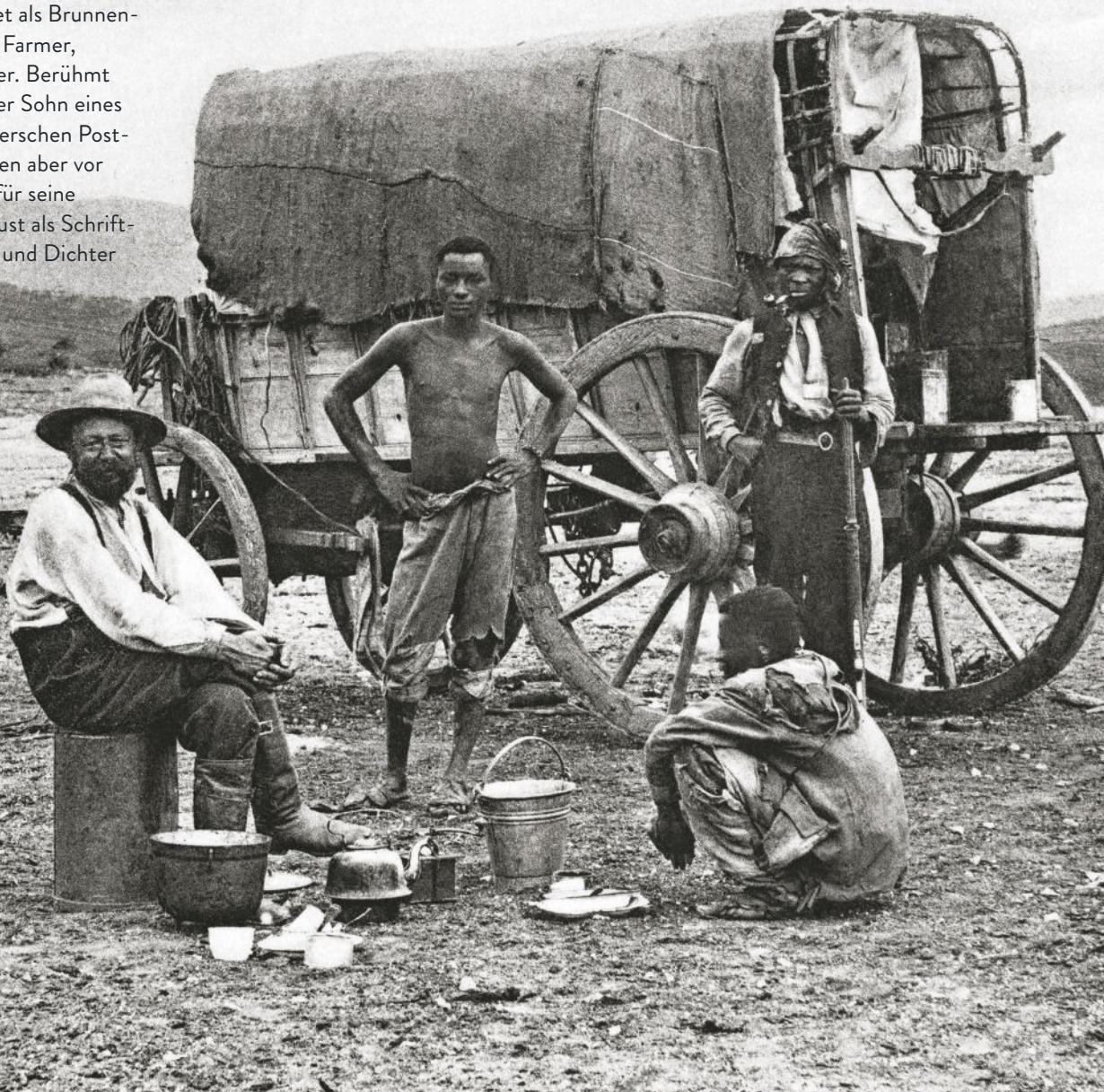
Als das 20. Jahrhundert beginnt, zieht jedoch an vielen Orten zunächst der Fortschritt ein. In Swakopmund etwa, dem kleinen Ort am Atlantik, wo sich einst Schiffsreisende an Land tragen ließen, findet sich nun ein gut ausgebauter Hafenbecken mit Mole und Kai-anlagen. Bis zu zwei Dutzend Dampfer liegen hier manchmal gleichzeitig auf Reede, in Warteposition, bis die Ladung gelöscht wird.

Auch die beschwerliche Tour mit den Ochsenwagen muss kein Europäer mehr auf

NICHT ALLE HABEN ERFOLG

DEUTSCH-SÜDWEST

zieht auch Weltenbummler und Aussteiger an. Ludwig Conradt (links) arbeitet als Brunnenbauer, Farmer, Händler. Berühmt wird der Sohn eines pommerschen Postbeamten aber vor allem für seine Spottlust als Schriftsteller und Dichter





GEKOMMEN, UM

ZU BLEIBEN:

Deutsche Siedler und Siedlerinnen samt ihren Kindern posieren mit Soldaten und Polizisten um 1905 für ein Foto. Kaum etwas an ihrem Aussehen deutet darauf hin, dass sie sich in Afrika befinden

HELENE VON FALKENHAUSEN,
geborene Nitze (1873–1945), verliert ihren Ehemann 1904 im Krieg gegen die Herero und bricht ihr bisheriges Leben in Deutsch-Südwestafrika ab



sich nehmen: Zwischen Swakopmund und Windhoek verkehrt nun zweimal in der Woche eine Schmalspurbahn, erbaut von Soldaten und gut 800 afrikanischen Hilfsarbeitern und Gefangenen. Dauerte die Fahrt in den Planwagen früher mindestens zwei Wochen, gelangt man ab 1902 in zwei Tagen vom Meer nach Windhoek (das ab dem folgenden Jahr die offizielle deutsche Schreibweise „Windhuk“ erhält). Eine weitere Bahntrasse ist gerade im Bau: Sie soll später zu den Erzvorkommen im Norden der Kolonie führen.

Rund 3000 Deutsche leben mittlerweile im Land. Vielerorts wachsen neue Gebäude in die Höhe – Reminiszenzen an die alte Heimat: wuchtige Kirchen, mit Zinnen verzierte Festungen, Wohnhäuser, die wie kleine Burgen aussehen, oder Bahnhöfe im Stil der Neorenaissance.

Doch alle Technik, alle architektonischen Werke, die vielen neu gegründeten Existenzien, die unzähligen vollendeten Tatsachen, die die Auswanderer inzwischen geschaffen haben, vermögen nicht den großen kolonialen Raub zu überdecken, der all dem zugrunde liegt. Und so dräut der Konflikt mit den Unterworfenen weiter. Gerüchte über einen bevorstehenden Waffengang gehen bald unter den Siedlern um, die Schmalspurbahn transportiert größere Mengen militärischen Geräts.

Dann, im Januar 1904, sterben gut 120 deutsche Soldaten und Siedler bei einem Überraschungsangriff der Herero. Der Krieg, den Theodor Leutwein vermeiden wollte, bricht aus und wird drei Jahre dauern. Am Ende der Kämpfe haben Zehntau-

LITERATURTIPPS

JÜRGEN ZIMMERER

»Deutsche Herrschaft über Afrikaner«

Schon etwas älter, aber noch immer das Standardwerk über Deutsch-Südwestafrika (Lit-Verlag).

BERND HEYL

»Namibische Gedenk- und Erinnerungsorte – Postkolonialer Reisebegleiter in die deutsche Kolonialgeschichte«

Aktuelle wie kompakte Darstellung (Brandes & Apsel).



Lesen Sie auch »Kolonialer Alltag: Ladies and Gentlemen« (aus GEOEPOCHE Nr. 41) über die Briten in Indien auf www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Deutsch-Südwestafrika (das heutige Namibia) ist die einzige Siedlungskolonie des Deutschen Reichs. Während ihrer Hochzeit leben hier rund 15 000 Europäer, die vor allem als Viehbauern auf von den Einheimischen angeeignetem Land eine Existenz aufzubauen versuchen und zumeist ein gutbürgerliches Deutschtum pflegen. Das Militär vor Ort, die »Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika«, ist verantwortlich für den Völkermord an den Herero und Nama.

sende Afrikaner ihr Leben verloren, von deutschen Soldaten umgebracht oder gezielt in den Verdurstungstod getrieben. Es ist der erste Völkermord des 20. Jahrhunderts (siehe Seite 59).

Das Dasein der Überlebenden schränken die deutschen Behörden danach massiv ein. „Eingeborenenverordnungen“ verbieten ihnen, Land zu besitzen, Ochsen, Kühe und anderes Großvieh zu halten, Feuerwaffen mit sich zu führen. Sie werden rechtlich zu Unmündigen erklärt und zu Arbeit verpflichtet. Zur Kontrolle müssen sie nun stets eine deutlich sichtbare Passmarke tragen und ein Dienstbuch führen. Zwar können die Kolonialherren in dem großen Territorium die Einheimischen nie vollständig überwachen, doch jeder von ihnen weiß, dass schon bei dem geringsten Verstoß drakonische Strafen drohen. Mehr denn je ist die Kolonie eine drastische Zweiklassenwelt.

H

Helene Nitze, die junge Lehrerin, die seit ihrer Hochzeit 1899 mit einem Farmer aus deutschem Adel den Nachnamen „von Falkenhäusen“ trägt, hat Deutsch-Südwestafrika bereits 1904 wieder verlassen. In den ersten Kriegstagen hatten Herero ihren Mann ermordet. Die schwangere Frau begab sich daraufhin zum Hafen von Swakopmund, um mit ihren zwei kleinen Söhnen nach Deutschland zurückzukehren. Auf der Schiffsreise starb auch der jüngere der beiden Jungen.

In ihren Aufzeichnungen hält sie ein Jahr später trotzdem fest: „Selbst heute, nachdem ich dort die bittersten Erfahrungen meines Lebens gemacht habe, noch heute hängt trotz allem mein ganzes Herz an der Kolonie.“ Im Jahr 1909 kehrt sie zurück und wird in der Nähe von Windhoek Leiterin einer Ausbildungsfarm für Frauen, allerdings nur für deutsche – denn bei allem Interesse für die Einheimischen hegt auch sie, die 1945 in Fürstenberg an der Havel sterben wird, keinen Zweifel an der Trennung und Hierarchie der „Rassen“, am vermeintlich niederen Wert der afrikanischen Bevölkerung.

In der Zeit um 1910, in der die Herrschaft der Deutschen in „Südwest“ unerschütterlich erscheint, kommen Auswanderer in noch größerer Zahl. Bald leben fast 15 000 Weiße im Land. Mehr als 1000 Farmen gibt es nun. Eine Eisenbahn- und Minengesellschaft erschließt Diamant- und Kupfervorkommen, die Millionen gewinne abwerfen.

Deutschlands einzige Siedlungskolonie im fernen Afrika erlebt eine nie da gewesene Blüte. Es ist eine große Zeit – die allein für die Kolonialherren und ihre Landsleute gilt. Und die nur noch wenige Jahre dauern wird. ◇

IMPRESSUM

VERLAG: Gruner + Jahr Deutschland GmbH,
Koreastraße 7, 20457 Hamburg,
Postanschrift: Brieffach 24, 20444 Hamburg
Eingetragen beim Amtsgericht Hamburg
unter der Registernummer HRB 145255 und
vertreten durch die Geschäftsführung
Ingrid Heisserer und Christian Behr.
Umsatzsteuer-ID: DE 310194027

REDAKTION: RTL News GmbH, Koreastraße 7,
20457 Hamburg, Telefon: 040/37 03-0,
Internet: www.geo.de/epoch

CHEFREDAKTION: Jürgen Schaefer, Katharina Schmitz
MANAGING DESIGNERIN: Tatjana Lorenz

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURIN: Maike Köhler

TEXTREDAKTION: Jens-Rainer Berg (Konzept
dieser Ausgabe), Kirsten Bertrand, Insa Bethke,
Dr. Anja Fries, Dr. Mathias Mesenhöller,
Joachim Telgenbücher, Johannes Teschner,
Rebecca Wegmann

BILDREDAKTION: Julia Franz, Christian Gargerle
GRAFIK: Frank Strauß

KARTOGRAFIE: Ralf Bitter (frei), Klaus Kühner (frei)

VERIFIKATION: Alice Passfeld,
Andreas Sedlmair, Stefan Sedlmair

Freie Mitarbeit: Dr. Dirk Hempel

SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer,
Antje Wischow

HONORARE/SPESEN: Andrea Gora-Zysno,
Daniela Klitz, Katrin Schäfer,
Carola Scholz, Katrin Ullrich

VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN
INHALT: Jürgen Schaefer, Katharina Schmitz

CHIEF PRODUCT & REVENUE OFFICER:

Johannes Vogel

SENIOR PRODUCT MANAGER: Saskia Schröder

ANZEIGEN: Ad Alliance GmbH, Picassoplatz 1,
50679 Köln, Arne Zimmer (verantwortlich)
Es gilt die aktuelle Preisliste. Infos hierzu unter
www.ad-alliance.de

VERTRIEB: DPV Deutscher Pressevertrieb,
Sales Director: Swetlana Hain

MARKETING: Stefan Bromberg (Leitung),
Siri Henkel (Managerin)

PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT:

Bettina Klauser (Leitung), Michelle Wilbois

HERSTELLUNG: G+J Herstellung,

Heiko Belitz (Ltg.), Oliver Fehling

Druckvorstufe: Mohn Media

Mohndruck GmbH, Gütersloh

Druck: Quad/Graphics, Wyszków

LIZENZEN: BRANDS Licensing by G+J:

Siegel und Sonderdrucke,

Koordination: Petra Martens,

E-Mail: imme.tillessen@rtl.de

DVD: Barbara Baltes

SYNDICATION: Picture Press,

E-Mail: sales@picturepress.de

Heftpreis: 14,00 Euro (mit DVD: 19,50 Euro)

ISBN: 978-3-652-01529-5;

978-3-652-01535-6 (Heft mit DVD)

ISSN: 1861-6097

© 2025 Gruner + Jahr Deutschland GmbH

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00,

BIC: DEUTDEHH

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

E-Mail: briefe@geo-epoch.de

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

Anschrift: GEO-Versand-Service,
74569 Blaufelden

Telefon: +49/40/42 23 64 27

Telefax: +49/40/42 23 66 63

E-Mail: guj@sigloch.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

Online-Kundenservice:

www.geo.de/epoch

Telefon: 0049 / 40 / 55 55 89 90

Service-Zeiten: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,

Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

Postanschrift: GEOEPOCHE Kundenservice,
20080 Hamburg

Preise Jahresabonnement:

98,00 € (D), 108,50 € (A), 154,00 sfr (CH)

mit DVD:

129,00 € (D), 145,50 € (A), 217,00 sfr (CH)

Studentenabonnement:

58,80 € (D), 65,10 € (A), 92,40 sfr (CH)

mit DVD:

81,20 € (D), 94,50 € (A), 138,60 sfr (CH)

Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich

USA: GEOEPOCHE

is published by

Gruner + Jahr Deutschland GmbH

K.O.P.: German Language Pub.,

153 S Dean St, Englewood NJ 07631.

Periodicals Postage is paid at Paramus NJ 07652.

Postmaster: Send address changes to

GEOEPOCHE, GLP, PO Box 9868, Englewood NJ 07631

KANADA: Sunrise News,

47 Silver Shadow Path, Toronto, ON, M9C 4Y2,

Tel.: +1 647-219-5205,

E-Mail: sunriseorders@post.com

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

Titelbild: Im November 1911 lichtet ein Fotograf König Yuhu V. Musinga von Ruanda ab, umgeben von Untertanen, neben ihm ein deutscher Kolonialoffizier; Ruanda gehört in dieser Zeit formal zur Kolonie Deutsch-Ostafrika, wird von seinem lokalen Herrscher aber weitgehend autonom regiert.
Rückseite: Ein Mann in Kolonialkleidung, mutmaßlich ein Deutscher, lässt sich um 1885 im »Schutzgebiet« Togo von Einheimischen in einer Hängematte mit Sonnenschutz tragen.

TITEL: adoc-photos/bpk-images

EDITORIAL: Chantal Alexandra Pilsl für GEO: 3 o.

INHALT: National Archives of Namibia/AFP Photo: 4 l. o.; Landeskirchliches Archiv der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern: 4 l. m.; ullstein bild: 4 l. u.; Carl Günther/ullstein bild: 4 r. o.; aus: Carl Peters, Die deutsche Emin Pascha-Expedition, 1891: 4 r. m.; Historisches Museum Frankfurt (C08071), gemeinfrei: 4 r. u.; History and Art Collection/Alamy/mauritius images: 5 l. o.; Grassi Museum für Völkerkunde zu Leipzig: 5 m.; United Archives/Imago images: 5 l. u.; Museum of New Zealand, Wellington: 5 r. o.; Sebastian Ahlers/Deutsches Historisches Museum/bpk-images: 5 r. u.

EIN FÜRST IN DER FREMDE: Adoc-photos/bpk-images: 6 l.; WZ-Bilddienst/picture alliance: 8/9; Otto Tetsen Collection/Christiane und Herwig Niggemann: 10/11; National Archives of Namibia/AFP Photo: 12/13; Sammlung Hans Meyer/Deutsche Fotothek: 14/15; ullstein bild: 16/17; Haeckel Archiv/ullstein bild: 18/19; Basel Mission Archives: 20/21

WELTMACH OHNE PLAN: Klaus Kühner für GEOEPOCHE: 22/23

BLUTIGE LANDNAHME: aus Carl Peters, «Die deutsche Emi Pascha-Expedition», 1891: 24/25, 26/27, 28/29, 30, 34/35, 37, 39 r., 40/41; Carl Günther/ullstein bild: 25; Alamy/mauritius images: 28, 31, 39 l.; Imago images: 32 (2); ullstein bild: 34; National Portrait Gallery/Interfoto: 36; Gustav Mischa/bpk-images: 40 l.; SZ Photo/picture alliance: 42

IN GOTTES AUFTRAG IN DIE SÜDSEE: privat: 44 o.; Landeskirchliches Archiv der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern: 44 u., 47

DAS ANDERE DEUTSCHLAND: SZ Photo/picture alliance: 48/49, 60/61; ullstein bild: 50/51; Bundesarchiv # N 881 Bild-470: 52/53; akg-images: 54, 63, 64 o., 78; Ralf Bitter für GEOEPOCHE: 55; Archiv GBB/Mondadori Portfolio/akg-images: 56; Alamy/mauritius images: 58; mauritius images: 59; Staats- und Universitätsbibliothek, Bremen: 64 u.

Die Geschichte der deutschen Kolonien: Friedrich/Interfoto: 67; Peter Weiss/akg-images: 68; Mary Evans Picture Library/picture alliance: 69; piemags/imago images: 70; Sammlung Rauch/Interfoto: 71; privat: 72 n., 75; R. Franke/Interfoto: 72 u.; Deutsches Spielarchiv Nürnberg: 73; Deutsches Historisches Museum/bpk-images: 74; Stiftung Domäne Dahlem – Landgut und Museum: 76; Thomas Bruns/Deutsches Historisches Museum/bpk-images: 77; akg-images: 78

LESEZEICHEN: adoc-photos/bpk-images: 79

EIN ORT ZUM GAFFEN: akg-images: 80/81, 82 u.; Historisches Museum Frankfurt (C08071), gemeinfrei: 81 o.; Franz Kullrich/bpk-images: 82 o., 85 o.; Bridgeman Images: 83 o.; SZ Photo/picture alliance: 83 u., 86 o.; Archiv Berlin History e.V.: 84 o.; Prisma by Dukas: 84 u.; Heritage Images/imago images: 85 u.; Pulfer/Interfoto: 86 u.; SZ Photo/Scherl/Bridgeman Images: 87 o.; historic-maps/akg-images: 87 u.; PhotoInstitut Bonnates Wien: 88 o.; Photoinstitut Bonnates Wien/Anthropologische Sammlung, Universität Wien: 88 u., 89 o.; Sammlung Rauch/Interfoto: 89 u.; Wikimedia Commons: 90; Peter Horree/Alamy/mauritius images: 92

HEIMATHAFEN IN FERNOST: Stamp Collection/Alamy/mauritius images: 94 o.; SZ Photo: 94 u., 97

DER SÜDSEEKÖNIG: Grassi Museum für Völkerkunde zu Leipzig: 98/99, 101, 102; History and Art Collection/Alamy/mauritius images: 99 l. o.; Museum of New Zealand, Wellington: 99 r. o., 106/107, 110; piemags/imago images: 100; Haeckel Archiv/ullstein bild: 103; Auckland Libraries Heritage Collections: 104; piemags/Alamy/mauritius images: 105; Lauen Family Collection, Museum of Samoa: 108; Otto Tetsen Collection/Christiane und Herwig Niggemann: 109, 111

KAMPF FÜR DIE FREIHEIT: United Archives/imago images: 112/113; Kharbine-Tapabor/imago images: 114; Haeckel Archiv/ullstein bild: 115, 122; Bundesarchiv # Bild 105-DOA913: 116 o.; SZ Photo/picture alliance: 116 u., 118, 124 u.; akg-images: 119; adoc-photos/bpk-images: 120 o.; Bundesarchiv # Bild 105-DOA6364: 120 u.; SZ Photo/ullstein bild: 123; Carl Vincenti/bpk-images: 124 o.; Bundesarchiv # Bild 183-R0120-0500: 126; Claus Engelhardt: 127

DER BLICK DER ANDEREN: Brill/ullstein bild: 132; Sebastian Ahlers/Deutsches Historisches Museum/bpk-images: 133; Martin Franken/Ethnologisches Museum, SMB/bpk-images: 134; Dänisches Nationalmuseum: 135; Wolfgang F. Meier/Rautenkraut-Joest-Museum, Köln/Rheinisches Bildarchiv Köln: 136, 138, 141, 142; Matthias Haase/Übersee-Museum, Bremen: 137; Volker Beinhorn/Übersee-Museum, Bremen: 139, 144; Bildarchiv Hansmann/Interfoto: 140; Artokoloro/Interfoto: 143; Christie's Images/Bridgeman Images: 145

DER GEPLATZTE TRAUM: Alamy/mauritius images: 146 o.; Heritage Images/imago images: 146 u.; bpk-images: 149

»DIE TRAUMATA SIND VIELSCHICHTIG«: privat: 152; Julia Runge/AFP Photo: 153; Grobler du Preez/Alamy/mauritius images: 154; Eckhard Stengel/imago images: 155; imago images: 156; Nightflyer/wikimedia CC: 159

MENSCHEN DAHINTER: Otto Tetsen Collection/Christiane und Herwig Niggemann: 160 o. (3); privat: 160 l. u., 160 r. u.

VORSCHAU: iStock/Getty Images: 162; Heritage Images/imago images: 163 l. o.; Kharbine-Tapabor/imago images: 163 l. o.; Art Resource/LACMA/bpk-images: 163 l. u.; Hermann Biow/wikimedia CC: 163 r. o.; Interfoto: 163 r. m.; Science Museum/SSPL/Interfoto: 163 r. u.

RÜCKSEITE: bpk-images

Alle Fakten und Daten in dieser Ausgabe
sind vom Verifikationsteam von GEOEPOCHE
auf ihre Richtigkeit überprüft worden.



DIE POPULÄRKULTUR in Deutschland ist durchdrungen von Anspielungen auf das Kolonialwesen und dessen Wertesystem – selbst nach dem Verlust aller Überseebesitzungen 1919.

Dieses im Jahr 1924 entworfene Werbeplakat inszeniert eine Vorstellung vom vermeintlich kindhaften, dienenden Schwarzen und vom überlegenen, »schneidigen« Weißen. Geisteshaltungen wie diese zählen zu den Grundfesten des Kolonialismus

DIE GESCHICHTE DER DEUTSCHEN KOLONIEN

Nach langer Vorgeschichte existiert das deutsche Kolonialreich nur rund drei Jahrzehnte. Die Folgen für die betroffenen Gesellschaften in Übersee sind jedoch dramatisch. Auch in Deutschland prägt das Ausgreifen in die Welt Alltag und Selbstverständnis

TEXT: Stefan Sedlmair



KOLONIALWARENLÄDEN eröffnen Ende des 19. Jahrhunderts in vielen Städten des deutschen Kaiserreichs (hier vermutlich ein Geschäft in Hannover). Zwar gelten Kaffee, Schokolade und tropische Früchte weiterhin als Luxus, aber die Verbreitung von exotischen und begehrten Produkten aus Übersee nimmt stetig zu

● 1528

Das Augsburger Handelshaus der Welser erhält von Spaniens König Karl I., zugleich als Karl V. Kaiser des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation, die Statthalterschaft über die Provinz Venezuela („Klein-Venedig“) in Südamerika. Die Welser verpflichten sich, die Region zu kolonisieren, tatsächlich aber versuchen sie, durch den Verkauf von aus Afrika verschleppten Sklaven schnellen Profit zu machen, vernachlässigen den Aufbau der Kolonie

und bringen die spanische wie die einheimische Bevölkerung gegen sich auf. 1546 entzieht Karl I. ihnen die Region wieder.

● 1657

Der Gelehrte Johann Joachim Becher ruft in einem Pamphlet zur Gründung von Kolonien in Übersee auf: „Tapfere Deutsche“ sollten dafür sorgen, dass man auf der Weltkarte „neben Neu-Spanien, Neu-Frankreich, Neu-England auch ins künftige Neu-Deutschland finde.“

● 1669

Graf Friedrich Casimir von Hanau, Regent eines Kleinstaats im heutigen Hessen, verhandelt unter Beteiligung Bechers mit der niederländischen Westindien-Kompanie über die Überlassung eines fast 100 000 Quadratkilometer großen Gebiets an der Nordostküste Südamerikas. Die Erträge aus der dort zu gründenden Kolonie sollen die hoch verschuldete Grafschaft sanieren. Zwar wird ein rechts gültiger Vertrag geschlossen,

er bleibt jedoch ohne praktische Folgen, das geplante „Hanauisch-Indien“ wird nie in Besitz genommen.

● 1683

Soldaten und Abenteurer bauen im Auftrag des brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm an der westafrikanischen Küste im heutigen Ghana das Fort Großfriedrichsburg. Von dort aus sollen europäische Kaufleute mit Gold und Elfenbein handeln – und mit Men-

schen aus Afrika für die amerikanischen Sklavenmärkte. Bald kommen weitere Stützpunkte in der Region sowie auf der Insel Arguin (vor Mauretanien) hinzu, zudem pachtet Friedrich Wilhelm 1685 in der Karibik einen Teil der dänisch

1849 kommen etwa 8000 Deutsche auf Betreiben des Vereins nach Texas, doch das Projekt endet im Fiasko: Viele der Auswanderer sterben an Hunger und Seuchen, die verbliebenen kehren überwiegend in die Heimat zurück.

miert. Die damit schließlich doch erreichte Gründung eines geeinten deutschen Staates feuert erneut den Kolonialgedanken: In der imperialistischen Konkurrenz der europäischen Großmächte, in die jetzt auch das Reich eintritt, gilt es vielen Deutschen als entschiedener Nachteil, dass ihr Staat – anders als Frankreich und Großbritannien – über keine überseeischen Besitzungen verfügt. Otto von Bismarck hingegen, zuvor bereits preußischer Ministerpräsident und Bundeskanzler, der nun als Reichskanzler die deutsche Politik bestimmt, hat wenig Interesse an Kolonien, die für ihn wenig Nutzen versprechen, aber das Risiko für Auseinandersetzungen mit den anderen Mächten bergen.

1879

„Bedarf Deutschland der Colonien?“ fragt Friedrich Fabri, Missionsleiter in Barmen, im Titel einer Schrift. Kolonien, führt er darin aus, versprechen ökonomischen Aufschwung, politischen Einfluss und militärischen Machtwachs. Auch könne das Problem der Überbevölkerung gelöst werden, indem „unter deutscher Flagge in überseeischen Ländern“ Bedingungen für Auswanderer geschaffen würden, um „unter Wahrung ihrer Sprache und Nationalität in reger nationaler und ökonomischer Wechselwirkung mit dem Mutterland“ zu verbleiben. Fabris Schrift feuert vor allem im gehobenen Bürgertum eine regelrechte Kolonialbegeisterung.

DAS REICH SOLL WELTMACHT WERDEN

beherrschten Jungferninsel Saint Thomas als Stützpunkt für den Sklavenhandel.

1717

Der gleichnamige Enkel des Kurfürsten, der als Friedrich Wilhelm I. nunmehr den Titel König in Preußen führt, verkauft die Kolonie Großfriedrichsburg. Mit der Entscheidung des preußisch-brandenburgischen Monarchen enden die frühen Bemühungen deutscher Fürsten, Kolonien auf anderen Kontinenten zu gründen und an der Ausbeutung der dortigen Ressourcen teilzuhaben. Erst anderthalb Jahrhunderte später werden deutsche Herrscher wieder als Kolonialherren aktiv werden, dann jedoch unter komplett veränderten Bedingungen.

1842

20. April. Deutsche Adelige gründen den „Verein zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas“. Dessen Mitglieder sehen in Texas, das sich 1836 von Mexiko abgespalten hat (und 1845 von den USA annektiert wird), die Möglichkeit, ein eigenes, deutsch geprägtes Gemeinwesen zu gründen. Bis

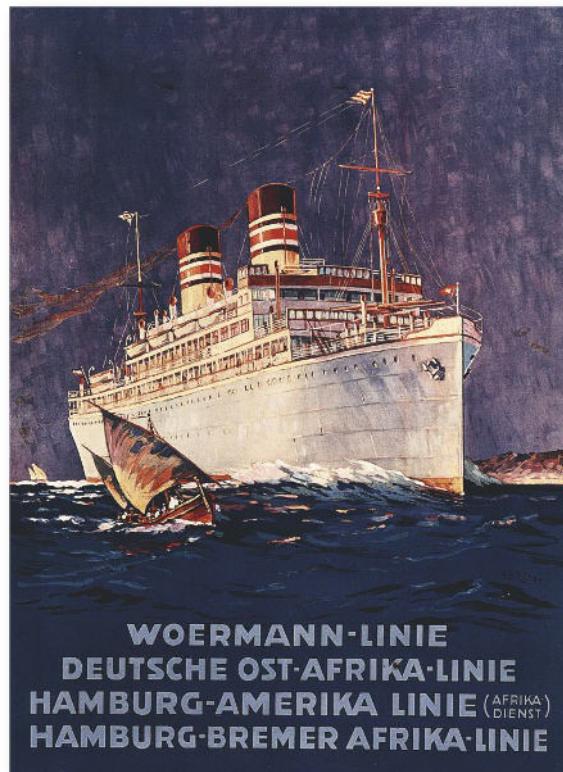
1848

In der Paulskirche in Frankfurt am Main tritt die Nationalversammlung zusammen, die eine Verfassung für ein geeintes Deutschland erarbeiten soll. Vorangegangen waren revolutionäre Erhebungen in etlichen deutschen Fürstentümern. Durch die Ereignisse erlebt auch die Vorstellung, Kolonien in anderen Weltgegenden zu schaffen, die unter dem Schutz eines deutschen Nationalstaats stehen, erheblichen Aufschwung. Doch mit dem Scheitern der Revolution im folgenden Jahr wird solchen Plänen vorerst die Grundlage entzogen.

1871

18. Januar. Im Spiegelsaal von Schloss Versailles nimmt der preußische König Wilhelm I. den Titel „Deutscher Kaiser“ an. Vorangegangen waren militärische Erfolge in einem im Sommer des Vorjahres begonnenen Krieg des von Preußen dominierten Norddeutschen Bundes und der verbündeten süddeutschen Staaten gegen Frankreich sowie der Beitritt der Süddeutschen zum Bund, der nunmehr unter dem Namen „Deutsches Reich“ fir-

ZU DEN DEUTSCHEN FIRMEN, denen die Kolonialzeit hohe Gewinne bringt, zählt das Hamburger Handels- und Reederei-Unternehmen Woermann



1882

6. Dezember. Persönlichkeiten aus Politik, Industrie und Handel gründen den „Deutschen Kolonialverein“. Die Organisation, die bald Tausende überwiegend dem Großbürgertum angehörende Mitglieder zählt, setzt sich an die Spitze der immer stärker werdenden Bewegung für den Erwerb von

die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“. Im Gegensatz zum Deutschen Kolonialverein, der auf Propaganda und Lobbyarbeit bei Politikern und Amtsträgern setzt, strebt Peters’ Gesellschaft die konkrete Gründung von Kolonien an. Und während der Kolonialverein für Überseebesitzungen vorwiegend ökonomische und

April. Bismarck stellt auf Biten von Adolf Lüderitz dessen Erwerbungen im südwestlichen Afrika unter den Schutz des Reiches und gibt damit seine kolonialpolitische Zurückhaltung auf. Er kann so Versuche der Kapkolonie unterbinden, das bislang nicht beachtete Territorium nun doch eigenem Einfluss zu unterwerfen. Gegen Anerkennung der Hoheit über die zur Kapkolonie gehörende Walvis Bay (Walfischbucht) akzeptiert die britische Zentralregierung wenig später die Schutzherrschaft des Reiches im nun Deutsch-Südwestafrika genannten Gebiet, das als erste deutsche Kolonie gilt.

Juli. Gustav Nachtigal, im März von Bismarck zum Reichskommissar ernannt, erreicht an Bord eines Kanonenboots die westafrikanische Küste und drängt in einem Togo genann-

ten Gebiet einen lokalen Potentaten zur Unterzeichnung eines „Schutzvertrags“ mit dem Deutschen Reich. Einge Tage später erfolgt Gleches im 1000 Kilometer weiter östlich gelegenen Mündungsbereich des Kamerun-Flusses (Wouri) mit Anführern der dort lebenden Duala. Mit dem Ausgreifen des Reiches in Westafrika will Bismarck vor allem die Interessen deutscher Handelsunternehmen sichern, die in Togo und Kamerun schon seit Jahren aktiv sind und unter anderem Branntwein und Waffen gegen Palmöl und Kautschuk tauschen.

10. November. Carl Peters und drei weitere Deutsche setzen von der Insel Sansibar auf das ostafrikanische Festland über. Begleitet von einheimischen Trägern und Dolmetschern ziehen sie in den folgenden

IMMER LAUTER WIRD DER RUF NACH KOLONIEN

Überseebesitzungen. Kanzler Bismarck lehnt eine deutsche Kolonialpolitik weiterhin ab, muss aber zur Kenntnis nehmen, dass die Klientel, auf der seine Machtstellung basiert, vehement dafür eintritt.

soziale Argumente anführt, ist Peters’ Denken offen von sozialdarwinistischen und rassistischen Vorstellungen geprägt, die viele Zeitgenossen teilen: Die Deutschen müssten sich im „Kampf ums Dasein“ durchsetzen und als „Herrenvolk“ in der Welt etablieren.

1883

1. Mai. Der Bremer Kaufmann Adolf Lüderitz erwirbt im Südwesten Afrikas die Bucht Angra Pequena (später: Lüderitzbucht) und das Hinterland. Hier ansässige Angehörige der Nama erhalten dafür 100 englische Pfund und 200 Gewehre. Weitere Gebietskäufe von zweifelhafter Rechts Gültigkeit folgen, aufgrund derer Lüderitz einen weit ins Binnenland reichenden Streifen entlang der Küste bis zum Fluss Oranje, der Nordgrenze der britischen Kapkolonie, als seinen Besitz betrachtet, von ihm „Lüderitzland“ genannt.

DER REIZ DES EXOTISCHEN dient auch als Vorlage für die Werbung für Tabakprodukte. Dazu gehört nicht selten die Darstellung Einheimischer aus fernen Gebieten als verzerrtes, abwertendes Klischee

**1884**

28. März. Ein Kreis von Kolonialbefürwortern um den promovierten Historiker Carl Peters gründet in Berlin

Wochen durch das Binnenland und schließen ein Dutzend Verträge mit lokalen Potentaten, die darin der Gesellschaft für deutsche Kolonisation Land überschreiben. Juristisch besitzen die Kontrakte keinerlei Wert, weder ist klar, ob die einheimischen Anführer den Inhalt verstanden haben, noch ob sie überhaupt Verfügungsgewalt über die betreffenden Territorien besitzen.

15. November. In Berlin kommen Vertreter zwölf europäischer Nationen sowie der USA und des Osmanischen Reiches zusammen, um über ihre Interessen in West- und Zentralafrika zu beraten.

1885

5. Februar. Nach Deutschland zurückgekehrt, behauptet Peters in einem Memorandum an Bismarck, mit den in Ostafrika geschlossenen Verträgen ungefähr 140 000 Quadratkilometer Land erworben zu haben, und beantragt beim Kanzler den Reichsschutz für die angeblichen Besitzungen.

26. Februar. In der Schlussakte der Berliner Konferenz legen die Teilnehmer unter anderem ein Regelwerk für „Besitzergreifungen“ auf dem Kontinent fest: Diese seien nur dann effektiv, wenn sie den anderen Mächten angezeigt werden und wenn der das Gebiet vereinnahmende Staat dort obrigkeitliche Institutionen errichtet – es also nicht nur beansprucht, sondern auch tatsächlich in Besitz nimmt. Der „Wettlauf um Afrika“ beschleunigt sich nun nochmals. Die Belange der Einheimischen werden vollständig ignoriert.

27. Februar. Die Regierung in Berlin erklärt die von Peters in Ostafrika „erworbenen“ Territorien zum „Schutzgebiet“ – ein von Bismarck ersonnener Begriff, um das Wort „Kolonien“ zu vermeiden. Wie in den anderen Gebieten soll nach den Vorstellungen des Reichskanzlers die Verwaltung nicht dem deutschen Staat obliegen, sondern privaten Unternehmen, wofür Peters die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“ (DOAG) gründet. Doch bereits im Sommer greift das Reich trotzdem ein: Als der Sultan von Sansibar eigene Ansprüche auf das ostafrikanische Festland reklamiert und gegen die Errichtung des Schutzgebiets protestiert, schickt Berlin Kriegsschiffe, um den Herrscher einzuschüchtern.

April. Die Brüder Denhardt, zwei deutsche Afrikareisende, erwerben von einem lokalen Herrscher ein kleines Gebiet um den Küstenort Witu im heutigen Kenia und beantragen dafür Reichsschutz, der ihnen am 27. Mai auch gewährt wird.

17. Mai. Berlin erklärt den Nordosten der Insel Neuguinea, nunmehr „Kaiser-Wilhelmsland“ genannt, sowie den davor gelegenen „Bismarck-Archipel“ und einige der Salomon-Inseln zum Schutzgebiet Deutsch-Neuguinea. Bereits Ende 1884 hatten Vertreter von in der Gegend tätigen deutschen Unternehmen dort die Reichsflagge gehisst, um einer Inbesitznahme durch die britische Kolonie Queensland in Australien vorzukommen. Im folgenden April konnten sich die deutsche und die britische Seite schließlich auf eine Aufteilung des Ostteils von Neuguinea einigen



RASSISTISCH GEPRÄGTE BILDER tauchen vielerorts im deutschen Alltag auf, genauso wie negative Stereotype, wenn über »Eingeborene« gesprochen wird

(der Westen steht schon länger unter niederländischer Herrschaft). Auch in der ersten deutschen Besitzung im Pazifik soll sich das staatliche Eingreifen auf ein Minimum beschränken, liegen die Hoheitsrechte bei einer privaten Gesellschaft, der „Neuguinea-Kompagnie“, die die Region ökonomisch ausbeuten will.

Ebenfalls 1885 werden die mikronesischen Marshall-Inseln unter den Schutz des Reiches gestellt. 1888 um Nauru erweitert, kommt das bis dahin

eigenständige Inselgebiet 1906 zu Deutsch-Neuguinea.

1886

30. Dezember. Ein Vertrag mit Portugal legt den Fluss Cunene als Grenze Deutsch-Südwestafrikas zu Angola fest und definiert die Grenze zwischen Deutsch-Ostafrika und Mosambik. Bereits im Oktober hatten Deutsche und Briten die Nordgrenze Deutsch-Ostafrikas gegenüber der britischen Einflusssphäre geklärt, zudem

wurden die Hoheitsrechte des Sultans von Sansibar auf dem Festland fixiert: Ihm untersteht demnach ein knapp 20 Kilometer ins Binnenland reichen- der Streifen entlang der Küste.

1888

9. März. Der greise Kaiser Wilhelm I. stirbt, ihm folgt sein Sohn Friedrich III., der jedoch nur 99 Tage später einer Krebskrankung erliegt. So wird am 15. Juni des „Dreikaiserjahres“ Friedrichs ältester Sohn deutscher Monarch: Wilhelm II., ein 29-jähriger Heißsporn, der von Weltgeltung träumt – eine Vision, die mit der außenpolitischen Strategie von Kanzler Bismarck nicht zu vereinen ist.

Unruhen entluden sich über Jahre aufgestaute politische, soziale und ethnische Spannungen, die nicht allein mit dem gewaltsausüben Vordringen der Deutschen zusammenhängen. Dennoch sieht sich Berlin zum Eingreifen gezwungen, weil das vom Meerzugang abgeschnittene Schutzgebiet in seiner Existenz bedroht ist, und reagiert mit Militäreinsatz. Truppen unter dem Kommando von Hermann von Wissmann schlagen den Aufstand schließlich nieder.

1890

18. März. Otto von Bismarck muss nach fortgesetztem Zerwürfnis mit Wilhelm II. sein

steigenden Anforderungen bei Verwaltung und Sicherung der überseeischen Schutzgebiete zu bewältigen.

1. Juli. Mit Abschluss des deutsch-britischen Vertrags werden die bislang unbestimmt gebliebenen Grenzen zwischen den jeweiligen Besitzungen in Afrika festgelegt. Deutsch-Südwestafrika wird dabei ein schmaler Landstreifen im äußersten Nordosten zugeschlagen, der „Caprivizipfel“, der einen Zugang zum Fluss Sambesi ermöglichen soll. In Ostafrika verzichtet das Reich auf alle Ansprüche nördlich des bestehenden Schutzgebiets (einschließlich der kleinen Kolonie Witu) sowie im nordwest-

lich angrenzenden Uganda und unterbindet damit das Bestreben von Kolonialisten um Carl Peters, auch diese Region deutschem Einfluss zu unterwerfen. Die Insel Sansibar wird endgültig den Briten überlassen (und wenig später zum Protektorat erklärt), im Gegenzug verpflichten sie sich, beim Sultan von Sansibar die Abtretnung des Küstenstreifens an die deutsche Kolonie durchzusetzen. Zudem sieht das Abkommen die Übergabe der für Deutschland strategisch wichtigen, unter britischer Herrschaft stehenden Nordseeinsel Helgoland an das Kaiserreich vor (weshalb die Vereinbarung unter dem Namen „Helgoland-Sansibar-Vertrag“ bekannt ist).



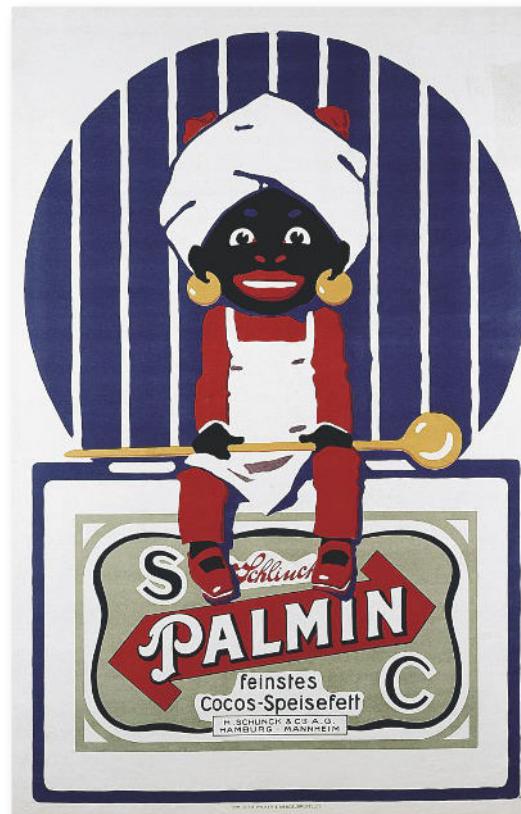
MILLIONENFACH IM UMLAUF sind Sammelbilder mit Szenen aus den deutschen Kolonien. Viele beschwören ein trügerisches Idyll deutscher Fremdherrschaft

16. August. Gemäß einem mit dem Sultan von Sansibar geschlossenen Pachtvertrag übernimmt die DOAG die Verwaltung des ostafrikanischen Küstenstreifens. Das rücksichtslose und brutale Verhalten eines Vertreters der Gesellschaft in der Stadt Pangani wird zum Auslöser für einen Aufstand, der schnell die gesamte Küstenregion erfasst. In den

Entlassungsgesuch einreichen. Die vom scheidenden Kanzler betriebenen Verhandlungen zu einem Vertragswerk, in dem Großbritannien und das Reich ihre Interessen in Afrika abgrenzen, führt sein Nachfolger Leo von Caprivi weiter.

1. April. Im Auswärtigen Amt wird eine eigene Kolonialabteilung eingerichtet, um die

SPEISEFETT AUS KOKOSÖL wird gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine Alternative zu tierischen Fetten. Die ferne Herkunft suggeriert hier eine dunkelhäutige Figur





BRETTSPIELE TRAGEN DEN KOLONIALGEDANKEN in die Familien, sollen schon die Kleinen davon überzeugen, dass die hoch entwickelte Heimat von Unterworfenen in aller Welt mit Rohstoffen versorgt werden müsse – gerade auch nach dem jähnen Ende des deutschen Überseereichs (Spielkarton aus den 1930er Jahren)

1891

1. Januar. Das Deutsche Reich übernimmt von der DOAG offiziell die Hoheitsrechte in Deutsch-Ostafrika (zu dem inzwischen auch der dem Sultan von Sansibar abgekauften Küstenstreifen zählt). Bismarcks ursprüngliche Konzeption von privat geführten Kolonien ohne weitreichende Verpflichtungen ist damit endgültig gescheitert. Das Reich betreibt nun den Aufbau von Verwaltung, Polizei- und Militäraparat.

22. März. Ein Reichsgesetz verfügt die Gründung einer

„Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika“. Militärische Formationen mit entsprechenden Namen werden in der Folge auch in anderen Kolonien aufgestellt. Sie sind bald berüchtigt für ihr hartes, willkürliches Vorgehen, für sogenannte Strafexpeditionen und Hinrichtungen. In Ostafrika werden die Offiziers- und Unteroffiziersränge überwiegend mit Deutschen besetzt, das Gros der einfachen Soldaten besteht hingegen aus „Askaris“ genannten Söldnern, die etwa im Sudan oder in Mosambik angeworben werden.

17. August. Bei ihrem ersten größeren Einsatz zieht die Schutztruppe gegen die Hehe, die angesichts der verstärkten deutschen Einflussnahme Widerstand leisten. Das zu ihrer Unterwerfung entsandte Bataillon wird von den Hehe-Kämpfern jedoch niedergemacht. Im folgenden Krieg aber erleiden die Hehe schließlich 1894 die entscheidende Niederlage.

1893

12. April. Soldaten unter dem Kolonialoffizier Curt von François überfallen in Deutsch-

Südwestafrika den Ort Hornkranz und töten ungefähr 80 Männer und Frauen. Die Opfer sind Angehörige einer Gruppe von Nama, deren Anführer Hendrik Witbooi nicht mit den Deutschen kooperieren will. Er selbst zieht sich mit seinen Kämpfern in die Naukluftberge zurück und kann sich dort zunächst behaupten, muss aber im September 1894 kapitulieren. Wie schon das Oberhaupt der mit den Nama verfeindeten Herero schließt Hendrik Witbooi einen „Schutzvertrag“ mit der Kolonialregierung, der inzwischen Theodor Leutwein vor-

steht. Der verfolgt die Strategie, die einheimischen Anführer in ihren Positionen zu belassen, sich gefügig zu machen und gegeneinander auszuspielen.

1896

1. Mai. Im Treptower Park bei Berlin öffnet die „Deutsche Kolonial-Ausstellung“, die ein Millionenpublikum für das imperiale Projekt begeistern soll. Zentraler Bestandteil sind „Völkerschauen“, die Angehörige fremder Kulturen als Kuriositäten vorführen und im späten 19. Jahrhundert in ganz Europa beliebt sind. In Deutschland betreibt vor allem der Hamburger Tierpark Hagenbeck das Geschäft mit

als exotisch wahrgenommenen Menschen. Auch verschiedene Schaustellertruppen aus Einwohnern der deutschen Kolonien touren durch das Reich.

1897

März. Vertreter der Kolonialregierung erreichen Ruanda, eine Region an der Grenze zum belgisch dominierten Kongo, die gemäß dem deutsch-britischen Abkommen von 1890 zu Deutsch-Ostafrika gehört. Statt eine direkte Herrschaft zu installieren, schließen die Deutschen mit einem kooperationswilligen lokalen Herrscher, König Yuhu V. Musinga, einen Vertrag und lassen ihm weitgehende Autonomie unter

Oberherrschaft des Kaiserreichs. Ähnlich gehen sie auch im benachbarten Urundi vor.

November.

Berlin nimmt die Ermordung von zwei deutschen Missionaren in China zum Anlass, ein Gebiet an der Bucht von Kiautschou zu besetzen. Im folgenden Jahr erzwingt das Reich einen Pachtvertrag und errichtet in dem nun „Kiautschou“ genannten Territorium die Kolonialstadt Tsingtau.

1898

7. Oktober. Die Neuguinea-Kompagnie, die sich – wie zuvor schon private Gesellschaften in den afrikanischen Schutzgebieten – als unfähig erwiesen hat,

Verwaltung und wirtschaftliche Durchdringung der ihr übertragenen Kolonie zu gewährleisten, übergibt die Hoheitsrechte in Deutsch-Neuguinea und den dortigen Landbesitz per Vertrag an das Reich. Mit Wirkung vom 1. April 1899 wird damit auch die deutsche Pazifikbesitzung eine vollständig staatlich geführte und finanzierte Kolonie.

1899

30. Juni. Das Deutsche Reich kauft die mikronesischen Inselgruppen der Karolinen (einschließlich Palau) und Marianen (bis auf Guam) von Spanien. Die Neuerwerbungen werden als Bezirke an Deutsch-Neuguinea angeschlossen.

CHINESEN BEVÖLKERN ebenfalls in grotesker Verzerrung die Vorstellungswelt der Deutschen, gelten als betriebsam und anspruchslos, wie andere Kolonisierte als quasi natürliche Untergebene (Postkarte von 1900). Eine ähnliche Sicht auf Fremde verbreiten im Kaiserreich auch Abenteuer-Kolonialromane, die hohe Auflagen erzielen



Postkarte N° 32

[Aussicht Sachsen-Barmstadt]

2. Dezember. Die USA, Großbritannien und Deutschland schließen ein Abkommen über die Aufteilung Samoas. Alle drei Mächte erheben Ansprüche auf die Inselgruppe im Südpazifik, über die sie seit 1889 gemeinsam das Protektorat ausüben. Während die Briten ihre Ansprüche nun aufgeben, fällt der Ostteil Samoas an die Vereinigten Staaten, der Westen mit den zwei größten Inseln an das Reich.

1900

1. März. Gouverneur Wilhelm Solf begeht die Gründung des Schutzgebiets Deutsch-Samoa, der letzten neu geschaffenen Kolonie des Kaiserreichs. Solfs Herrschaftskonzept basiert auf weitgehender Autonomie der Samoaner unter deutscher Oberhoheit, sieht aber auch die schrittweise Beseitigung der überkommenen Machtstrukturen vor. So führt sein Vorgehen immer wieder zu Konflikten mit einheimischen Anführern, die jedoch nie in blutige Auseinandersetzungen umschlagen. Zwangsarbeit, die die Deutschen den Einheimischen in den übrigen Kolonien abpressen, gibt es hier nicht. Zugleich entwickelt sich Samoa – vor allem aus Prestigegründen für das Reich erworben – neben Togo zur einzigen deutschen Überseesetzung, die sich finanziell selbst trägt.

Sommer. In China erhebt sich eine Bewegung, die sogenannten „Boxer“, gegen die Einflussnahme ausländischer Mächte. Deutschland entsendet, wie die anderen Staaten, Truppen, die auch nach der Niederschlagung des eigentlichen Aufstands plündern und Zivilisten töten.



DIE KOLONIEN dienen Deutschen als Sehnsuchtsort, als Projektionsfläche für Fantasien, auch sexuelle Begierden. Karikierend zeigt diese Postkarte die Annexion Samoas als Annäherung eines europäischen Mannes an eine Einheimische

1904

Januar. Die Herero in Deutsch-Südwestafrika erheben sich gegen die Kolonialherren. Durch Seuchen und Dürren in ihrer Existenz bedroht sowie zunehmend bedrängt von Übergriffen und der Aneignung ihres Landes durch deutsche Farmer, die sich zu Tausenden in der einzigen Siedlungskolonie des Reiches niederlassen, sehen die Anführer der Herero keinen anderen Ausweg.

11. August. Auf einem Waterberg genannten Hochplateau kesseln Truppen unter General Lothar von Trotha Zehntausende Herero ein, Männer, Frauen und Kinder, die sich nach Monaten des Krieges hierher zurückgezogen haben. Zwar können die meisten aus der Umklammerung ausbrechen, doch bleibt ihnen nur die Flucht in eine nahezu wasserlose Halbwüste. Während die Deutschen den Rückweg bewusst abriegeln, stirbt der Großteil der Herero einen qualvollen Tod

durch Verdurstsen. Von den Überlebenden werden viele in Konzentrationslagern interniert und zur Zwangsarbeit gepresst. Die deutsche Vernichtungspolitik erfasst auch die Nama, die sich im Oktober ebenfalls erheben und bis 1907 einen Guerillakrieg gegen die Kolonialmacht führen. Dem Völkermord in Deutsch-Südwestafrika fallen insgesamt etwa 75 000 Menschen zum Opfer, mehr als drei Viertel aller Herero und rund die Hälfte der Nama.

1905

In Deutsch-Ostafrika greift ein Aufstand um sich, in dem Angehörige von mehr als 20 einheimischen Gemeinschaften, die unbezahlte Frondienste, brutale Strafmaßnahmen und weitere Formen der Ausbeutung nicht länger hinnehmen wollen, gegen die deutsche Fremdherrschaft kämpfen. Viele der Krieger hängen einem Kult an, bei dem der Glaube an das zauberstädtige Wasser *maji* eine wichtige Rolle spielt. Die Deutschen reagieren mit aller Härte und gehen, gestützt auf ihre aus Askaris gebildeten Truppen und überlegene Feuerwaffen, gegen die oftmals nur mit Schild und Speeren ausgerüsteten Einheimischen vor. Schätzungen zu folge kommen während des „Maji-Maji-Kriegs“ bis 1908 bis zu 300 000 Einheimische ums Leben, die Verluste auf Seiten der Kolonialherren belaufen sich auf einige Hundert, darunter nur 15 Europäer.

1906

3. Dezember. Drei Jahre zurückliegende Vorfälle in Togo werden Anlass einer hitzigen Debatte im Reichstag: Ein deutscher Kolonialbeamter hatte dort ein einheimisches Mädchen vergewaltigt und das Oberhaupt einer lokalen Gemeinschaft totgeschlagen. Presseberichte über die Sitzung entfachen einen Skandal. Dass ein Vertreter des Kaiserreichs zu solchen Gewaltexzessen – die

tatsächlich zum Alltag in den Überseebesitzungen aller Kolonialmächte gehören – fähig sein soll, irritiert viele Untertanen Wilhelms II., halten sie ihre Landsleute doch für Segensbringer, die in den Schutzgebieten für Ordnung, Sauberkeit, Zivilisiertheit sorgen. In der Folge des Skandals ändern sich nicht etwa die Zustände in den Kolonien, sondern ver-

EINHEIMISCHE STERBEN ZU HUNDERTTAUSENDEN

stärkt sich nur das Bestreben, derlei Untaten nicht öffentlich werden zu lassen.

1907

17. Mai. Die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, bislang für die deutschen Schutzgebiete zuständig (mit Ausnahme des der Marine unterstellen Kiautschou), wird zum Reichskolonialamt umgebildet, zu einer Reichsbehörde im Rang eines Ministeriums, deren Leiter den Titel Staatssekretär führt. Erster Inhaber ist Bernhard Dernburg. Der frühere Spitzenmanager geht eine Reform der Kolonialverwaltung an, die sich gegen die oft willkürliche Herrschaft der Amtsträger in den Schutzgebieten richtet und – aus rein ökonomischen Gründen – die einheimische Bevölkerung stärker gegen Übergriffe schützen soll. Dernburgs Programm trifft jedoch auf vielfachen Widerstand, vor allem der Siedler und Plantagenbetreiber in den Kolonien, die die Einheimischen weiter als rechtlose Arbeitskräfte ausbeuten wollen.

1910

18. Oktober. Auf der von den Deutschen beherrschten Karolineninsel Ponape (heute Pohnpei) begehren Einheimische gegen Zwangsarbeit und Fremdherrschaft auf. Erst im Februar des Folgejahrs geben die Widerstandskämpfer auf; etliche von ihnen werden hingerichtet, Hunderte auf andere Inseln deportiert.

Frankreich, dem Kalkül der Reichsführung entsprechend, erhebliche Gebiete aus seinem Kolonialbesitz in Zentralafrika an das deutsche Kamerun abtritt. Durch das „Neu-Kamerun“ genannte Territorium vergrößern sich Fläche und Bevölkerung des Schutzgebiets um mehr als die Hälfte. Gleichwohl trifft das Abkommen auf Ablehnung bei nationalistischen Kreisen im Reich, die noch weit bedeutenderen Besitzzuwachs erwartet hatten.

bleibt gleichwohl unbedeutend. Auch die Erträge aus Plantagen, wie sie vor allem in Kamerun angelegt werden, erfüllen nicht die Erwartungen.

August. Wenige Tage nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs in Europa beginnen auch in Afrika die Kampfhandlungen mit Angriffen der Kriegsgegner Deutschlands auf die Kolonien des Reiches: Französische, britische und belgische Truppen rücken gegen Kamerun vor, Franzosen und Briten auch gegen Togo, das bereits Ende des Monats kapituliert. Die Reichsführung überlässt das Militär in den Kolonien bewusst sich selbst. Gleichwohl wird als Kriegsziel für die Zeit nach dem erwarteten Sieg in Europa ein den afrikanischen Kontinent umspannendes Kolonialreich vom Indischen Ozean bis zum Senegal formuliert, das diverse Besitzungen der dann geschlagenen Mächte einbeziehen soll.

1914

2. Februar. Die Tanganjikabahn in Deutsch-Ostafrika wird eröffnet. Auf der rund 1250 Kilometer langen Eisenbahnlinie werden künftig unter anderem Elfenbein und Kautschuk zur Hafenstadt Daressalam transportiert. Infrastrukturprojekte, die die wirtschaftliche Ausbeutung befördern sollen, treiben die Deutschen auch in anderen afrikanischen Schutzgebieten voran. Die Gewinnung von Bodenschätzen, von Kolonialbefürwortern oft als ökonomisches Argument angeführt,

29. August. Ein neuseeländisches Expeditionskorps nimmt Deutsch-Samoa ein. Im Septem-

MANCHE UNTERNEHMER wie der Kaufmann Friedrich Oloff versenden in Blechkisten etwa Kaffee, Erdnussöl und Schokolade direkt aus Übersee. Der Bremer steigt durch den Kolonialhandel zu einem der reichsten Bürger seiner Stadt auf





DEVOTIONALIEN UNTERSCHIEDLICHER ART feuern den Kolonialenthousiasmus der Deutschen an, etwa diese um 1905 produzierte Uhr, die die weltumspannende Macht des Kaiserreichs feiert: als Herrschaft, die keinen Sonnenuntergang kennt

ber erobern australische Einheiten den deutschen Teil Neuguineas und den Bismarck-Archipel sowie Nauru. Die Inselgruppen in Mikronesien werden bis Ende Oktober von den Japanern besetzt.

5. November. Die Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika unter ihrem Kommandeur Paul von Lettow-Vorbeck geht als Sieger aus Gefechten gegen britische Einheiten bei der Hafenstadt Tanga hervor.

7. November. Nach zweimonatiger Belagerung durch japanische Streitkräfte kapituliert der deutsche Marinestützpunkt Tsingtau im Pachtgebiet Kiautschou (das japanisch besetzt bleibt, bis es 1922 an China zurückgegeben wird).

1915

13. Mai. Von Premierminister Louis Botha angeführte Truppen der Südafrikanischen Union besetzen Windhoek

(deutsch Windhuk), den Hauptort von Deutsch-Südwestafrika, am 9. Juli ergibt sich der Kommandeur der Schutztruppe.

1916

Januar. Der Großteil der Schutztruppe für Kamerun setzt sich ins benachbarte, neutrale Spanisch-Guinea ab, in der Kolonie verbliebene Einheiten kapitulieren wenig später. Frankreich schlägt das von seinen Truppen

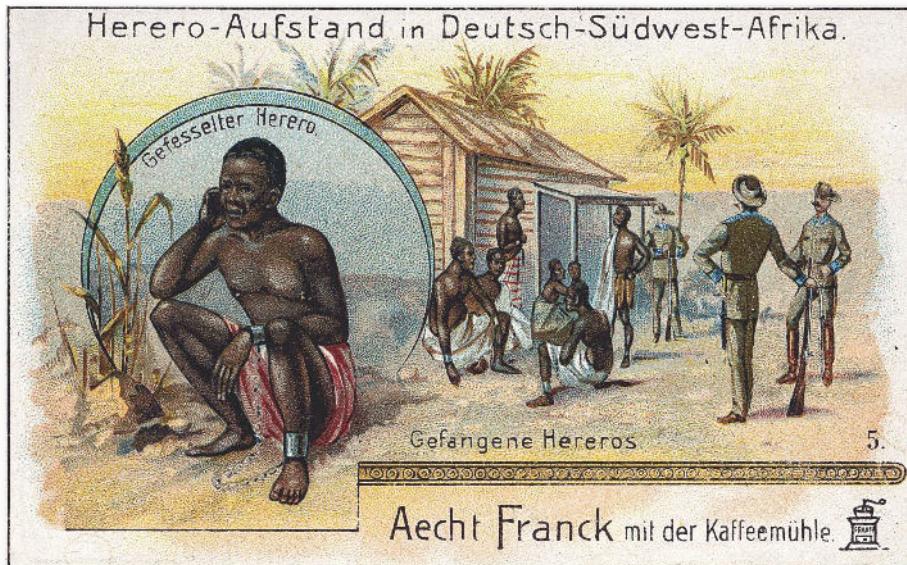
besetzte Gebiet von Neu-Kamerun umgehend wieder den eigenen Besitzungen zu.

1918

25. November. Zwei Wochen nach Ende des Weltkriegs in Europa ergibt sich Paul von Lettow-Vorbeck samt der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika den Briten. Mit einer Guerrillataktik und unter rücksichtsloser Ausbeutung der Bevölkerung war es dem Offizier zuvor gelungen, sich dem Zugriff der Alliierten zu entziehen und dabei große Militärkontingente der Gegner in Ostafrika zu binden. Im Zuge der Kampfhandlungen sind weite Teile des deutschen Schutzgebiets verwüstet worden, mehrere Hunderttausend einheimische Bewohner kommen ums Leben.

1919

28. Juni. Vertreter der Siegermächte des Ersten Weltkriegs und der seit November 1918 in Deutschland entstandenen Republik unterzeichnen in Versailles einen Friedensvertrag. Das am 10. Januar 1920 in Kraft tretende Dokument sieht unter anderem vor, sämtliche deutschen Kolonien dem neu gegründeten Völkerbund zu übertragen. Der wiederum unterstellt sie in den folgenden Jahren als Mandatsgebiete der Verwaltung durch die Alliierten: So erhält etwa Großbritannien Deutsch-Ostafrika bis auf Ruanda und Urundi, die an Belgien fallen; Togo und Kamerun gehen überwiegend an Frankreich, teils auch an Großbritannien; Deutsch-Südwestafrika kommt unter Verwaltung der Südafrikanischen



DIE KONFLIKTE in den Kolonien sind vielen Deutschen durchaus bewusst, doch gelten sie zumeist als Begleiterscheinung einer im Grunde legitimen Unterwerfung. Sogar der Völkermord an den Herero erscheint völlig verharmlost auf diesem Sammelbild

Union; Japan, Australien und Neuseeland übernehmen die deutschen Besitzungen im Pazifik, die sie während des Krieges besetzt hatten. De facto unterwerfen die Staaten die Mandatsgebiete nun ihrer Fremdherrschaft. Und ungeachtet einer durch den Weltkrieg ausgelösten Legitimationskrise, die sich in der Nachkriegszeit in zahlreichen antikolonialen Protesten niederschlägt, bleiben die übrigen Kolonialreiche zunächst unangetastet.

1924

1. April. Im Auswärtigen Amt der Weimarer Republik wird eine neue Kolonialabteilung eingerichtet. Außenminister Gustav Stresemann unterstützt das von etlichen Interessenverbänden propagierte Ziel, die Überseebesitzungen zurückzugewinnen, stellt die Forderung jedoch zugunsten anderer Absichten zurück. Die nach Kriegs-

ende unter den Deutschen aufgekommene Kolonialeuphorie, die unter dem Eindruck des als Diktat empfundenen Versailler Vertrags selbst viele Sozialdemokraten erfasst, ebaut im Laufe der 1920er Jahre langsam ab, manche von der Regierung enttäuschte Vertreter der bürgerlichen Kolonialbewegung nähern sich der erstarkenden NSDAP an.

1933

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten bleibt die Forderung nach Kolonien in der deutschen Gesellschaft präsent, auch Adolf Hitler erteilt ihr in den folgenden Jahren keine klare Absage und greift sie mitunter aus taktischen Gründen auf.

1940

März. Ein halbes Jahr nach Entfachung des Zweiten Welt-

kriegs befiehlt Hitler, die vom Auswärtigen Amt bereits begonnene Planung für ein deutsches Großreich in Afrika voranzutreiben, in dem die einheimische Bevölkerung gemäß der rassistischen Ideologie der Nationalsozialisten strikt vom weißen „Herrenvolk“ zu trennen sei. Angesichts des Kriegsverlaufs stellt das NS-Regime jedoch Anfang 1943 sämtliche Arbeiten an einem überseeischen Kolonialreich ein.

1957

Der britisch verwaltete Teil von Togo, mit der Kronkolonie Goldküste zum neuen Staat Ghana vereinigt, gelangt als erstes einst unter deutscher Kolonialherrschaft stehendes Gebiet in die Unabhängigkeit. 1960 folgen das französische Togo sowie Kamerun; das britische Mandatsgebiet in Ostafrika wird 1961 als Tanganjika unabhängig, zwei Jahre später

fusioniert es mit Sansibar zu Tansania; 1962 werden Urundi (unter dem Namen Burundi) und Ruanda souveräne Staaten. Obwohl die UN dem südafrikanischen Apartheid-Regime 1966 das Mandat über Südwestafrika entziehen, bleibt das Gebiet unter dessen Kontrolle und wird erst 1990, nach Jahrzehntelangem Befreiungskrieg, als Namibia unabhängig.

Der vormalige deutsche Teil von Samoa erlangt 1962 die Souveränität (bis 1997 unter dem Namen West-Samoa; der Ostteil der Inselgruppe gehört bis heute zu den USA). 1968 folgt Nauru, die einst deutschen Besitzungen in Neuguinea werden 1975 Teil des Staates Papua-Neuguinea. Aus Japans Mandatsgebiet im Pazifik, nach dem Zweiten Weltkrieg an die USA übertragen, gehen ab 1986 die Föderierten Staaten von Mikronesien sowie die Republiken Marshall-Inseln und Palau hervor; die Marianen bleiben ein Außenterritorium der Vereinigten Staaten.

Die Spuren, die sich aus der deutschen Kolonialzeit in diesen Gebieten bis in die Gegenwart finden, sind verschieden und nicht immer so direkt sichtbar wie etwa in Namibia, wo es noch heute einen nennenswerten deutschsprachigen Bevölkerungsanteil gibt. Doch hat die Zeit der Fremdherrschaft mit Gewalttaten bis hin zum Völkermord, mit Raub an Menschen und Kultur, mit der Zerstörung von Traditionen die historische Entwicklung in den meisten betroffenen Regionen deutlich gezeichnet. In Deutschland wiederum steht die breitere gesellschaftliche Aufarbeitung der kolonialen Vergangenheit immer noch in den Anfängen. ◇

Lesezeichen zum Herausnehmen



Fehlt hier das **GEO EPOCHE LESEZEICHEN**?
Schreiben Sie an: briefe@geo-epoch.de

IM RAHMEN eines Volljährigkeitsrituals überwindet ein junger Einheimischer vor großem Publikum eine aus Stöcken errichtete Hürde – unter die sich ein deutscher Kolonialoffizier gestellt hat. Der zeremonielle Hochsprung ereignet sich im November 1911 in Deutsch-Ostafrika am Hof des Königs von Ruanda, Yugi V. Musinga: Der Herrscher hat sich Jahre zuvor mit deutscher Hilfe gegen Konkurrenten durchgesetzt, kooperiert mit der Kolonialmacht – und bewahrt seinem Reich so weitgehende Autonomie

1896

Kolonial-Ausstellung

EIN ORT ZUM GAFF

1896 PRÄSENTIERT DAS
AUSWÄRTIGE AMT AUF EINER
GROSSVERANSTALTUNG
VOR DEN TOREN BERLINS
MENSCHEN AUS DEN
DEUTSCHEN KOLONIEN –
ALS LEBENDE EXPONATE, DIE
EIN MILLIONENPUBLIKUM
FÜR DAS IMPERIALE PROJEKT
BEGEISTERN SOLLEN

DIE »DEUTSCHE KOLONIAL-AUSSTELLUNG«,
die im Mai 1896 öffnet, ist Teil der Berliner
Gewerbeschau im Treptower Park. Auf deren
gewaltigem Gelände (rechts) präsentieren
3700 Aussteller Produkte und Innovationen

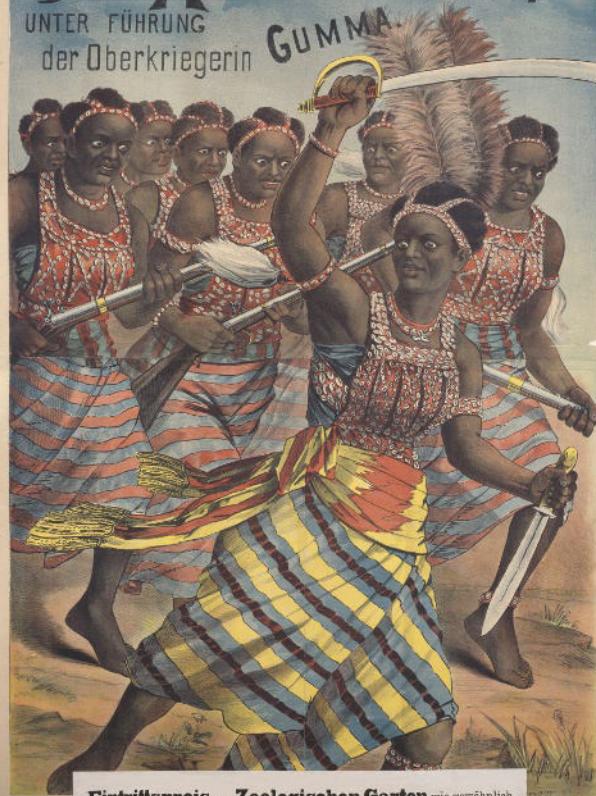


Im ZOOLOCISCHEN GARTEN

vom 1 bis 17. August 1891

Das Amazonencorps

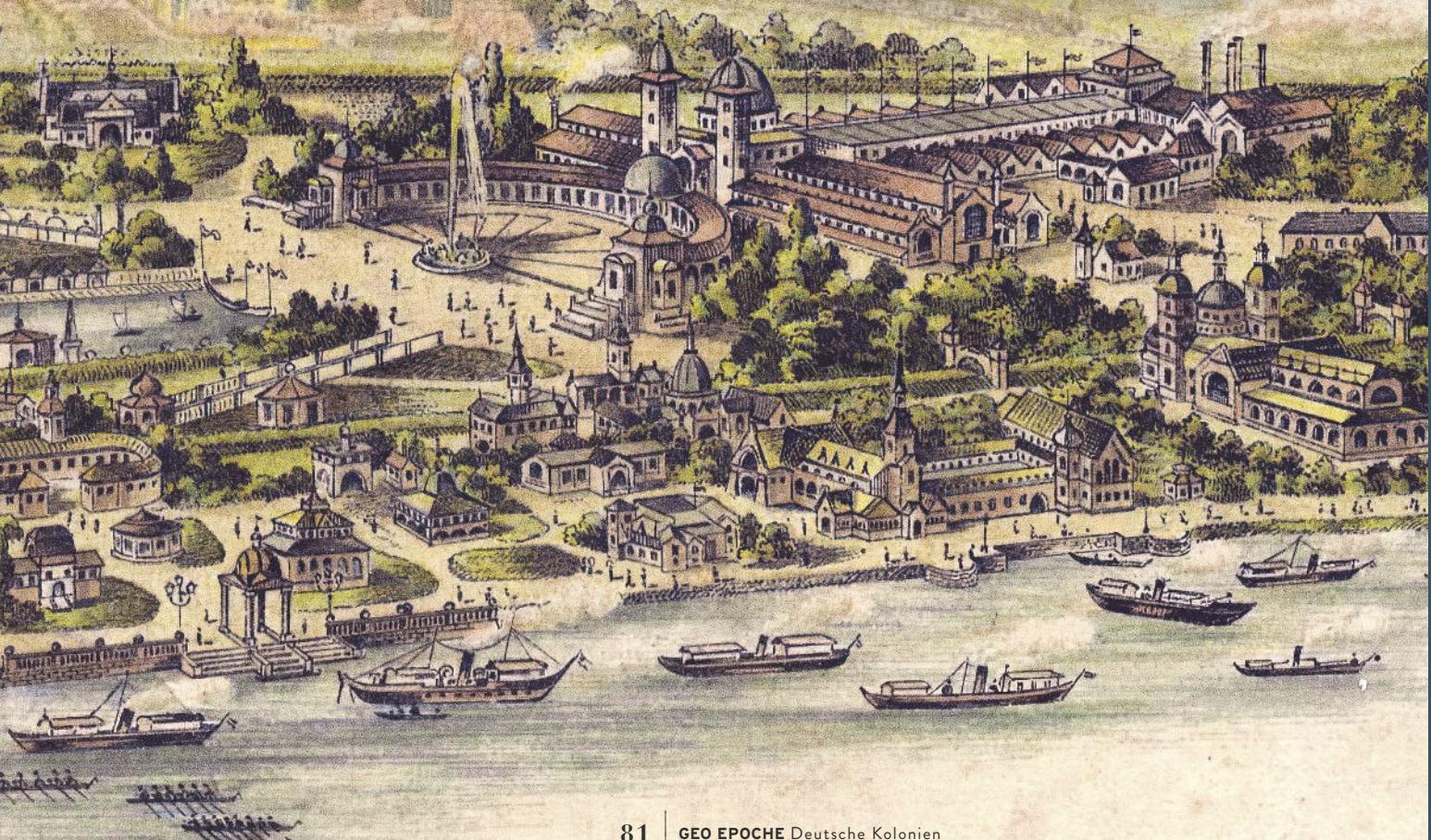
UNTER FÜHRUNG
der Oberkriegerin GUMMA.



Eintrittspreis in den Zoologischen Garten wie gewöhnlich.
ZUTRITT zur SCHAUSTELLUNG 20 Pfg. extra.

»VÖLKERSCHAUEN«,
die Angehörige
fremder Kulturen als
Kuriositäten aus-
stellen, sind im späten
19. Jahrhundert in
ganz Europa beliebt.
Dieses Plakat wirbt
für eine Vorführung in
Frankfurt am Main

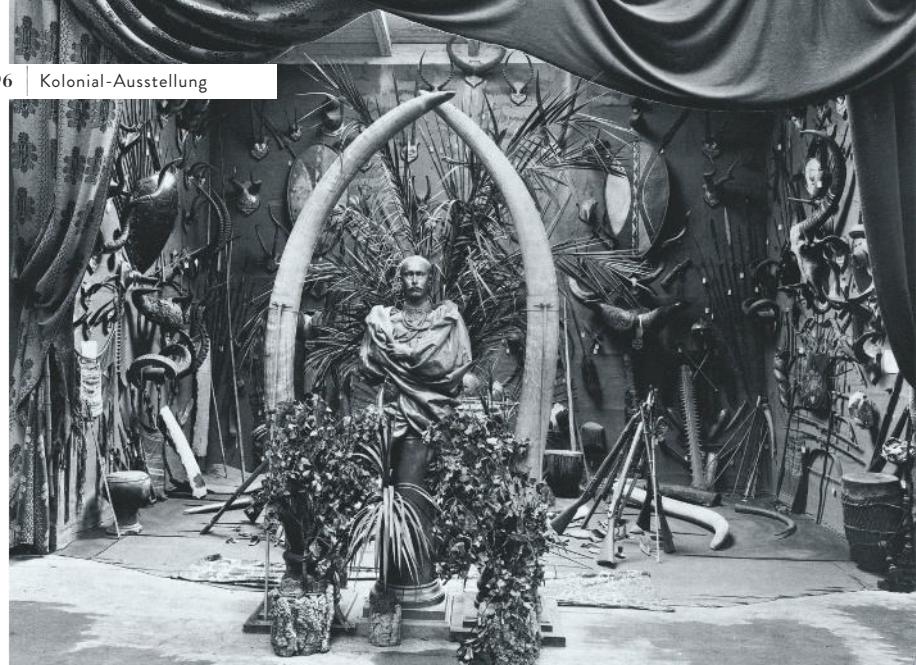
EN



TEXT: Manuel Opitz

A

SCHIRMHERR der Ausstellung in Treptow ist Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg-Schwerin, dessen Büste dort inmitten von Objekten aus Übersee thront



Der Kaiser ist da! Die Sonne scheint, als Wilhelm II. an diesem 1. Mai 1896 Afrika besucht. Krieger, mit Speeren bewaffnet, wachen vor einem Torhaus, Menschen- schädel stecken auf zwei Meter hohen Palisadenzäunen. Bewohner des Dorfes begrüßen Seine Majestät mit einem lauten Willkommensruf. Zwischen viereckigen Lehmhäusern und runden Grashütten versammeln sich Män-

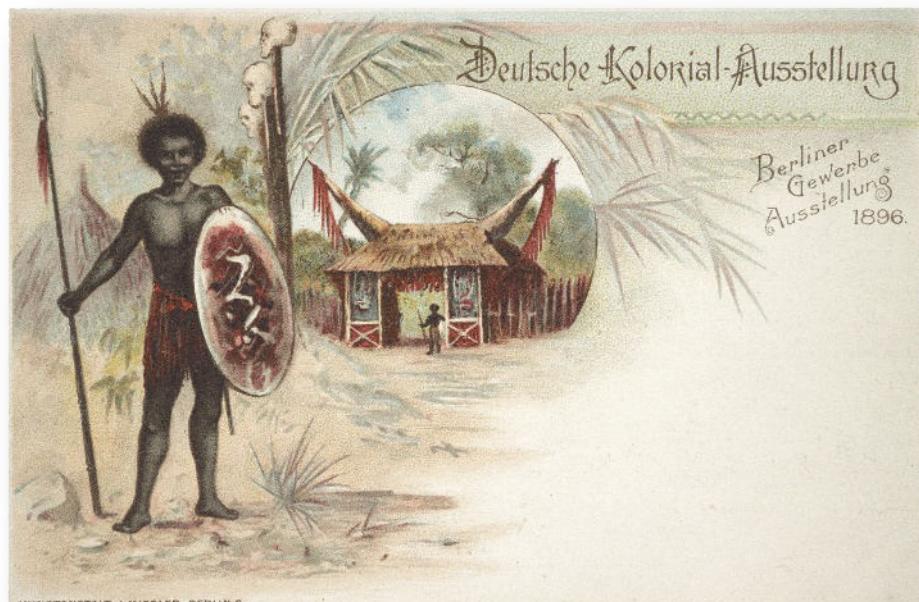
DIE KOLONIAL- SCHAU (unten eine Werbe- postkarte) soll »Eingeborenen- dörfer« erleb- bar machen. Deren »Bewoh- ner« wurden von Agenten in den Kolonien angeworben

ner und Frauen in bunten Gewändern im Kreis um ihren Häuptling, einen würdevollen, kräftigen Mann Ende 30. Dann stimmen sie einen Gesang an, schlagen Trommeln und lassen Rasseln ertönen, während die Krieger ihre Körper im Rhythmus bewegen, Schwerter und Äxte in die Höhe recken.

Es ist eine Reise in die Fremde – ein paar Hundert Meter von der Spree entfernt. Denn die Hüt-

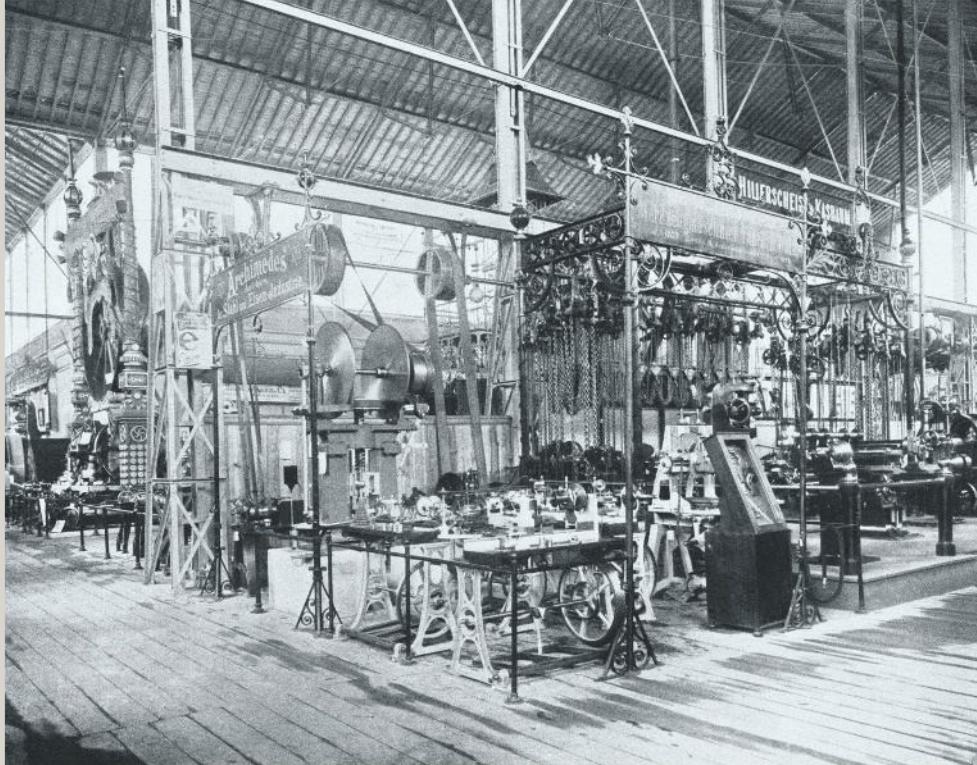
ten, die Palisaden, die Palmen: alles Attrappe. Aufgebaut vor den Toren Berlins. Und John Calvert Nayo Bruce, der Mann Ende 30, ist kein wahrhaftiger Häuptling, er spielt eine Rolle. Genauso wie die anderen vermeintlichen Dorfbewohner.

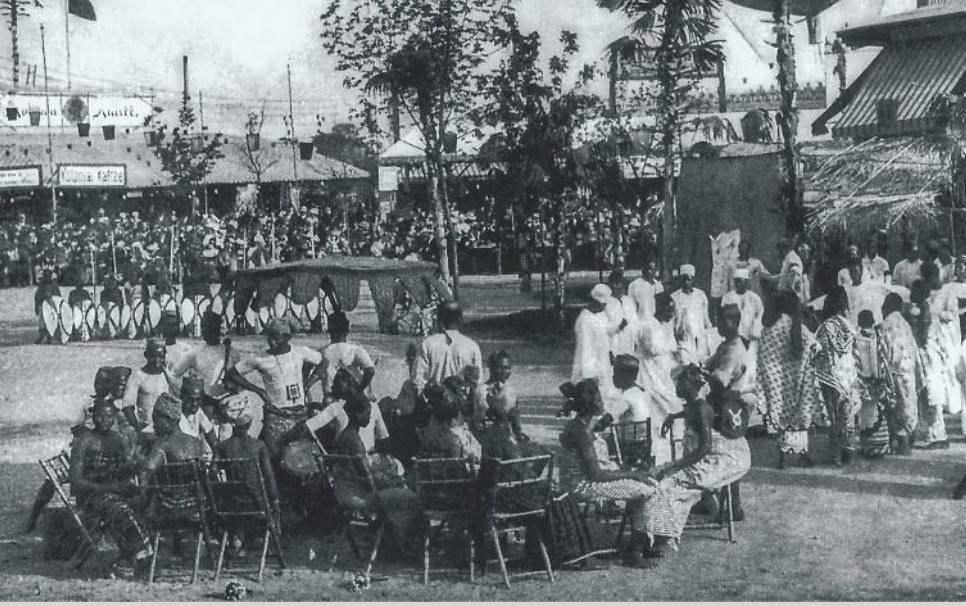
Sie alle sind Teil der „Deutschen Kolonial-Ausstellung“, die Kaiser Wilhelm an diesem Tag im Treptower Park eröffnet, Hauptattraktion eines noch größeren Spektakels, einer deutschen Leistungsschau. Deren Ziel: die pomposen Weltausstellung in Paris wenige Jahre zuvor zu übertrumpfen und Berlin als Europas aufstrebende Industrie- und Handelsmetropole zu präsentieren. Auf einer gewaltigen Fläche von fast einem Quadratkilometer zeigen mehr als 3700 Aussteller in Pavillons und Hallen ihre neuesten Produkte, Innovationen, Errungenschaften. Passend dazu will das Auswärtige Amt Deutschlands Aufstieg zur Kolonialmacht zelebrieren – und hat auf einem Teil des Geländes ein aufwendiges Abbild der eroberten „Schutzgebiete“ errichten lassen, samt „Eingeborenendörfern“ und deren Bewohnern.



MIT DER
BERLINER
GROSSSCHAU
(unten das
Hauptgebäude)
will das Kaiser-
reich die Welt-
ausstellung
sieben Jahre
zuvor in Paris
übertrumpfen

MASCHINEN-
HALLE im
Treptower Park.
Die ausgestellte
Technik steht
in bewusstem
Kontrast zu
den gezeigten
Kolonialdörfern.
Ziel: die
Überlegenheit
deutscher
Zivilisation zu
suggerieren





103 MENSCHEN
AUS ÜBERSEE
holen die Ver-
anstalter nach
Treptow, ver-
pflichten sie
(wie links) zu
klischeehaften
und sorgsam
inszenierten
Vorführungen

EXOTISCHES
FLAIR ver-
breitet auf der
von Wilhelm II.
eröffneten
Gewerbeschau
auch eine
»Kairo«-Sonder-
ausstellung –
inklusive
verkleinertem
Nachbau
der Cheops-
pyramide





Mehr als 100 Menschen aus Deutsch-Ostafrika, Togo, Kamerun, Deutsch-Südwestafrika und Neuguinea sind von den Organisatoren Tausende Kilometer per Schiff und Bahn nach Berlin gebracht worden. Männer, Frauen, Kinder und Jugendliche. Als lebende Exponate sollen sie den Besucherinnen und Besuchern nun knapp sechs Monate lang ihren angeblichen Alltag vorspielen – und damit die perfekte Rechtfertigung für Deutschlands Kolonialpolitik liefern, für Unterdrückung und Fremdbestimmung.

L

Lebendige Menschen aus fernen Weltgegenden auszustellen wie Museumsobjekte oder Tiere im Zoo, ist im ausgehenden 19. Jahrhundert in Europa nichts Neues: 1875 bereits engagiert der Hamburger Unternehmer und Tierhändler Carl Hagenbeck für seine erste „Völkerschau“ in Deutschland drei Männer und eine Frau

aus Lappland, die vor Publikum Zelte aufbauen, Rentiere pflegen und Babys stillen.

Schnell entwickeln sich solche Veranstaltungen zu Massenspektakeln: Organisatoren touren mit indigenen Gruppen aus Afrika, vom indischen Subkontinent, aus der Südsee oder Nordamerika monatelang durch Europa, lassen sie in zoologischen Gärten und in Vergnügungsparks auftreten. Die

VERMEINTLICHER ALLTAG:
Vormittags werkeln und kochen die Koloniebewohner vor ihren Hütten – begafft von Millionen Besuchern

EINE
GANZE
BRANCHE
NÄHRT
DIE LUST
AM
GLOTZEN

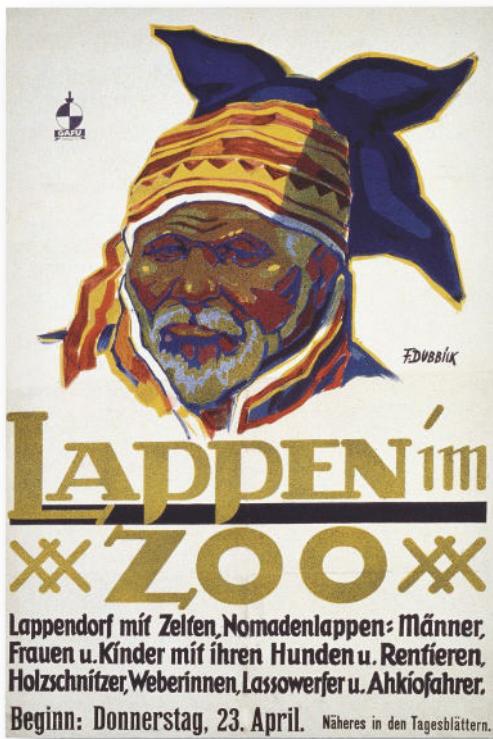
IM KAISER-REICH sind »Völkerschauen« mit lebenden Exponaten ein verbreitetes Spektakel. Viele finden in Zoos statt – so auch die hier beworbene »Samoa«-Ausstellung



VOYEURISMUS
in einem Ham-
burger Tierpark,
1910: Deutsche
Schüler an einer
Hütte, vor der
sich Kinder aus
Samoa präsen-
tieren müssen



HAGENBECK in
Hamburg wirbt
1903 mit einem
»Lappendorf«.
28 Jahre zuvor
hat Zoogründer
Carl Hagenbeck
die erste deut-
sche »Völker-
schau« initiiert



meisten Deutschen kennen Menschen aus derart weit entfernten Regionen allenfalls aus Büchern oder von Sammelbildchen, die Zigarettenpackungen oder Schokoladentafeln beigelegt werden.

Umso begeisterter sind viele, die Fremden leibhaftig vor sich zu sehen, ihren Gesängen zu lauschen, ihre Kleider oder Tätowierungen zu begutachten, gar mit ihnen eine Unterhaltung zu versuchen, und sei es in Zeichensprache. Auch deshalb locken manche „Völkerschauen“ Hunderttausende, mitunter gar Millionen Schaulustige an. Dabei mischen sich Neugier und Voyeurismus, Vergnügen und Rassismus. Das Ergötzen am Andersartigen, an Menschen, die als kaum gleichwertige, exotische Kuriosität gesehen werden, entwickelt sich zur florierenden Branche.

Ein Volksvergnügen, an das auch Mitarbeiter in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes anknüpfen wollen: In ihrem Auftrag bereitet ein 30-köpfiger Ausschuss die Berliner Ausstellung

von 1896 monatlang vor, um – so schreiben die Organisatoren in einem Bericht – „dem deutschen Volke das Kolonialwesen in seinen mannigfachen Verzweigungen vorzuführen“.

G

Grundsätzlich und in der Mehrheit stehen die Deutschen hinter dem imperialen Projekt. Doch bei den Anhängern der katholischen Zentrumspartei, im linksliberalen Milieu und bei der SPD werden immer wieder kritische Stimmen laut, die vor allem hartes und ausbeuterisches Vorgehen anprangern. Es kann also nicht schaden, der Akzeptanz in der Bevölkerung etwas nachzuholen.

Und so entsenden die Organisatoren Agenten in die deutschen Kolonien in Afrika und im Pazifik, um vor Ort passende Darsteller für die geplanten Attraktio-

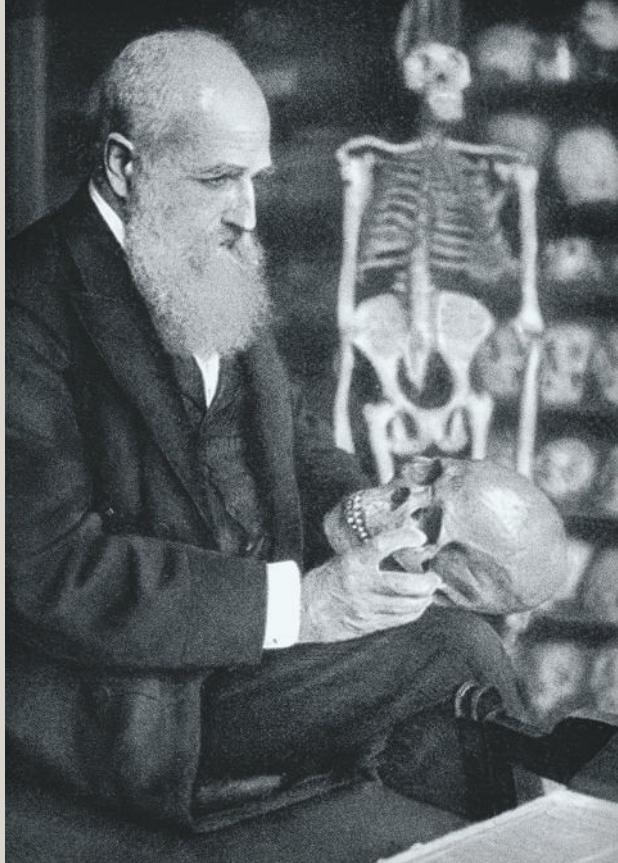
DAS »SOMALI-DORF« im Tierpark Hagenbeck. Die »Völkerschauen« befriedigen Neugier und zementieren die koloniale Hierarchie, in der Europäer sich wie selbstverständlich oben sehen

UNTER DEN AUGEN

Wilhelms II. müssen sich diese Männer 1913 vor einer ihrer Heimat nachempfundenen Kulisse bei Hagenbeck einen Schaukampf liefern



DIE WISSEN-SCHAFT nutzt die »Völkerschauen« für zweifelhafte Theorien: Forscher klassifizieren die Fremden etwa mithilfe von Gesichtsmasken



DER ANTHROPOLOGE Felix von Luschan, der Schädel aus allen Zeiten und Weltgegenden sammelt, nimmt auf der Kolonial-Ausstellung 1896 die Maße von etlichen Zurschau- gestellten





AUCH FOTOS
verwenden
Wissenschaft-
ler, um Men-
schen aus den
Kolonien zu
kategorisieren.
Diese zeigen
einen Jungen
aus Neuguinea
(1893)

DAS ERGEBNIS
rassistisch
geprägter
Forschung:
»Meyers
Großes Kon-
versations-
Lexikon« prä-
sentiert 1900
Tafeln afrikani-
scher »Völker«

nen zu engagieren. Auch Einheimische sind an der Rekrutierung beteiligt. So wie J. C. Nayo Bruce aus dem von Deutschland beherrschten Togo. Bruce lässt sich in seiner Heimat taufen und reist im Alter von etwa 30 Jahren 1889 erstmals ins Kaiserreich, als Begleitung eines deutschen Schriftstellers, der Togo erkundet hatte.

Danach arbeitet Bruce für die deutsche Verwaltung in der Kolonie – und unterbreitet den Offiziellen dort schließlich ein Angebot für eine „Völkerschau“-Darbietung bei der Kolonial-Ausstellung 1896 in Berlin. Bruce bekommt den Zuschlag, verpflichtet in seiner Heimat 25 Landsleute, darunter zwei seiner Frauen und ein dreieinhalb Jahre alter Sohn, und schifft sich mit ihnen Richtung deutsche Hauptstadt ein. Insgesamt 103 Teilnehmer aus fast allen deutschen Kolonien schließen Verträge über ein Engagement in Berlin ab. Für etwa ein Drittel eines deutschen Arbeiterlohns, monatlich zwischen 15 und 20 Reichsmark, bei Kost und Logis, sollen sie sich schon bald darauf dem Publikum darbieten.

Nachdem der Kaiser am 1. Mai seinen Rundgang durch den Trepower Park beendet und die Ausstellung offiziell eröffnet hat, strö-

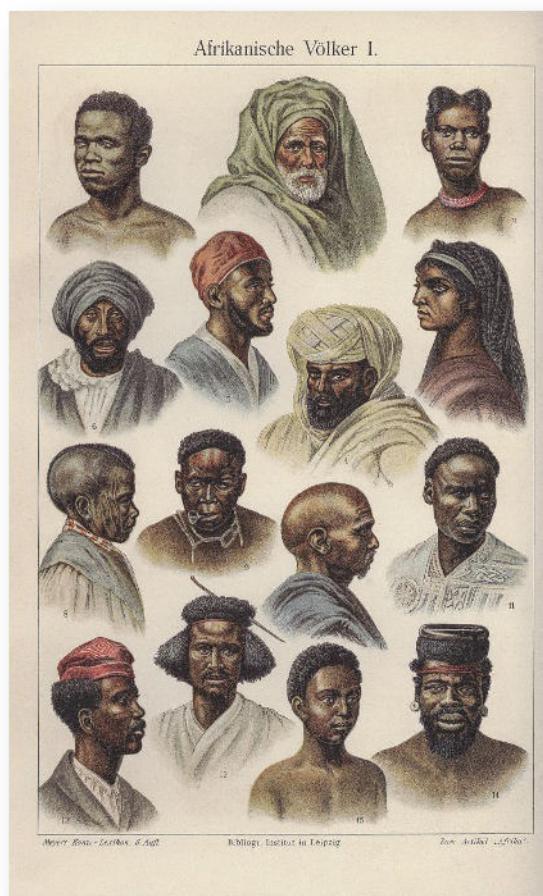
men die ersten Besucherinnen und Besucher auf das Gelände. Können in den Pavillons der Gewerbe- schau technische Innovationen wie die erst im Jahr zuvor entwickelten Röntgenapparate bewundern, durch ein Riesenfernrohr ins All schauen oder mitverfolgen, wie sich Miniatur-Schlachtschiffe in einem eigens angelegten Wasserbassin Gefechte mit lauten Explosionen liefern.

U

Und etwas anderes, ebenfalls noch immer recht Neues können sie bestaunen: die globale Dimension und Weltläufigkeit des Kaiserreichs. In der „Wissenschaftlichen Halle“, einem prächtigen Kuppelbau, ragt eine griechische Titanen- Statue empor, die auf ihren Schultern eine gewaltige Erdkugel mit zwei Meter Durchmesser trägt. Darauf eingezeichnet: die deutschen Kolonien, alle 22 deutschen Dampferlinien im Weltpostverkehr, dazu die Botschaften, Gesandtschaften, Konsulate sowie die Zahl der außerhalb Europas lebenden Deutschen.

Die Köstlichkeiten, welche Deutschland aus diesem erdum- spannenden Reich gewinnt, lassen sich in einem anderen Gebäude würdigen. Hier probieren Interessierte Kaffee, Zigarren, Erdnussöl aus deutschen Kolonien, haben Gelegenheit, „erstmals in breitem Maße Bekanntschaft mit der Banane“ zu machen, wie ein Besucher feststellt. Erst seit Kurzem steigt im Reich die Zahl der so- genannten Kolonialwarenläden, die ein ähnliches Sortiment von Gütern aus Übersee für die deutsche Kundschaft anbieten.

Mit der wohl größten Erwartung aber nähern sich die Besucher und Besucherinnen den „Eingeborenendörfern“: an einem kleinen See angeordnete hölzerne

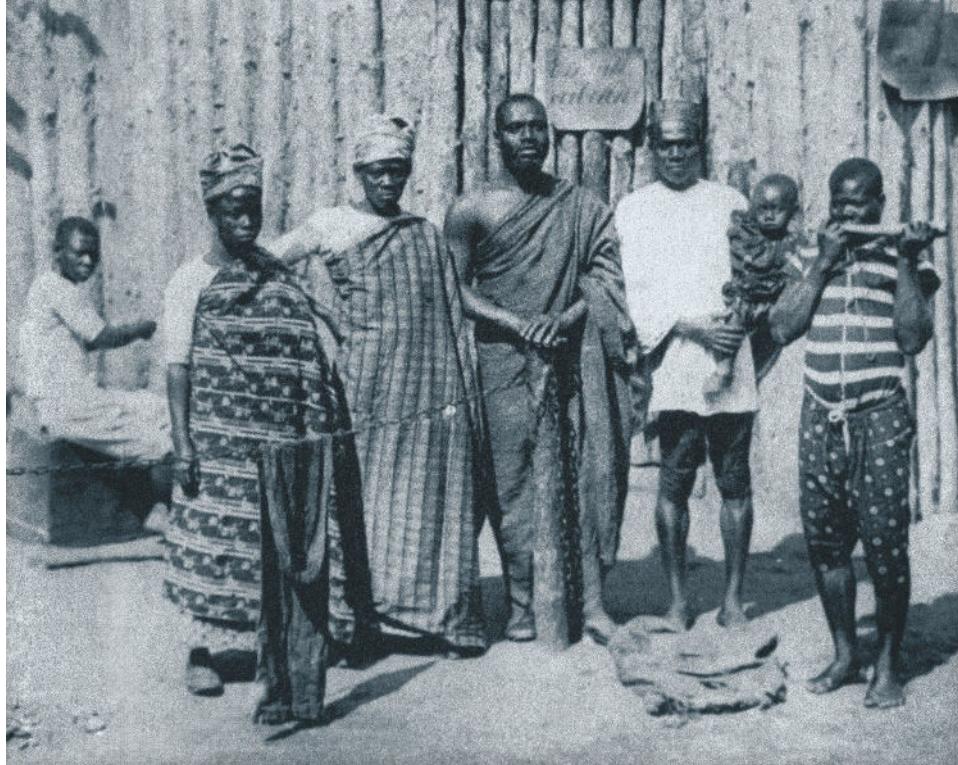


Hütten, Pfahlbauten und Baumhäuser, die deutsche Zimmerleute nach Reiseberichten aus Afrika und der Südsee errichtet haben. Darin und davor: Menschen, die Federschmuck herstellen, Netze knüpfen, Feuer schüren, Maiskörner mithilfe eines Stücks Holz zu Mehl mahlen, Hüte aus Palmenblättern flechten. Die auf dem Teich um die Wette rudern, Tänze aufführen, singen, sich im Speerwurf üben.

Mitten im Treptower Park erleben die Berliner authentische Szenen aus den Kolonien – das zumindest sollen sie glauben. Was sie tatsächlich sehen, sind kulturelle Versatzstücke, Stereotype, sorgsam zusammengefügt und inszeniert, um die Neugier der Deutschen zu befriedigen. Und um eines unter Beweis zu stellen: die vermeintliche eigene zivilisatorische Überlegenheit.

So berichten für einen Band zur Ausstellung befragte Schau lustige denn auch von „dunklen, halbentblößten Gestalten“, die mit „ihren primitiven Gebrauchsgegenständen beschäftigt“ seien. Der Kontrast zu den nahen, mit neuester Technik aus Deutschland angefüllten Ausstellungshallen könnte kaum größer sein. Und ist gewollt. Der angebliche Entwicklungsbedarf der in Übersee Unterworfenen soll jedem klar werden.

Fotoserien in Pavillons, die über die Arbeit von christlichen Missionaren informieren, unterfüttern diese Perspektive. Zu sehen sind Bilder von „bekehrten, anständig gekleideten Eingeborenen“, wie ein Zeitgenosse es beschreibt, und – ihnen gegenübergestellt – Aufnahmen von „noch heidnischen Landsleuten mit den abschreckenden, wilden und stumpfen Gesichtern“.



GESCHÄFTIG:

J. C. Nayo
Bruce (M.) aus
Togo nimmt an
der Kolonial-
Ausstellung in
Treptow als
Darsteller teil.
Und tourt nach
deren Ende
selbst mit einer
»Togo-Truppe«
durch Europa

Die Botschaft ist klar: Die Kolonialherrschaft tut den Unterworfenen gut. Und: Man leistet ganze Arbeit, die Außereuropäer mit den Segnungen deutscher Kultur zu beglücken. Besser gesagt, sie großzuziehen. Denn viele Deutsche folgen der Auffassung von Wissenschaftlern jener Zeit, Menschen aus anderen Erdteilen, insbesondere Afrikaner, befänden sich im evolutionären Stadium der „Kindheit“ und müssten „erzogen“ werden.



Unterdessen folgt die Inszenierung in Treptow einem streng getakteten Ablaufplan. Die Darsteller schlafen in barackenähnlichen Unterkünften direkt auf dem Gelände. Ihr Tag beginnt um sechs Uhr morgens. Den Männern, Frauen und Kindern stehen eine Wanne, zwei Duschen und

acht Toiletten zur Verfügung. Zum Frühstück gibt es Tee mit Zucker, zwei Schrippen und drei Eier.

Vormittags, so ist es vorgeschrieben, müssen sich die „Eingeborenen“ in ihren Dörfern handwerklichen Tätigkeiten widmen, vor aller Augen Kleidung waschen, ihr Mittagessen zubereiten. Nachmittags stehen Spiele und Aufführungen an.

Der Tag endet, jenseits der Kulissen, mit einer zugeteilten Flasche Bier – zumindest für die männlichen Teilnehmer. Wenn es kalt ist, wird Schnaps ausgegeben: ein Esslöffel für die Frauen, zwei für die Männer. Um 22 Uhr ist Bettruhe. Obwohl Ärzte permanent den Gesundheitszustand der Angereisten überprüfen, breiten sich mehrmals Erkältungskrankheiten und Lungenentzündungen aus. Drei der Darsteller sterben.

War den Beteiligten bei Vertragsunterzeichnung wirklich bewusst, worauf sie sich einlassen? Was es bedeutet, ein halbes Jahr lang in einem völlig fremden Land zu leben? Jeden Tag von Menschen

MANCHE LASSEN SICH NICHT GÄNGELN UND GAFFEN ZURÜCK

begafft zu werden? Schwer vorstellbar. Zur Teilnahme gezwungen wurde aber wohl niemand.

Vielmehr sehen einige die Berlinreise sicher als Möglichkeit, Geld zu verdienen. Andere verfolgen weiterreichende Ziele. So wirbt Nayo Bruce aus Togo in einem Interview mit der „Kölnischen Zeitung“ während seines Aufenthalts dafür, dass das Kaiserreich die Bewohner seiner Kolonien ausbilden möge. Nebenbei verschafft er einigen seiner Landsleute sogar eine Art Studienreise nach Deutschland.

Aus Deutsch-Südwestafrika ist mit dem 21-jährigen Friedrich Maharero der Sohn eines Anführers der Herero nach Berlin gekommen. Auch er mimt bei der Ausstellung einen „Eingeborenen“ und will zugleich mit dem Kaiser über die Beziehung zwischen seiner Gemeinschaft und den Kolonialherren sprechen. Tatsächlich wird ihm eine Audienz bei Wilhelm II. gewährt, bei der er wohl auf eine friedliche Behandlung durch die Kolonialverwaltung in der Heimat pocht.

Viele der Darsteller verbringen die Monate in Deutschland nicht ausschließlich im Treptower Park. Die Veranstalter schaffen die Gäste in den Zoo, in Museen, zu Theatervorführungen, lassen sie sogar Truppen in Kasernen besuchen. Denn zurück in der Heimat sollen sie, wie es im amtlichen Bericht zur Kolonial-Ausstellung heißt, „ihren Stammesgenossen von den in Berlin gewonnenen Eindrücken erzählen und so Ehrfurcht und Unterwürfigkeit vor dem ‚klugen weißen Manne‘ verbreiten“.

Ein Ansinnen, das offenbar fehlschlägt: Das unaufhörlich glotzende, oft mit anzüglichen Bemerkungen um sich werfende Publi-

kum schädige, beklagen Kritiker, das „Ansehen der Weißen“. Und zwar so sehr, dass ein Autoritätsverlust der Deutschen in den unterworfenen Gebieten zu befürchten sei. Manche Besucher flirten gar mit den Darstellern: Der Herero Friedrich Maharero wird noch lange nach seiner Abreise aus Berlin Liebesbriefe von deutschen Verehrerinnen erhalten.

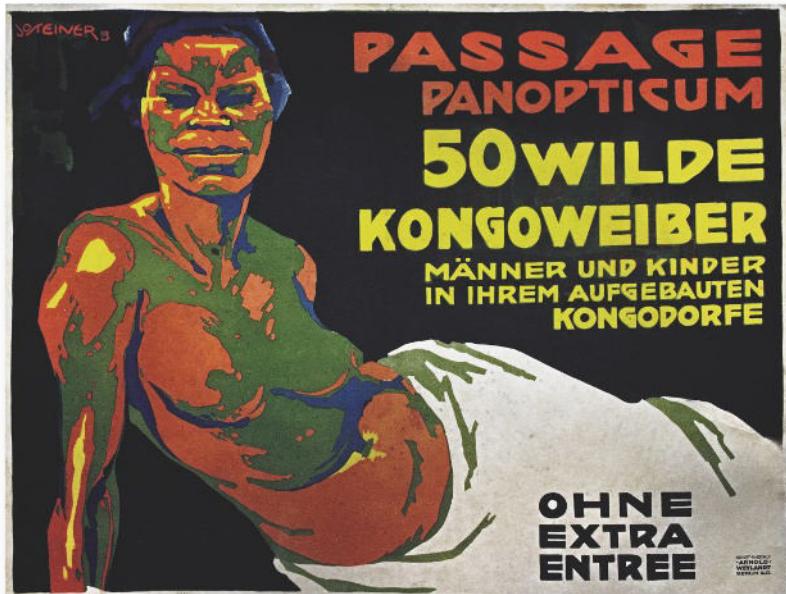


Auch die Wissenschaft interessiert sich für die Ausgestellten aus der Fremde. Der Anthropologe Felix von Luschan ergreift die Gelegenheit und vermisst ihre Körper. Luschan, Mitglied des Direktoriums im Berliner Völkerkundemuseum, ist wie andere Gelehrte jener Zeit geradezu besessen davon, Menschen nach Äußerlichkeiten zu klassifizieren und sie unterschiedlichen evolutionären Entwicklungsstufen zuzuordnen. Anders als zahlreiche Kollegen teilt Luschan zwar nicht die zutiefst rassistische Vorstellung von einer naturgegebenen Hierarchie der Völker. Berüchtigt aber ist der Anthropologe heute, weil er Tausende Schädel in Berlin sammelt und kategorisiert, darunter viele, die unter dunklen Umständen aus den Kolonien nach Deutschland geschafft worden sind.

Bei seinen Messungen und Untersuchungen in Treptow zieht Luschan mitunter absurde, herabwürdigende Schlüsse. Zum Kameruner Martin Dibobe etwa merkt er an, dessen „psychische Eigenchaften entsprechen vollkommen dem Bilde, das man sich nach sei-

ner schlechten Stirne und seinen mächtig entwickelten Fresswerkzeugen von ihm machen kann“. Der Anthropologe fotografiert die Darsteller – allerdings nimmt nur knapp die Hälfte an diesem Prozess teil. Der Rest weigert sich.

Überhaupt zeigen sich die lebenden Exponate sehr viel eigenwilliger, als die deutschen Veranstalter das eingeplant haben. Manche sind nicht bereit, traditionelle Trachten anzuziehen, sondern tragen einen Anzug europäischer Machart. Andere äffen die Besucher nach, stolzieren – einen Spazierstock schwingend – durch ihr Attrappendorf. Der Kameruner Kwelle Ndumbe, genannt Bismarck Bell, ebenfalls der Spross



einer Anführerfamilie, mustert die Besucher durch ein Opernglas, das er sich besorgt hat, wirft ihnen verächtliche Blicke zu und führt ihnen so ihr eigenes Verhalten vor Augen.

A

Am 15. Oktober, nach einem knappen halben Jahr, endet die Ausstellung von Treptow. Mehr als sieben Millionen Besucher haben die Veranstalter gezählt – für sie ein voller Erfolg. Und doch untersagt die Reichsregierung es wenige Jahre später, Menschen aus deutschen Kolonien zu Schaustellungszwecken anzuwerben – wenn auch nicht aus Rücksicht. „Völkerschauen“: sehr wohl, aber lieber mit den „Eingeborenen“ anderer Kolonialmächte. Längst ja ist diese Art von Veranstaltung in vielen europäischen Ländern etabliert, in Frankreich, Großbritannien oder

NACH 1901
dürfen in den
deutschen
Kolonien keine
»Eingebore-
nen« mehr
für »Völker-
schauen« ange-
worben werden.
Nun touren
vor allem Men-
schen aus Kolo-
nien anderer
europäischer
Mächte durch
Deutschland –
etwa Frauen
aus dem Kongo
(Plakat von
1919)

Belgien touren Gruppen aus deren Kolonialreichen über den Kontinent von Show zu Show.

Einen allzu engen Kontakt zwischen Deutschen und den Menschen aus den deutschen Überseegebieten halten viele Politiker und Wissenschaftler im Kaiserreich aber nun für heikel. Der „schwarze Untertan“, so erklärt der Tropenmediziner Hans Ziemann, könne nicht zum „schwarzen Bruder“ werden. Eindringlich warnen er und andere vor „Rassenvermis-
chung“ – und davor, dass „Eingeborene“ aus den Kolonien in Deutschland bleiben könnten.

So wie Nayo Bruce aus Togo. Nach der Kolonial-Ausstellung von 1896 organisiert er selbst „Völkerschauen“, zieht mit seinen vier Frauen und einer „Togo-Truppe“ 22 Jahre lang durch Europa, teils mit mehr als 80 Darstellerinnen und Darstellern. Bei Auftritten im Kaiserreich, präsentiert er sie als „unsere schwarzen Landsleute“ – und lässt sie am Schluss der Auf-
führung die Kaiserhymne „Heil dir im Siegerkranz“ singen. ◇

LITERATURTIPPS

HILKE THODE-ARORA

»From Samoa with Love?

Samoa-Völkerschauen im
deutschen Kaiserreich.

Eine Spurensuche«

Akribisch recherchierte
Studie (Hirmer).

ERIC AMES

»Carl Hagenbeck's Empire
of Entertainments«

Über das Geschäft mit
ausgestellten Tieren – und
Menschen (University of
Washington Press).



Lesen Sie auch »Wilhelm II.:

Der Unberechenbare« (aus
GEOEPOCHE Nr. 65) auf
www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Im Rahmen einer staatlichen Gewerbeschau im Treptower Park feiert sich das deutsche Kaiserreich 1896 als Kolonialmacht. Die von einem Millionenpublikum besuchte „Deutsche Kolonial-Ausstellung“ zeigt „Eingeborenen-dörfer“, in denen sich gegen geringe Bezahlung in den Kolonien angeworbene Indigene zur Schau stellen.

Die herabwürdigende Präsentation soll auch deren vermeintlichen Entwicklungsbedarf unter Beweis stellen – und dient so der Legitimation der deutschen Kolonialpolitik.

GEO

MIT GEO DIE WELT VERSTEHEN

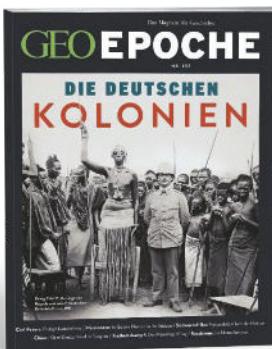
Ihr
Wunsch-
Magazin

Jetzt Wunsch-Magazin aus der Vielfalt von GEO
portofrei kennenlernen + Prämie sichern!



Deutschlands Reportagemagazin Nr. 1 mit opulenten Bildern und starken Geschichten, die einen die Welt mit anderen Augen sehen lassen.

3x GEO für 21,- €



Vergangenheit wird lebendig: Meilensteine der Geschichte werden ohne Staub und Zahlenkolonnen packend erzählt.

2x GEO EPOCHE für 19,- €



Zeigt Kindern ab 3 Jahren die Welt. Zum gemeinsamen Vorlesen, Basteln, Stickern und Selbstentdecken.

7x MEIN ERSTES GEOLINO für 28,- €



Das innovative Kindermagazin ab 9 Jahren vermittelt fantasievoll und lebendig Wissen und Werte rund um Mensch, Tier und Umwelt.

4x GEOLINO für 21,20 €



Ihre
Prämie
zur Wahl

01 **GEO Baumspende**
Für jede Spende pflanzt GEO einen Baum im Regenwaldprojekt in Nepal
Ohne Zuzahlung

02 **LEGO CLASSIC „Kreativer Snack Bauspaß“**
Altersempfehlung: ab 4 Jahren
Zuzahlung: nur 1,- €

03 **GUTSCHEINGOLD Universal-Gutschein**
Wert: 5,- €
Ohne Zuzahlung



Diese und weitere GEO-Magazine + Prämien zur Wahl unter:

www.geo.de/familie

+ 49 (0) 40 / 55 55 89 90

Bitte Bestell-Nr. angeben: GEO 200 8326 | GEO EPOCHE 200 8866 | MEIN ERSTES GEOLINO 201 5206 | GEOLINO 200 8486

Alle Preisangaben inklusive MwSt. und Versand (ggf. zzgl. einmaliger Zuzahlung für die Prämie). Änderungen vorbehalten. Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt. Anbieter des Abonnements ist Gruner+Jahr Deutschland GmbH. Belieferung, Betreuung und Abrechnung erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH als leistenden Unternehmer.

Oder sofort per QR-Code bestellen →
Scannen Sie den Code mit der Kamera- oder QR-Code-App Ihres Smartphones und sichern Sie sich alle GEO-Vorteile!



1897

Expansion nach China



IN REKORDZEIT entsteht ab 1898 Tsingtau, die Kapitale des »Pachtgebiets« Kiautschou (oben eine Briefmarke aus dem Jahr 1901), mit Straßen, Schulen, Wohn- und Geschäftshäusern nach deutschem Vorbild. Denn in seiner Gier nach globaler Geltung will Kaiser Wilhelm II. ein deutliches Zeichen setzen: für die Präsenz Deutschlands auch in dieser Region der Welt (Tsingtau, Aufnahme nach 1934)



S IST EIN GRAUSAMES VERBRECHEN, von dem die Beamten in Berlin Anfang November 1897 erfahren. Im Osten Chinas sind zwei Deutsche massakriert worden – Geistliche, die in der Region unterwegs waren, um zu missionieren. Nahe der Stadt Juye hatten sie eine Unterkunft gefunden, doch Lärm hatte sie, so erste Erkenntnisse der Behörden vor Ort, mitten in der Nacht jäh aus dem Schlaf gerissen. Schüsse, heftiges Poltern an der Tür ihrer Kammer, dann war eine Gruppe von mehr als 20 Männern in den Raum gestürmt und hatte ihr tödliches Werk begonnen. Mit langen Klingen hatten die Eindringlinge auf die beiden Opfer eingestochen. Eine schreckliche Tat, ohne jede Frage. Aber vielleicht, so raunt man in Berlin nun, auch die perfekte Gelegenheit. Die Täter seien, heißt es bald, Mitglieder der chinesischen Guerillaorganisation „Gesellschaft der Großen Schwestern“, die gegen die christlichen Imperialisten aus Europa kämpft.

Kaiser Wilhelm II. zögert nicht lange. Sechs Tage nach der Ermordung seiner Untertanen befiehlt der deutsche Monarch per Telegramm seinem Kreuzergeschwader in Ostasien, „geeignete Ortschaften“ in China zu besetzen. Offiziell will Wilhelm mit einer Strafexpedition den Tod der Missionare rächen. Doch in Wirklichkeit nutzt er deren Ermordung für ein anderes Vorhaben: Er sieht die Chance gekommen, endlich eine deutsche Kolonie im Reich der Mitte zu gewinnen.

Mit viel Widerstand müssen die Deutschen nicht rechnen. China ist von den Folgen eines Bürgerkriegs geschwächt, die Staatskassen sind leer. Vor allem aber wird das Land seit Beginn des 19. Jahrhunderts von den westlichen Großmächten drangsaliert. Anfangs geht es nur um Handelsinteressen: Die britische Ostindienkompanie kauft über den Hafen Kanton Seide, Tee und Porzellan, schmuggelt im Gegenzug massenweise Opium aus Indien nach China. 1842 setzt sich Großbritannien nach dem Sieg im sogenannten Ersten Opiumkrieg erstmals im Reich der Mitte fest und zwingt Peking, weitere Häfen für den Handel zu öffnen, darunter Shanghai. Außer-

dem soll Hongkong an der Südküste des Landes zur britischen Kronkolonie werden. Frankreich und die USA ziehen nach. Auch sie nutzen die Krise des chinesischen Kaiserreiches, um Häfen und Gebiete zu fordern.

Im Deutschen Reich verfolgt Kaiser Wilhelm II., ab 1888 auf dem Thron, unterdessen eine immer aggressivere Kolonialpolitik. Sein Ziel: ein Netz aus möglichst vielen Stützpunkten auf der ganzen Welt, das die deutschen Handelswege schützt. Und noch wichtiger: Deutschland soll endlich aus dem Schatten

der anderen Großmächte heraustreten. Weltgeltung erlangen, „einen Platz an der Sonne“, wie Bernhard von Bülow, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, es später in einer Rede vor dem Reichstag formulieren wird.

Gerade in China, wo Berlin bei der Versorgung von Schiffen vom guten Willen der Briten und Franzosen abhängig ist, will der Kaiser nun mitmischen. Einen Wunschort nehmen die Deutschen im Sommer 1896 ins Visier: die Bucht von Kiautschou am Gelben Meer. Das Ziel: eine Kolonie in China zu gründen. Als Stützpunkt, aber auch als Musterbeispiel deutscher Zivilisation

TEXT: KATRIN MAIKE SEDLMAIR

Unter dem Vorwand, den Mord an zwei Landsleuten zu sühnen, besetzen deutsche Truppen im November 1897 die Bucht von Kiautschou am Gelben Meer. Das Ziel: eine Kolonie in China zu gründen. Als Stützpunkt, aber auch als Musterbeispiel deutscher Zivilisation

Gegnern im eigenen Land und den anderen Kolonialmächten zu rechtfertigen. Mehr als ein Jahr vergeht. Dann ereignet sich der Mord an den zwei deutschen Missionaren bei Juye. Obwohl die chinesischen Behörden wenig später mehrere Männer festnehmen, lässt sich nicht eindeutig klären, ob es sich bei den Tätern tatsächlich um einheimische Rebellen handelt. Für Wilhelm II. ist das längst zweitrangig. Er sieht die Zeit gekommen, Land einzunehmen.

Es ist der Morgen des 14. November 1897, als 700 deutsche Soldaten auf drei Kriegsschiffen mit der Besetzung der Bucht von Kiautschou beginnen. Ohne Widerstand ziehen die chinesischen Soldaten ab; die Deutschen nehmen die örtlichen Kasernen ein. Einige Monate später können deutsche Diplomaten China zur Unterzeichnung eines Pachtvertrags über 99 Jahre für einen Flottenstützpunkt an der Bucht drängen.

HEIMATHAFEN IN FERNOST

TEXT: KATRIN MAIKE SEDLMAIR

Ein Gebiet von mehr als 500 Quadratkilometern, etwa so groß wie der Bodensee, befindet sich nun in deutscher Hand. Es untersteht nicht wie andere Kolonien dem Auswärtigen Amt, sondern der Reichsmarine – weil die Deutschen gegenüber den Chinesen und den anderen Großmächten eine starke militärische Präsenz aufbauen wollen.

Doch Wilhelm II. zielt auf mehr als einen Truppenposten. Kiautschou soll eine „Musterkolonie“ werden, den Glanz deutscher Kultur und Wissenschaft ausstrahlen: In Asien will der Monarch der Welt, vor allem aber dem Rivalen Großbritannien zeigen, wozu Deutschland imstande ist.

Die Besatzer reißen rasch eine Stadt und mehrere Dörfer ab, dann ziehen deutsche Architekten mithilfe einheimischer Arbeiter binnen weniger Monate die ersten Gebäude hoch. Breite Fluchten, teils aus Kopfsteinpflaster und mit Namen wie „Kaiser-Wilhelm-Ufer“ oder „Prinz-Heinrich-Straße“, führen bald vorbei an Prachtbauten und Fachwerkhäusern mit roten Ziegeldächern und Fensterläden. Es gibt einen modernen Handelshafen, ein Elektrizitätswerk, eine Post, mehrere Schulen, sogar eine Brauerei. An der Uferpromenade reihen sich Villen wie an der Ostsee. Und die Deutschen beginnen mit dem Bau einer Eisenbahnlinie, die ihre Kolonie mit der Provinzkapitale verbinden soll. Tsingtau (heute Qingdao) nennen sie ihre neue Stadt – nach dem Ort, der zuvor dort stand.

Doch die Idylle trügt. Kiautschou ist ein gewaltiges Zuschussprojekt. Und die von den Kolonialherren selbstherrlich proklamierten angeblichen Vorzüge deutscher Lebensart erreichen die meisten Chinesen kaum. Bis auf einige Diener der Deutschen dürfen die Einheimischen nur in speziellen Vierteln leben. In den ersten Jahren gibt es dort keine moderne Kanalisation, keine Trinkwasserleitungen wie im europäischen Stadtgebiet. Auch gilt für sie nicht das deutsche Recht, drohen Prügelstrafen. Eine umfangreiche „Chinesenordnung“ regelt das städtische Leben. Demnach dürfen Einheimische etwa nach neun Uhr abends nur auf die Straße, wenn sie eine brennende Laterne tragen. Laut einer anderen amtlichen Vorgabe ist es Rikscha Fahrern verboten, während der Fahrt nach Knoblauch zu riechen. Besonders schwer wiegen Maßnahmen beim Bau der Eisbahnstrecke: Die Invasoren zerstören Grabstätten und vertreiben die Bauern, ohne sie angemessen für ihr Land zu entschädigen.

Wie in anderen Kolonien wächst Unzufriedenheit und Zorn. In der Umgebung von Kiautschou sammeln sich Ende des Jahrhunderts junge Landbewohner, die sich den Namen „Faustkämpfer für Recht und Einigkeit“ geben, von Ausländern kurz „Boxer“ genannt. Die Bewegung breitet sich über weite Teile Nordchinas aus und entfesselt im Frühsommer 1900 einen offenen Aufstand: Tausende „Boxer“ marschieren nach Peking, um die ausländischen Mächte, die dort über diplomatische Vertretungen verfügen, aus der Hauptstadt zu vertreiben.

Die Kolonialmächte kennen nur eine Antwort: Sie stellen Expeditionstruppen zusammen. Wilhelm II. schickt 20 000 Deutsche in den Kampf. Bei der Verabschiedung in Bremerhaven am 27. Juli hält er eine flammende Ansprache, die als „Hunnenrede“ berühmt wird: „Kommt ihr vor den Feind, so wird er geschlagen. Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht.“

Zwar treffen diese deutschen Truppen erst nach der Niederschlagung der Rebellion in China ein. Doch in den folgenden Wochen beteiligen sie sich an Strafexpeditionen, plündern, vergewaltigen, massakrieren Zivilisten – die Worte Wilhelms, hier werden sie grausame Wirklichkeit.

Ausgerechnet Kiautschou bleibt von den Kämpfen weitgehend unberührt. Im deutschen Hoheitsgebiet geht das Leben ohne große Vorkommnisse weiter. Und als China im Winter 1912 vom Kaiserreich zur Republik wird, ziehen sogar um ihre Geschäfte fürchtende Kaufleute und Angehörige der gestürzten Dynastie in die Enklave, weil die chinesischen Revolutionäre im deutschen Pachtgebiet keinen Einfluss haben. Für die Eliten lockern die Deutschen die strikte Trennung der Wohnviertel. Wohlhabende Chinesen spielen im Tennisclub zusammen mit Europäern, studieren gemeinsam an der mittlerweile gegründeten Hochschule. Für die anderen Einheimischen ändert sich jedoch wenig: Sie werden von den Deutschen weiter als Menschen zweiter Klasse behandelt.

Dennoch leben 1913 fast 200 000 Chinesen in Kiautschou (auch da hier die Löhne höher sind als im Umland) – neben rund 4300 Deutschen. Mehrmals kommen hochrangige Besucher aus deren Heimat, etwa der Bruder Wilhelms II., Prinz Heinrich. Der Kaiser selbst besucht seine Vorzeigekolonie nie. Vielleicht weil er eine tiefe Abneigung hegt. Kaum jemand benutzt wohl so oft den rassistischen Begriff „gelbe Gefahr“ und meint damit vor allem das Reich der Mitte. ◇

Die Chinesen sollen von deutschen Errungen- schaften profitieren. Doch die Wirklichkeit sieht anders aus



DEM HAFEN VON TSINGTAU (hier beim Ausbau um 1904) kommt eine besondere Bedeutung zu: Er ist eisfrei, im Hinterland gibt es reiche Kohlevorkommen – ideale Bedingungen für einen Flottenstützpunkt in Asien. Nicht zuletzt deswegen untersteht Kiautschou als einzige Kolonie des deutschen Kaiserreichs der Reichsmarine und nicht dem Auswärtigen Amt

1900

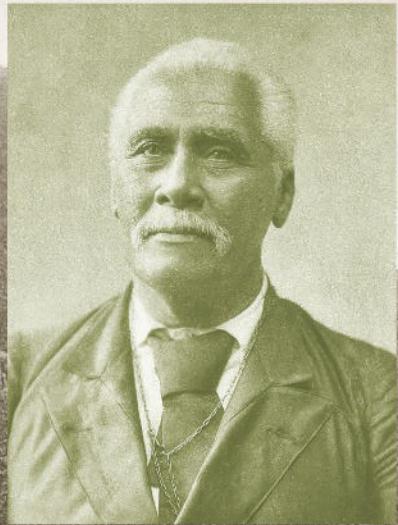
Deutsch-Samoa

DER SÜDSEE

Wilhelm Solf gehört zu jener Handvoll von Beamten, die das eigentliche Fundament des deutschen Kolonialreichs bilden: den Gouverneuren. Doch bei der Verwaltung von Samoa wählt er ab 1900 einen ganz eigenen Weg. Solf setzt auf Verständnis für die einheimische Kultur. Unangefochten bleibt seine Herrschaft dennoch nicht

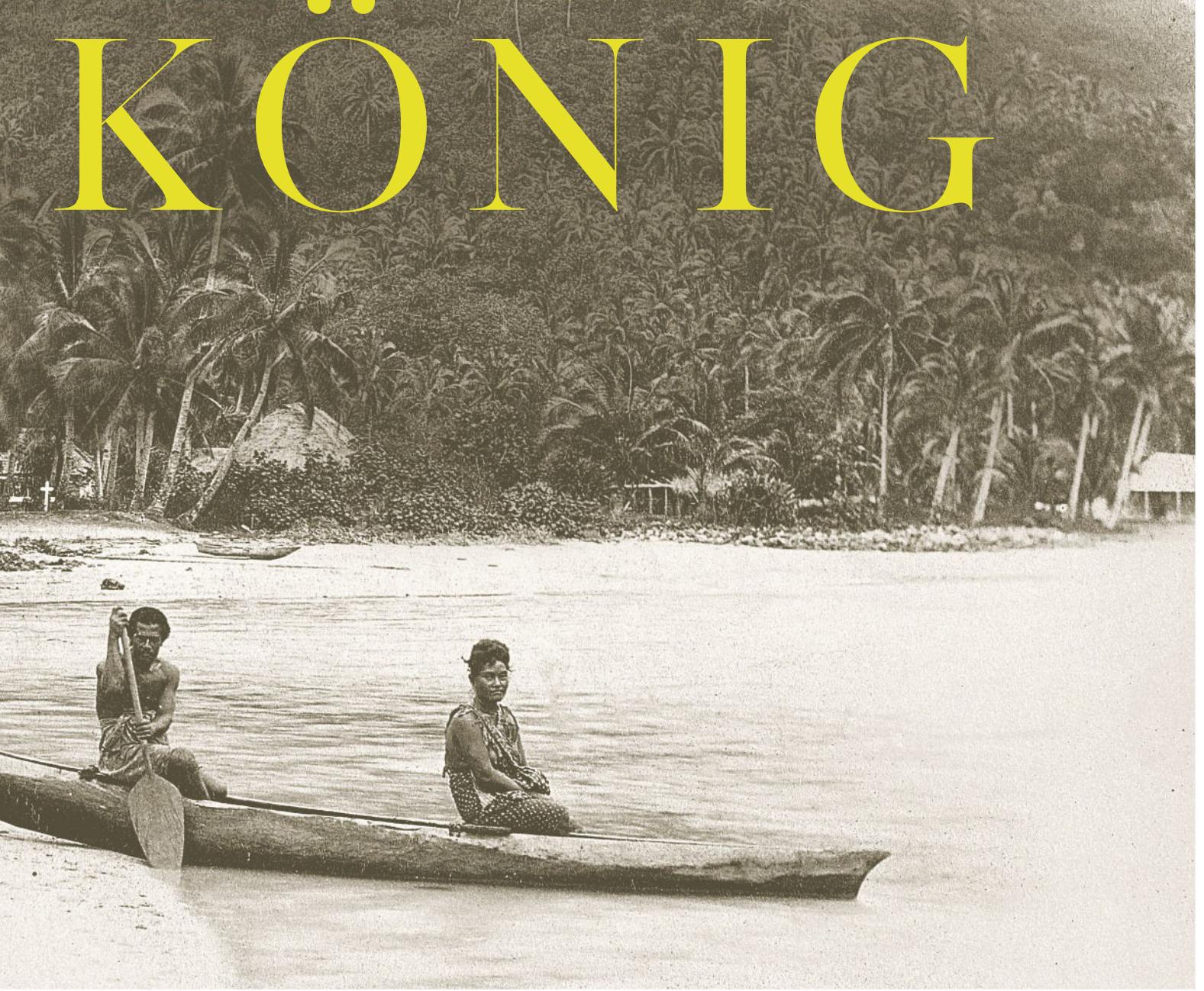
JAHRZEHNTELANG streiten fremde Mächte um Samoa. 1899/1900 wird der Archipel schließlich geteilt. Die Deutschen beherrschen fortan den Westteil mit den beiden größten Inseln, die USA bekommen die östlichen Eilande (Strand auf Tutuila, Amerikanisch-Samoa)





ZWEI UNGLEICHE MÄNNER
bestimmen im frühen 20. Jahrhundert die Geschicke von
Deutsch-Samoa: Dr. Wilhelm Solf
(links), ein Berliner Bildungs-
bürger, und der Einheimische
Mata'afa Josefo, den die Kolonial-
herren zum »Ali'i Sili« ernannt
haben – zum »hohen Herrn«

KÖNIG



A

TEXT: Joachim Telgenbücher

LS DER ALLMÄCHTIGE TAGALOA den Himmel von der Erde getrennt hatte, schickte er seinen Sohn, den Vogelgott Tuli, hinab, um das noch blanke Land mit Kletterpflanzen zu bedecken. Das Grün wucherte wie geheißen, die Blätter fielen zu Boden und verwandelten sich in wurmartige Geschöpfe. Aus ihnen formte Tagaloa die ersten Menschen. Doch er schenkte den von ihm geschaffenen Wesen nicht nur Arme und Hände, Köpfe und Herzen, sondern auch eine göttliche Rangordnung, die sie fortan mit einem heiligen Ritual immer wieder von Neuem bekräftigten.

Deutsch-Samoa, ein Tag im Jahr 1909. In Apia, dem Hauptort dieser kaiserlichen Kolonie im Südpazifik, haben sich die führenden Familienoberhäupter der Inseln eingefunden, um sich zu beraten. An Tagaloa glaubt niemand mehr von ihnen, zumindest offiziell: Ein Neuankömmling, der Gott der Christen, hat den einheimischen Schöpfer schon ein gutes halbes Jahrhundert zuvor abgelöst. Ihre alten Bräuche aber pflegen die Samoaner weiter.

Vor dem Versammlungsort, einem gewaltigen palmenblättergedeckten Dach auf Stelzen, sitzen zwei junge Frauen mit überkreuzten Beinen. Ihre Oberkörper sind unbekleidet, Korallenketten ruhen auf ihrer Brust. Die eine wacht über eine große flache Schüssel, die mit einer trüben, gelblichen Flüssigkeit gefüllt ist. Die andere hält einen Becher aus einer polierten halben Kokosnuss in ihren Händen.

Diese beiden Samoanerinnen spielen eine Hauptrolle bei der wichtigsten Zeremonie der Inselbewohner. Denn sie bereiten das Kava-Getränk vor, das die versammelten Großen gleich, vor ihren Beratungen, zu sich nehmen werden – ein bitteres Gemisch aus Wasser und zerstoßenen Pflanzenteilen des Rauschpfeffers. Wer es trinkt, verspürt ein wohliges Gefühl der Entspannung.

Als das Gebräu fertig ist, nimmt ein junger Mann, dessen Hüfte und Oberschenkel über und über mit geometrischen Mustern tätowiert sind, den Kokosnussbecher mit der Flüssigkeit und präsentiert ihn dem mächtigsten Anführer in der Hütte. Der greise Mata'afa Josefo darf als Erster vom Kava kosten. Jahrzehntelang schon prägt der Mann mit dem grauen Schnurrbart und dem durchdringenden Blick die Geschicke seiner Heimat. Nach ihm nehmen auch die anderen Anwesenden nacheinander einen Schluck – exakt so, wie es die ausgefeilte Rangfolge unter ihnen gebietet.

Derweil beobachtet ein schwitzender Europäer dieses Schauspiel. Ungeachtet der tropischen Hitze trägt er Hut und dunklen Anzug. Sein Gesicht ist füllig, die Haut leicht gerötet. Alles an ihm vermittelt, dass er nicht hierhergehört. Und doch: Dieser Mann ist der wahre Herrscher über diesen Teil Samoas. Für seine Untertanen, zu denen auch die indigenen Großen gehören, ist er der „Kovana Kaisalika“, Stellvertreter ihres „Tupu Sili“, ihres höchsten Herrn, Kaiser Wilhelm II., der im mehr als 15 000 Kilometer entfernten Deutschland residiert.

Seine Landsleute kennen ihn dagegen als Dr. Wilhelm Solf. Er zählt zu jener Handvoll Männer, die das eigentliche Fundament des deutschen Kolonialreichs bilden: den Gouverneuren. Sie verfügen über eine Machtfülle, wie sie kaum noch ein Monarch in Europa besitzt. Sie sind oberste Gesetzgeber, Richter und Befehlshaber in einer Person, und weil ein Brief aus Berlin trotz Eisenbahnen und Dampf-

SAMOANER bauen ein traditionelles, palmenblättergedecktes Haus. Die fertige Dachkonstruktion ruht auf Stelzen, der Innenraum hat keine Wände

JUNGE FRAUEN wie diese spielen eine Hauptrolle bei einem der wichtigsten Rituale der samoanischen Kultur: der Kava-Zeremonie. Dabei wird ein Getränk aus Pflanzenteilen des Rauschpfeffers zubereitet



schiffen mehrere Monate unterwegs ist, sind sie de facto kaum von der kaiserlichen Regierung zu kontrollieren.

Dennoch aber können die Gouverneure Seiner Majestät ihre Kolonien nicht nach Gutdünken verwalten. Sie alle sind unzähligen Zwängen unterworfen. Ihnen fehlen schlicht die Soldaten, Beamten und finanziellen Mittel, um ihren Willen auch im letzten Winkel ihres Territoriums durchzusetzen. Aus dieser Schwäche ziehen die Statthalter des Kaisers – je nach Charakter und persönlicher Überzeugung – ganz unterschiedliche Konse-



quenzen. Viele greifen zur Härte, um die indigene Bevölkerung durch brutale Exempel einzuschüchtern, andere wiederum wählen die Kunst der Kooperation, binden lokale Potentaten in die Verwaltung ein.

Niemand von ihnen geht dabei so weit wie Wilhelm Solf. In einer außergewöhnlichen Kombination aus Macht-kalkül und Neugier auf die einheimische Kultur regiert er seine Kolonie nach samoanischer Art – oder zumindest nach dem, was er dafür hält. Deshalb besteht er unter anderem darauf, dass jede Versammlung mit den Anführern in seinem Herrschaftsbereich mit der traditionellen Kava-Zeremonie beginnt. Deshalb wird ihm Mata'afa Josefo zu einem wichtigen, wenngleich schwierigen Partner an der Macht.

Elf Jahre lang herrscht Solf wie ein Südseekönig über Samoa, auch wenn

ihm dieser Titel natürlich nie verliehen wird. Es ist die Karriere eines Außenseiters, der erst am anderen Ende der Welt seine wahre Bestimmung findet. Wie alle kolonialen Statthalter spielt er seine Rolle in einem Unterdrückungssystem. Und doch: Solfs politisches Gespür, das er auch in Krisen immer wieder beweist, macht ihn zu einer Seltenheit unter den deutschen Kolonialbeamten.

Zu einem Gouverneur ohne Blut an den Händen.

SCHON SEINE HERKUNFT unterscheidet Wilhelm Solf von den meisten seiner Amtskollegen in Kamerun, Togo oder Ostafrika. Er ist kein geborener Machtmensch, kein Offizier, kein Adeliger, sondern ein begabter Geisteswissenschaftler. Ein Bildungsbürger. Solfs Vater hat es als Unternehmer zu Wohlstand gebracht, seine Mutter stammt aus einer traditionsreichen Gelehrtenfamilie. Willy, wie ihn seine Eltern und Geschwister rufen, kommt im Jahr 1862 in Berlin zur Welt. Nach dem Abitur studiert er in der Reichshauptstadt, Kiel, Göttingen und Halle, vertieft sich in die Werke der großen Philosophen. Doch bald schon packt ihn jene Kraft, die sein weiteres Leben bestimmen wird: Begeisterung für ferne Länder, vor allem für den als mysteriös-exotisch verklärten Orient und den weiteren Osten. Solf lernt Sanskrit, Urdu und Persisch; 1886 legt er seine Dissertation über ein Liebesgedicht aus dem Indien des 11. Jahrhunderts vor.

Ganz im Geist seiner Zeit meldet sich der Jungwissenschaftler danach zur Armee. Allerdings endet sein Wehrdienst wegen einer Fußverletzung schon

WIE EIN ZEPTER hält dieser hochgestellte Anführer einen aus Palmblättern geflochtenen Fächer in seiner Hand. Die soziale Rangordnung in Samoa ist extrem ausgefeilt, eine starke Zentralmacht oder gar Könige, wie sie die Europäer kennen, gibt es vor deren Einflussnahme aber nicht



nach zwei Monaten wieder mit der Entlassung – ein Makel im militärverliebten Kaiserreich. Er zieht sich in die vertraute Welt der Bücher zurück, arbeitet eine Weile in der Kieler Universitätsbibliothek. Doch letztlich ist das Fernweh stärker.

Solf geht nach London, in die Herzkammer des größten Weltreichs der Geschichte, verbessert sein Englisch, knüpft zugleich Kontakte zum Auswärtigen Amt in Berlin. Mit Erfolg: 1888 bietet man ihm den Posten als Sekretär und Übersetzer im deutschen Generalkonsulat in Kalkutta an, der Hauptstadt von Britisch-Indien. Solf sagt zu.

Die weite Reise zu seinem künftigen Arbeitsplatz wird zu einem Erweckungserlebnis. Bei einem Zwischenstopp in der Hafenstadt Colombo im heutigen Sri Lanka zeigt sich Solf wie berauscht von den Eindrücken. Er

MIT IHREN BOOTEN, hier ein Kriegskanu, fahren die Samoaner problemlos

übers offene Meer, treiben Handel zwischen den Inseln. Doch deren Schätze locken auch ausländische Kaufleute an – vor allem die Früchte der Kokospalmen



habe eine Schönheit kennengelernt, von der er sich nicht hätte vorstellen können, dass sie auf Erden existiere, schreibt er.

Seine wenig glamouröse Aufgabe in Kalkutta erfüllt er mit dem Pflichtbewusstsein eines preußischen Beamten. Nebenbei erkundet er die koloniale Gesellschaft, gewinnt dank seines Charmes selbst die als reserviert geltenden Briten für sich und verkehrt bald in ihren elitären Kreisen, aber auch unter hochgestellten Indern. Der nach einigen Monaten ernannte neue Generalkonsul jedoch, ein Adeliger, hält wenig von dem belesenen Bürgersohn, der weder Offiziersrang noch aristokratische Abstammung vorzuweisen hat. Entsprechend schlecht behandelt er ihn. Frustriert und von Krankheiten gequält, kehrt Solf im Winter auf 1891 nach Deutschland zurück und reicht sein Abschiedsgesuch ein.

Was nun? Seinen Traum von einer Karriere in den Kolonien will Solf nicht aufgeben. Obwohl er mittlerweile auf die 30 zugeht, beginnt er Jura zu studieren, weil er sich dadurch bessere Chancen erhofft. Nachdem Solf alle Examen bestanden hat, erlangt er tatsächlich eine Stelle in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, wird im Frühling 1898 als Bezirksrichter nach Deutsch-Ostafrika entsandt.

In seiner neuen Rolle lernt Solf, was es heißt, eine Kolonie zu verwalten. Das alles bestimmende Prinzip ist die Ungleichheit zwischen Europäern und Afrikanern – auch vor Gericht. Der Richter fällt auf, weil er die Weißen härter bestraft, als es seine Kollegen tun. Der Grund: Solf orientiert sich an den Maßstäben, die er aus der Heimat kennt, und nicht an den kolonialen Gepflogenheiten.

Bald jedoch sitzt er immer seltener auf der Richterbank, berät stattdessen den Gouverneur Eduard von Liebert, etwa bei Verhandlungen mit den Briten über den Grenzverlauf zwischen ihren jeweiligen Kolonien. Vermutlich ist Liebert auch derjenige, der Solf empfiehlt, als dieser im Herbst 1898 für ein Amt in einer ganz anderen Weltgegend ins Gespräch gebracht wird. Sein neuer Dienstort heißt Samoa.

RUND 4000 KILOMETER NORDÖSTLICH VON AUSTRALIEN erheben sich 18 bewaldete Inseln aus dem Südpazifik. Dem Mythos zufolge erschuf Tagaloa sie einst, damit sein Sohn Tuli, in Vogelgestalt zur Erde gesandt, einen Platz hat, um auszuruhen. In Wahrheit haben unterseeische Vulkane den Archipel aufgetürmt.

Europäische Seefahrer steuerten Samoa zum ersten Mal im Jahr 1722 an. Mit an Bord war der Rostocker Carl Friedrich Behrens. Von ihm stammt eine der frühesten Beschreibungen der Samoaner. Diese seien „die hübschesten und allerartigsten Menschen“, die er „in der ganzen Südsee“ gesehen habe.

Doch erst im Laufe des 19. Jahrhunderts geriet die Inselgruppe wirklich in den Fokus der *papalagi*, der Fremden. Englische Missionare bekehrten die Einheimischen binnen weniger Jahre zum Christentum. 1855 erschien die erste komplette Bibel in der samoanischen Sprache. Zwei Jahre später errichtete die Hamburger Firma Godeffroy & Sohn einen Stützpunkt in einem Küstendorf namens Apia auf einer der beiden großen Inseln im Westen des Archipels. Ihren Vertretern ging es nicht um das Seelenheil der Bewohner, sondern um ihre Kokosnüsse, aus denen sich ein begehrtes Öl gewinnen lässt.

Der Handel blühte auf, und die deutschen Geschäftemacher übertrafen noch die Briten und US-Amerikaner, die hier ebenfalls aktiv waren. Um ihre wirt-

schaftlichen Interessen zu fördern, mischten sich die Ausländer immer stärker in die Belange der Samoaner ein – mit verheerenden Folgen. Denn die politische Ordnung auf den Inseln, dominiert vom ständigen Wettstreit um Titel und Prestige, durchdrangen die Fremden nicht. Stattdessen verfingen sie sich in einem Wirrwarr von einheimischen Autoritäten.

Eine überregionale Zentralgewalt, einen Monarchen im europäischen Sinne, gab es damals auf Samoa nicht. Die Stützen der Gesellschaft waren die Oberhäupter der Großfamilien: die *matai*. Die besonders einflussreichen Redner unter ihnen, die *tulafale* („Sprecher-Chefs“), standen an der Spitze von zwei mächtigen Konföderationen verschiedener Inselbezirke: *tumua* und *pule*. Die Sprecher-Chefs kontrollierten auch die Vergabe der vier höchsten Titel, die ein Samoaner auf sich vereinen konnte und die ihm, zumindest nominell, den Anspruch auf Oberhoheit verliehen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entbrannte auf Samoa ein heftiger Kampf um diese höchsten Würden. Vor allem zwei Familien stritten miteinander. Dieser komplizierte samoanische Bruderzwist wurde durch die Anwesenheit der Fremden verschärft. Erst griffen nur die vor Ort aktiven ausländischen Firmen in die Ränke ein, verkauften etwa Waffen an die Samoaner, doch wie anderswo auch folgte dem Handel bald staatliche Macht. In den 1880er Jahren entsandten Briten, Amerikaner und Deutsche eigene Schiffe und Truppen – eine Art kolonialer Stellvertreterkrieg entspann sich.

Weil mehrere Mächte um Samoa rivalisierten, konnte keine von ihnen eine echte Kolonialherrschaft über die Inselgruppe errichten. Stattdessen versuchten Briten, US-Amerikaner und Deutsche die einheimischen Gruppen in ihrem Sinne zu manipulieren – auch durch militärischen Druck. Dabei leitete sie eine zutiefst europäische Vorstellung: Sie wollten ein mächtiges, übergreifendes Königtum auf Samoa etablieren, das dort traditionellerweise in dieser Form ja gar nicht existierte.

Nach längerem, hin und her wogendem Konflikt akzeptierten im Herbst 1887 die britische und die US-Regierung widerwillig die Absetzung ihres Favoriten Malietoa Laupepa und die Erhebung des deutschen Kandidaten auf das Königsamt: Tupua Tamasese Titimaea (die mächtigen Samoaner hatten sich mittlerweile dem monarchischen Konzept europäischer Art angenähert, weil sie sich eine Rangerhöhung erhofften). Doch kaum wähnte sich dieser am Ziel, da erwuchs ihm ein neuer, unabhängiger Konkurrent: Mata'afa Josefo, jene prägende Gestalt der folgenden Jahrzehnte. Der Versuch der Deutschen, seine Anhänger zu überwinden, endete im Dezember 1888 in einem Desaster. 17 deutsche Marineinfanteristen wurden getötet, ihre Leichen teils enthauptet.

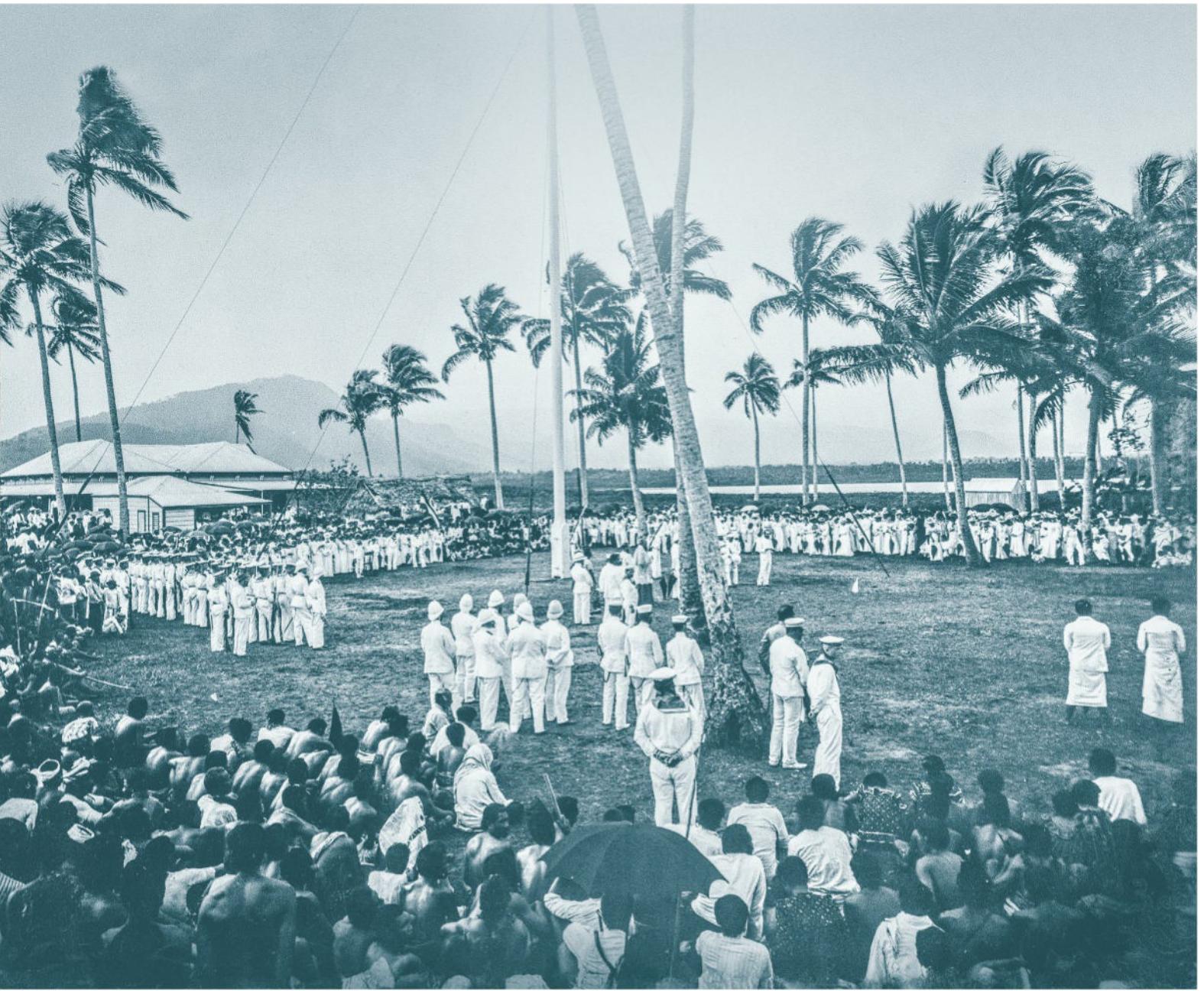
Mata'afa Josefo schien nun wie der sichere Sieger. Doch er irrte sich. Denn im fernen Berlin schlossen Deutsche, Amerikaner und Briten im Juni 1889 einen Vertrag, in dem sie ganz Samoa zu einem von ihnen gemeinsam verwalteten Protektorat erklärten. Auf dem Papier blieb die Inselgruppe unabhängig, in Wahrheit aber stand sie fortan unter ausländischer Kontrolle dreier Mächte. Zum König in diesem Marionettenstaat machten die neuen Herren weder Tupua Tamasese Titimaea noch Mata'afa Josefo, sondern als Kompromisskandidaten erneut Malietoa Laupepa. Mata'afa Josefo wurde in die Verbannung geschickt, auf ein Atoll in den nördlich des Äquators gelegenen Marshallinseln, die das Deutsche Reich einige Jahre zuvor zum „Schutzgebiet“ erklärt hatte.



ALS GOUVERNEUR in Samoa gewährt Solf (2. Reihe links, rechts Mata'afa Josefo) den Einheimischen, sich selbst zu verwalten. Allerdings unter einer Bedingung: Er behält die unangefochtene Kontrolle

MIT DEM HISSEN der Reichsflagge im Hauptort Apia nehmen die Deutschen ihren Teil Samoas am 1. März 1900 offiziell in Besitz. Die Öffentlichkeit in der fernen Heimat jubelt

Ruhe kehrte ein. Doch als 1898 König Malietoa Laupepa starb, flammt der Bürgerkrieg wieder auf. Und ebenso zerbrach die Harmonie zwischen den drei Mächten, heftige Kämpfe, an denen sich auch ausländische Soldaten und Kriegsschiffe beteiligten, folgten. Briten, Amerikaner und Deutsche einigten sich schließlich auf eine gemeinsame Kommission, die über die künftige Ordnung zu beraten habe. In der Zwischenzeit sollte es keinen König geben. Insbesondere Mata'afa Josefo, den ausgerechnet die Deutschen wieder auf die Inseln zurückgeholt hatten, sah sich dadurch



erneut um die Thronfolge gebracht, von einer kleinen Gruppe „böser weißer Männer“ um die Macht betrogen, wie er in einem Brief schreibt. Doch er musste sich dem Diktat der Fremden beugen, die mit den Kanonen ihrer Kriegsschiffe drohten.

Mitten in dieser angespannten Situation geht Wilhelm Solf am 4. Mai 1899 in Apia an Land.

DAS AMT, DAS SOLF ANTRITT, könnte auf den ersten Blick kaum unscheinbarer sein. Der Deutsche ist anfangs lediglich Präsident der Munizipalität von Apia – eine Art Bürgermeister der europäisch-amerikanischen Gemeinde auf der Hauptinsel Upolu. Trotzdem wird sich sein Wechsel als bedeutsamer Karriereschritt erweisen.

Denn in der deutschen Öffentlichkeit nimmt Samoa längst einen Stellenwert ein, der die wahre Bedeutung der Inselgruppe bei Weitem übersteigt. Nicht nur weil das Deutsche Reich hier schon seit Jahren mit den anderen Kolonialmächten offen rivalisiert, sondern auch weil die „Perle der Südsee“ sich besonders gut zur

Verklärung eignet. So betrachten viele Deutsche die fernen Eilande, Heimat von kaum 40 000 Menschen, als den ersehnten „Platz an der Sonne“ par excellence. Ein vermeintliches Paradies, bevölkert von „edlen Wilden“, die von den Untertanen von Wilhelm II. auf einer „Völkerschau“, die ab 1895 durch Deutschland tourt, wie Zootiere begafft werden.

Umso größer ist der Jubel im Reich, als sich die Großmächte ein halbes Jahr nach Solfs Ankunft in Samoa auf eine endgültige Regelung einigen: Die Briten – durch den Krieg gegen die

Buren in Südafrika gefordert – verzichten auf ihre Ansprüche, die USA erhalten den östlichen Teil des Archipels, der Westen mit den zwei größten Inseln aber geht an die Deutschen.

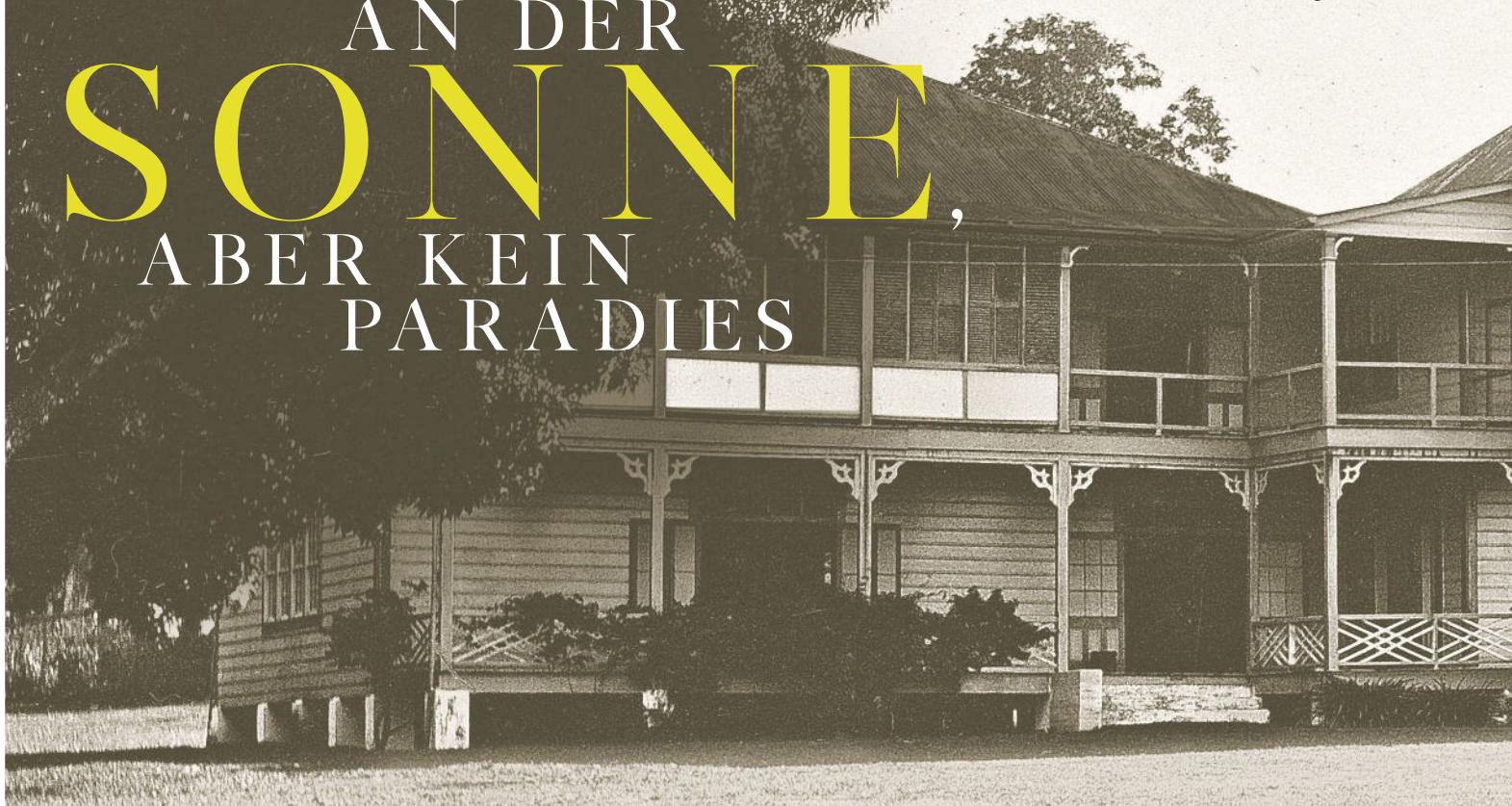
Plötzlich ist Solf in einer günstigen Position. Er besitzt nicht

nur die nötigen Qualifikationen, um die neue Kolonie als Gouverneur zu verwalten, er ist auch direkt vor Ort. Und tatsächlich: Am 1. März 1900 hisst Solf als Chef der Kolonialregierung in einer feierlichen Zeremonie eigenhändig das schwarz-weiß-rote Banner des Deutschen Reichs in Apia.

Mata'afa Josefo, der sich zuvor mit deutscher Hilfe beinahe zum Herrscher von ganz Samoa aufgeschwungen hatte, glaubt zunächst, dass Solf die Macht mit ihm teilen wird. Doch der neue Gouverneur hat andere Pläne. Dabei lässt er sich von einer Überzeugung leiten, die so gar nicht zu einem Unterdrückungssystem wie dem Kolonialismus zu passen scheint. „Zeit und Güte und Gerechtigkeit“, so schreibt Solf nach Berlin, seien „die besten Regierungsmittel in Samoa“.

Die Samoaner sind für ihn große Kinder, die der Erziehung und liebevoller Anleitung bedürfen. Sich selbst sieht er als strengen, aber verständnisvollen Vater, der seine Schutzbefohlenen zu zivilisierten Menschen formt. So teilt auch Solf die Lebenslüge aller Kolonialbeamten, dass sie den unterworfenen Völkern bei aller Härte einen Dienst erweisen. Wahr ist aber auch: Anders als viele der europäischen Siedler, die auf Samoa leben, will er die Einheimischen nicht von ihrem Land vertreiben und ihre Kultur zerstören. Solf, der studierte Orientalist, hat durchaus Respekt für indigene Lebensweisen und will sie so weit wie möglich bewahren. Nur das „Schlechte, Barbarische und Dumme“ müsse „ausgemerzt“ werden. Diesen trotz allem überheblichen Blick stellt er nie in Frage.

EIN PLATZ AN DER SONNE, ABER KEIN PARADIES



Immerhin: Um die Samoaner vor Ausbeutung und Verdrängung zu schützen, ergreift Wilhelm Solf bald eine ganze Reihe von Maßnahmen. Der Gouverneur schränkt die Einwanderung ein, erschwert Europäern und anderen Fremden den Kauf von samoanischem Land, befreit die angestammten Bewohner von der in anderen Kolonien verbreiteten Arbeitspflicht. Und er stellt auch sicher, dass die Einheimischen nicht indirekt – zum Beispiel durch Überschuldung – in Abhängigkeit geraten können. So verbietet er etwa Glücksspiel und den Verkauf von Alkohol an Samoaner. Die Kritik der deutschen Siedler vor Ort und der kolonialen Lobby im fernen Reich nimmt er in Kauf.

Doch Solfs Respekt für das Fremde hat enge Grenzen. Der Statthalter des Kaisers in der Südsee mag kein Sozialdarwinist sein, der den gnadenlosen Überlebenskampf der Völker predigt, aber ein Rassist ist er trotzdem. Mehrfach warnt er vor einer „Verkanakerung“, Verbindungen zwischen Weißen und Einheimischen bezeichnet er als „geschmacklos“ und „unmoralisch“ (und verhängt in einer späteren Tätigkeit ein Verbot solcher „Mischehen“).

Am 14. August 1900 verkündet Solf, wie er sich die künftige Regierung der Insel vorstellt. In einer Ansprache an die versammelten *matai*, die samoanischen Anführer, erklärt er, dass nur er als Gouverneur die Macht habe, „im Land zu befehlen“. Es sei aber „nicht die Absicht der deutschen Regierung, euch zu zwingen, unsere Sitten und Gewohnheiten anzunehmen“.

DIE RESIDENZ der Gouverneure bei Apia hat ursprünglich der Schriftsteller Robert Louis Stevenson für sich errichten lassen. Der Autor der »Schatzinsel« stirbt 1894 in Samoa



Vielmehr sollen sich die Samoaner selbst verwalten – natürlich unter seiner „Aufsicht und Kontrolle“. In einem geschickten politischen Manöver hat Solf zuvor bereits Mata’afa Josefo zum „Ali’i Sili“ erklärt, zum „hohen Herrn“. Dieser Titel, der vorher nicht existierte, soll beeindruckend klingen. In Wahrheit aber ist für den Inhaber nur eine Position als Mittelsmann vorgesehen, der Entscheidungen des Gouverneurs an die ganze Schar von nachgeordneten lokalen Titelträgern weiterleitet – von den Bezirksoberhäuptern bis zum Familienvorsteher.

Die Selbstverwaltung, wie Solf sie einführt, ist nicht zuletzt seine Antwort auf das zentrale Dilemma, vor dem alle deutschen Gouverneure stehen: die Kluft zwischen ihrem Machtanspruch und ihren Machtmitteln. Angesichts ihrer begrenzten Möglichkeiten ist es nur klug, wenn die Einheimischen möglichst viel der Verwaltungsarbeit übernehmen. Das spart Geld – kein unwichtiger Punkt, ist das Kolonialreich doch für das ferne „Mutterland“ ein Zuschussgeschäft (die auf Samoa tätigen Firmen machen dagegen zum Teil beträchtliche Gewinne).

Um die Verwaltung zu finanzieren, führt Solf zusätzlich eine Kopfsteuer ein. Letztlich geht es ihm bei den Reformen darum, die Anführer der Samoaner zu Erfüllungshilfen der deutschen Politik zu machen, nicht zu souveränen Akteuren.

ZUNÄCHST scheint diese Strategie für ihn gut zu funktionieren. Solfs Renommee als kompetenter Kolonialbeamter wächst. Doch hinter der Fassade der Harmonie regt sich Widerstand unter den von ihm zunehmend entmachteten Inselgroßen.

Im Jahr 1903 verbannt Solf zwei lokale Anführer nach Deutsch-Neuguinea, weil sie ausgerechnet für den Rivalen Großbritannien Stimmung gemacht haben. Ein Jahr später sieht er sich dann mit einer gefährlichen Opposition konfrontiert. Und diesmal mischt auch Mata’afa Josefo mit. Denn auch wenn er sich mit der Herrschaft der Fremden abgefunden hat, völlig unterwerfen will er sich ihnen nicht.

Gemeinsam mit einem einflussreichen Sprecher-Chef namens Lauaki Namulau’ulu Mamoe nimmt ein um den „hohen Herrn“ versammelter Kreis von Anführern das wirtschaftliche Herz der Kolonie ins Visier: die „Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln“ (DHPG), die um 1880 aus der Firma Godeffroy hervorgegangen ist. Sie beherrscht den profitablen Handel mit Kopra, dem getrockneten Fleisch der Kokosnuss, und kann den samoanischen Bauern die Preise diktieren.

Diese Machtstellung wollen Mata’afa und seine Mitstreiter brechen: Sie planen eine Kooperative zu gründen, die die Ernte der Samoaner selbst vermarkten soll. Um das nötige Kapital dafür aufzubringen, lassen sie in den Dörfern Geld sammeln. Als Solf davon erfährt, verbietet er die Bewegung, die seinen Herrschaftsanspruch untergräbt.

Letztlich behält der Gouverneur in dem aufflammenden Konflikt die Oberhand, auch weil ein kaiserlicher Kreuzer als Drohkulisse vor der Küste vor Anker liegt. Der geschei-



EUROPÄISCHES PUBLIKUM beim Pferderennen in Apia: Nur ein paar Hundert Deutsche leben im kaiserlichen Herrschaftsgebiet, gegenüber rund 30 000 Samoanern (Foto ca. 1909)



terte Mata'afa Josefo und die anderen Großen führen vor Solfs Residenz ein traditionelles Bußritual durch. Schweigend und in kostbare Stoffe gehüllt, harren sie dort Stunden aus. Solf ignoriert die Geste und beschuldigt Mata'afa kurz darauf des Verrats. Doch er enthebt ihn nicht seines Amtes. Zu riskant scheint es Solf, ihn abzusetzen.

Stattdessen nutzt der Gouverneur die Gelegenheit, gegen die verbliebenen alten Machtstrukturen der Samoaner vorzugehen: die rivalisierenden Bezirkskonföderationen, *tumua* und *pule*. Sie beschuldigt er, für die anhaltende Unruhe in der samoanischen Elite verantwortlich zu sein. Bei einer Versammlung im August 1905 erklärt er sie für abgeschafft – und ersetzt zugleich auch die bislang dauerhaft bei Apia residierende Regierung der einheimischen Anführer um Mata'afa Josefo durch einen Rat, der nur zweimal im Jahr tagt.

Damit, so muss es Solf vorkommen, hat er die schwierigsten Kämpfe überstanden. Tatsächlich entwickelt sich die Kolonie für die Deutschen anschließend prächtig. 1906 weist sie erstmals eine positive Handelsbilanz auf, 1908 trägt sich auch die Verwaltung von Deutsch-Samoa finanziell selbst. Das ferne Reich muss kein Geld mehr zuschießen.

Im Januar desselben Jahres bricht der Gouverneur, mittlerweile 45 Jahre alt, zu einem Heimatbesuch auf. Sein Vater ist verstorben, dennoch wird die Reise für Solf eine freudige Wendung nehmen. Auf Samoa jedoch braut sich unterdessen erneut eine Krise zusammen. Es wird die größte seiner Amtszeit sein.

EIN SAMOANISCHER JUNGE, vielleicht ein Dienstbote, posiert mit einer deutschen Familie. Herrscher und Beherrschte kommen sich nah in der Südseekolonie. Viele Deutsche führen sogar Beziehungen mit Samoanerinnen – obwohl Gouverneur Solf dies strikt ablehnt

WIEDER IST ES Lauaki, der im Zentrum der Ereignisse steht. Er hat Solf nicht verziehen, dass dieser die Konföderationen abgeschafft hat. Während der Abwesenheit des Gouverneurs sammelt der Sprecher unter den Einheimischen Unterstützer für die Wiederrichtung der traditionellen samoanischen Allianzen. Wahrscheinlich hat ihn Mata'afa dazu ermutigt.

Am 22. November 1908 kehrt Solf nach Apia zurück. Mit dabei ist seine 25 Jahre jüngere Frau Hanna, die er in Deutschland kennengelernt und so gleich geheiratet hat. Eine große Menschenmenge aus Einheimischen und Deutschen heißt das Paar willkommen, Blumen und Wimpelketten schmücken die Häuser. Doch der harmonische Eindruck täuscht.

Lauaki und seine Anhänger planen bereits eine große Demonstration, um Solf, dem „Kovana Kaisalika“, eine Petition zu übergeben. Dessen Stellvertreter hat die Zusammenkunft zwar verboten, aber Lauaki bricht trotzdem nach Apia auf. Im Januar 1909 lagert er mit Tausend seiner Männer in einem Dorf nahe der Stadt. Kriegsgefahr liegt in der Luft.

Da beschließt Solf, dass nur er persönlich den Samoaner zum Einlenken bewegen kann. Er will ihn in seinem Quartier aufsuchen und überreden, die Waffen niederzulegen.

Am 18. Januar 1909 stehen sich die beiden Männer gegenüber. Lauakis Krieger haben ihre Gesichter und Körper geschwärzt. Immer wieder ertönen Kampfschreie, die sie für den Ernstfall einüben. Der Einheimische schiebt bei der Unterredung die Schuld für die Krise Mata'afa zu, den Solf zu dem

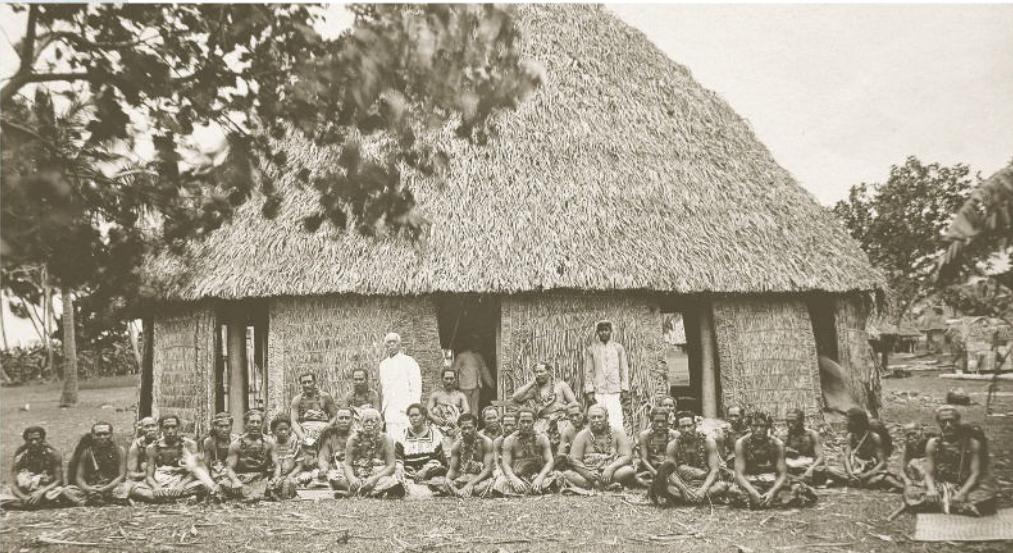


Treffen mitgenommen hat, der Gouverneur wiederum beschimpft Lauaki als Feigling. Dennoch geht die Begegnung friedlich zu Ende.

Die Spannung aber löst es nicht. Nach einiger Zeit fordert der Gouverneur Kriegsschiffe und militärische Verstärkung an. Als diese sechs Wochen später endlich in Samoa eintreffen, fühlt sich Solf stark genug, Lauaki ein Ultimatum zu stellen. Er soll sich mit seinen Männern ergeben. Und tatsächlich: Im April 1909 besteigt Lauaki ein Schiff, das ihn, seine Mitstreiter und ihre Familien in die Verbannung auf den inzwischen zu Deutsch-Neuguinea gehörenden Marianen bringt. Seine Heimat wird er nie wiedersehen.

DER BEGABTE REDNER Lauaki Namulau'ulu Mamoe, ein einflussreicher Anführer der Einheimischen, wagt 1909 die Machtprobe, droht dem Gouverneur gar mit Krieg. Doch am Ende setzt sich Solf durch – ohne einen Tropfen Blut zu vergießen

DER »HOHE HERR« im Kreise seiner Berater. Bis zu seinem Tod im Jahr 1912 hat Mata'afa Josefo den Titel »Ali'i Sili« inne. Danach wird dieser von den Deutschen nicht mehr vergeben



Mata'afa Josefo indes schonen die Deutschen wieder. Der „hohe Herr“ stirbt 1912 im Alter von etwa 80 Jahren. Der Posten des Ali'i Sili bleibt nach seinem Tod unbesetzt. Solf hat triumphiert – und das ohne einen Blutstropfen vergossen zu haben. Doch den Sieg verdankt er letztlich nicht seinem besonderen Gespür für die einheimische Bevölkerung, sondern dem kalten Stahl der Kriegsschiffe.

Ein paar Monate nach dem Ende der Krise bringt Hanna Solf in Apia eine Tochter zur Welt. Die Eltern nennen das Mädchen So'aemaleagi, in der Kurzform Lagi, was auf Samoanisch so viel wie Himmel bedeutet. Auch Solfs Untertanen feiern die Geburt, erklären das Neugeborene zur *taupou* von ganz Samoa. Zu einer jener Frauen, deren Aufgabe es unter anderem ist, das Kava-Getränk vorzubereiten. Malt er sich in dem Moment aus, dass auch seine Tochter irgendwann an der heiligen Zeremonie teilnehmen wird? Vielleicht. In jedem Fall verrät die für einen deutschen Amtsträger höchst ungewöhnliche Namenswahl, dass sich der Gouverneur – auf seine Art – Samoa sehr nahe sieht, ja sich dort zu Hause fühlt. Dass er bereit ist, die Dinge anders zu machen als seine Amtskollegen.

Dennoch wird Solfs Lebensweg bald von den Inseln fortführen. Seine Arbeit in Samoa verhilft ihm zu einem abermaligen Karrieresprung, er wird Staatssekretär im Reichskolonialamt in Berlin (was einem Minister für die Kolonien entspricht), später kurzzeitig auch Leiter des Auswärtigen Amtes und in der Weimarer Republik Botschafter in Japan. In Samoa allerdings wird man ihn nicht vergessen. Auch nicht nach seinem Tod im Jahr 1936.

Auf die Unabhängigkeit müssen die Bewohner der Inselgruppe indes noch lange warten. Erst 1962 entlassen die Neuseeländer, die Deutsch-Samoa im Ersten Weltkrieg kampflos eingenommen und danach verwaltet haben, das Land in die Souveränität. Seither feiern die Samoaner jedes Jahr am 1. Juni ihre politische Selbstbestimmung – mit Paraden, Ansprachen, aber auch mit einem Ritual, das die Jahrzehnte der kolonialen Fremdherrschaft erfolgreich überdauert hat: der Kava-Zeremonie. ◇

LITERATURTIPPS

PETER J. HEMPENSTALL,
PAULA TANAKA MOCHIDA
»The Lost Man – Wilhelm Solf in German History«
Biografie, die auch Solfs spätere Karriere nicht außer Acht lässt (Harrassowitz).

MATT FITZPATRICK
»A Pacific Power – Liberal Imperialism in German Samoa«

Aktuelle, gut geschriebene Darstellung der deutschen Kolonialherrschaft (OUP).



Lesen Sie auch
»Deutsch-Neuguinea: Im Land der Geister und Ahnen«
(aus GEOEPOCHE Nr. 97) auf
www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Als erster Gouverneur von Deutsch-Samoa (1900–1911) führt Wilhelm Solf ein für koloniale Verhältnisse ungewöhnliches Regiment.

So respektiert er einheimische Bräuche und kooperiert eng mit lokalen Machthabern, denen er Teilhabe an der Verwaltung einräumt. Letztlich beruht aber auch seine Herrschaft auf Waffengewalt – selbst wenn Solf sie nie wirklich einsetzen muss.

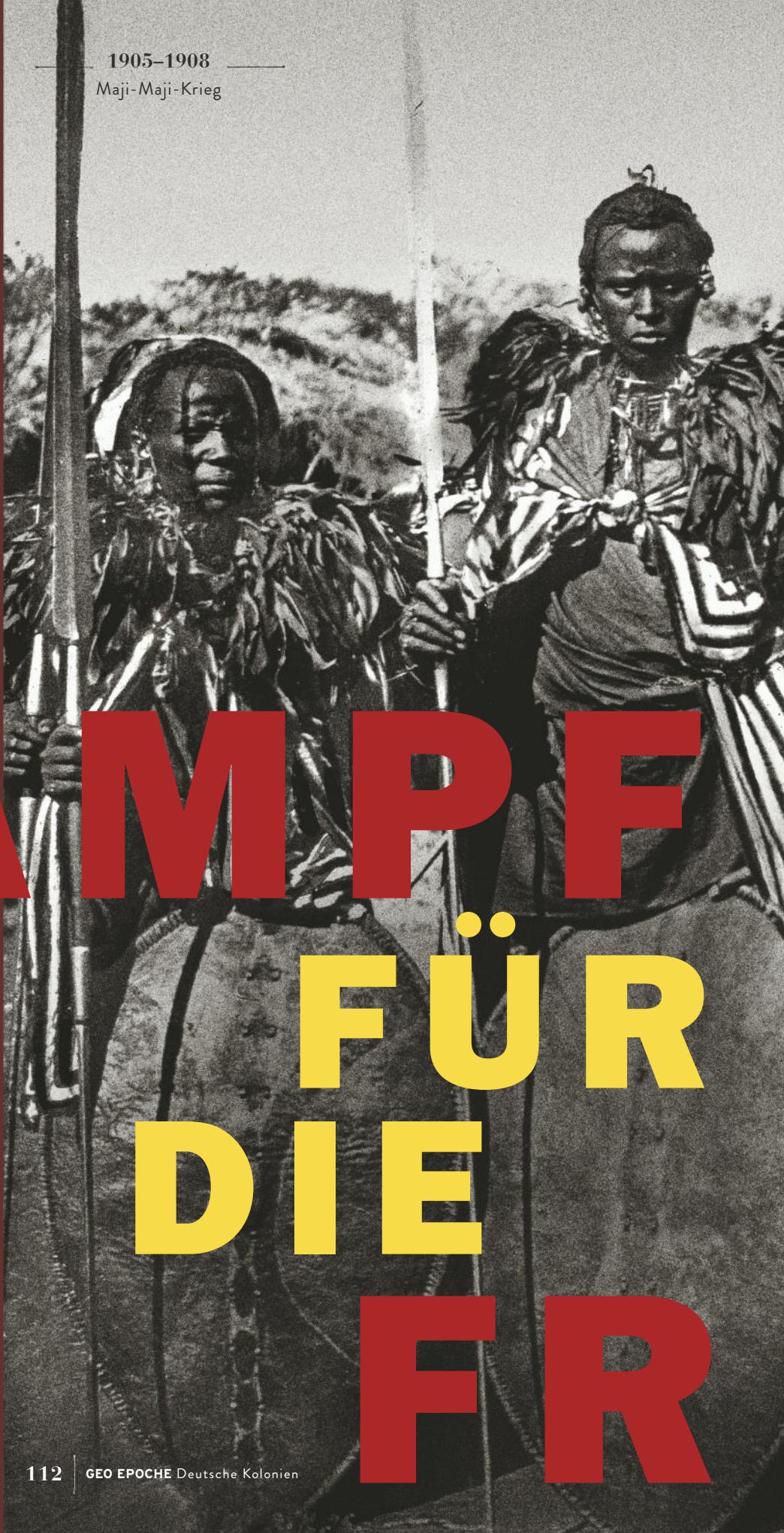
1905–1908

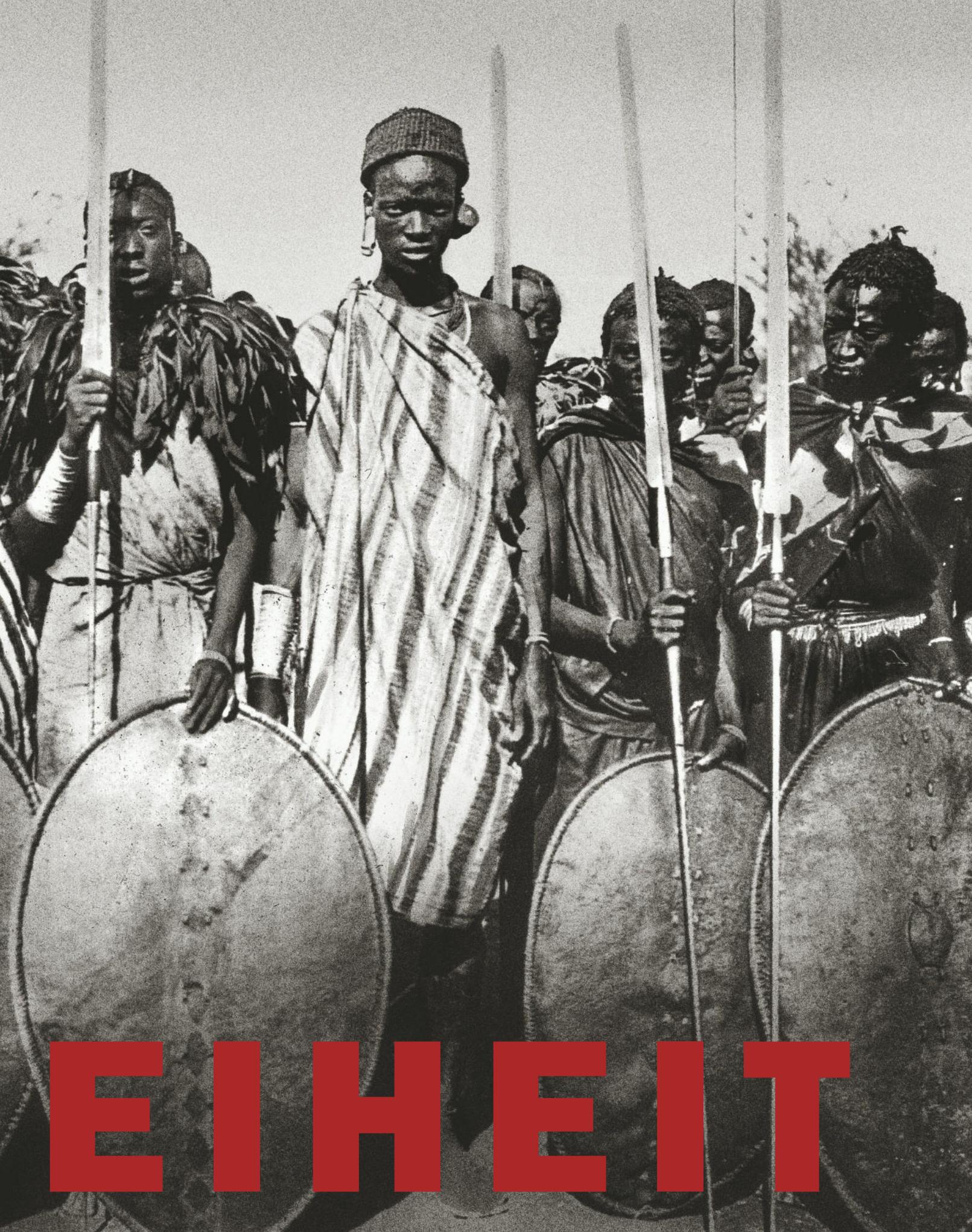
Maji-Maji-Krieg

Befeuert vom Glauben an ein magisches Wasser, *maji*, erheben sich in Ostafrika ab 1905 zahlreiche Volksgruppen gegen die Herrschaft der Deutschen. Deren Reaktion auf den Aufstand ist brutal: Die Region wird Schauplatz des blutigsten Krieges der deutschen Kolonialgeschichte

KRIEGER von mehr als 20 ostafrikanischen Ethnien ziehen in den Kampf gegen die Deutschen. Viele sind mit nicht mehr als Speeren und Schilden bewaffnet, wie sie diese Massai tragen

KAMPF FÜR DIE FR





EINHEIT

S

TEXT: *Reymer Klüver*

SIE WISSEN, WAS SIE TUN. Kaskaden dumpfer Schläge erfüllen das Tal zwischen den von Akazien bestandenen Höhenzügen. Noch vor Sonnenaufgang rufen die Trommeln die Krieger herbei. Speere und Schilder in den Händen, ziehen sie in der klaren Morgenluft durch brusthohes Gras, in dichter Marschkolonne einen Pfad hinauf zur Baumwollplantage von Nandete, einem Weiler in den Matumbi-Bergen. Auf Geheiß der Deutschen haben die Menschen aus dem Dorf die Felder anlegen und beackern müssen. So wie es auch in anderen Gegenden des weiten Landes der Fall ist. Seit Kurzem sind hier in Nandete die ersten weißen Watteblüten zu sehen.

Stille senkt sich über die Truppe. Die Männer haben sich Gebinde von Hirseähren um die Stirn geschlungen, manche tragen ein kleines Fässchen aus Bambus um den Hals. Ernst treten ihre Anführer nun an den Rand eines der Baumwollfelder. Und reißen gemeinsam, mit beschwörenden Formeln auf den

Lippen, drei Pflanzen aus der staubigen Erde. Drei, nicht mehr, nicht weniger.

Das ist die Kriegserklärung.

Ihre Kriegserklärung an den fernen Kaiser und sein Reich, an die Deutschen, die sie gezwungen haben, die Baumwolle zu pflanzen, und die sich zu Herren in ihrem Land aufgeschwungen haben, das die Fremden Deutsch-Ostafrika nennen. Ihre Kriegserklärung an jene, die ihren Alltag umstürzen, ihnen Steuern abpressen, die sie schikanieren und misshandeln und die nun sogar, vier Tage ist es her, Soldaten geschickt haben, um ihren spirituellen Anführer festzunehmen.

„Askaris“ genannte Söldner haben den Heiler Kinjikitile Ngwale aus seinem Haus nicht weit von hier gezerrt und in Ketten ins Gefängnis gebracht. Ihren Propheten! Er hat ihnen von der Macht des *maji* gekündet und von der Kraft, die dieses mit etwas Hirse abgekochte Wasser birgt. Manche tragen es in den Bambusfässchen wie ein Amulett um den Hals.

FREMD bleibt die kultische Welt Ostafrikas den Deutschen. Etwa der verbreitete Glaube an Geister, die auf das Leben der Menschen einwirken, wie ihn auch die Nandi (rechts) auf dem Gebiet des heutigen Kenia teilen





RHYTHMISCHE SCHLÄGE RUFEN DIE KRIEGER HERBEI

TROMMELKLANG untermauert den rituellen Tanz eines Indigenen auf dem Territorium von Deutsch-Ostafrika. Im Süden der Kolonie erwächst um 1905 eine Bewegung, die vom Groll auf die Unterdrückung durch die Deutschen genährt wird: der Maji-Kult



TIEF VERHASST
sind die Deutschen
bei den Einhei-
mischen, die
für die Kolonial-
herren etwa
unentgeltliche
Fronarbeit leisten
müssen. Diese
Gruppe liefert das
von ihr gewonnene
Kautschuk ab



MÜHSAM ziehen Männer einen auf Schienen laufenden
Lastenwagen einen Berg hoch – beaufsichtigt von einem deutschen
Kolonialbeamten und dessen einheimischen Helfern



„Maji“ bedeutet in Swahili, der Sprache, die man in ganz Ostafrika versteht, eigentlich nichts weiter als Wasser. Dem Maji aber, das Kinjikitile ihnen darreicht, soll ein Zauber innewohnen. Mit seiner Hilfe, das hat der Heiler erklärt, werden sie die Deutschen verjagen. Die Kugeln der Fremden können ihnen nichts mehr anhaben, sie werden auf ihrer Haut abperlen wie Regentropfen. Im Vertrauen auf Kinjikitiles Vision schlagen nun die ersten Kämpfer los. Sie werden einen Sturm entfesseln.

Denn mit dem kleinen Baueraufstand im Morgen- grauen des 20. Juli 1905 beginnt eine Erhebung, die binnen weniger Wochen den gesamten Süden des heutigen Tansanias erfasst und über Jahre andauern wird: der nach dem wunderträchtigen Wasser benannte Maji-Maji-Krieg.

Mehr als 20 Volksgruppen werden sich daran beteiligen, Clans von den feuchtheißen Küstengebieten bis zum Hochland der ostafrikanischen Seen. Sie sprechen unterschiedliche Sprachen, pflegen eigene Traditionen, verehren verschiedene Götter. Aber der revolutionäre Kern der Maji-Botschaft befeuert alle gleichermaßen: Wenn sie zusammenstehen, können die Menschen der Region das Joch der fremden Herren sprengen.

Und so ziehen sie in ein episches Ringen um Freiheit – dem jedoch Hunderttausende zum Opfer fallen werden. Gemessen an der Zahl der Toten unter der einheimischen Bevölkerung ist der Maji-Maji-Aufstand und seine Niederschlagung der mit Abstand blutigste Krieg in einer deutschen Kolonie, verheerender noch als der Feldzug kaiserlicher Truppen gegen die Herero und Nama im Südwesten Afrikas, der sich als völkermörderisches Vernichtungswerk ins Menschheitsgedächtnis eingebrannt hat.

Hier wie dort aber steht am Anfang der Kämpfe ein ebenso einfacher wie schwerer Entschluss: die Zumutungen der Fremdherrschaft nicht mehr hinzunehmen, aufzugehen.



SEIT DER GRÜNDUNG IHRER KOLONIE in den 1880er Jahren haben die Deutschen in Ostafrika – wie im Prinzip überall in ihrem Kolonialreich – ein Regime der Gängelung und Gewalt errichtet. Paradoxe Weise aus einer Position der Schwäche: Acht bis zehn Millionen Menschen leben damals in der Region (die großteils

dem heutigen Tansania entspricht, zudem noch Ruanda und Burundi umfasst). Das Aufgebot an Verwaltungsbeamten, aber auch an Sicherheitskräften, mit denen die Kolonialherren das gewaltige Territorium und seine Bevölkerung kontrollieren, ist dagegen verschwindend klein. Im Süden, dem späteren Aufstandsgebiet, allein fast so groß wie das heutige Deutschland, sind nur knapp 600 Soldaten stationiert, neben abgeordneten Truppen aus dem Kaiserreich in der Mehrheit jene Askaris, afrikanische Söldner, die die Deutschen etwa im Sudan oder in Mosambik angeworben haben. Dazu kommen noch rund 450 einheimische Polizeikräfte.

Um die enorme personelle Schwäche ihres Herrschaftsapparats zu kompensieren und die Menschen dennoch einzuschüchtern, regieren die Deutschen mit brutaler Gewalt. Auspeitschungen für kleinsten Vergehen sind alltäglich, etwa wenn Einheimische angeblich zu langsam arbeiten. Gefangene werden in Ketten gelegt, Hinrichtungen finden in aller Öffentlichkeit statt, Leichen bleiben zur Abschreckung einfach liegen.

Die Askaris sind gefürchtet wie böse Geister. Von den Kolonialherren bewaffnet und instruiert, fallen sie in kleinen Trupps in die Dörfer ein. Sammeln Steuern, stehlen Eier und Hühner, verschleppen junge Männer zur Zwangsarbeit, vergewaltigen Frauen. Wo ihnen Widerstand entgegenschlägt, sie ihn auch nur vermuten, zünden sie Hütten an, brennen Siedlungen nieder. Die Deutschen und ihre Helfer sind bald tief verhasst im Land.

Bisweilen demonstrieren die Kolonialherren ihre militärische Überlegenheit bei öffentlichen Schießübungen, führen die ungeheure Zerstörungskraft ihrer Maschinengewehre vor, aus denen die Kugeln „wie Hirsekörner“ herausplatzen, so die Beobachtung eines Einheimischen: „Innerhalb einer Minute war alles, was grün gewesen war, braun geworden. Der Wald und das Gras waren verschwunden.“

Diesen Todesmaschinen haben die Menschen vor Ort nichts entgegenzusetzen. Ihre wichtigsten Angriffswerkzeuge sind noch immer Speer, Pfeil und Bogen. Zwar haben sich auch Feuerwaffen schon zu Hunderttausenden im Land verbreitet, aber es handelt sich dabei zumeist um veraltete Vorderladergewehre, kein Vergleich zu den MGs und Repetiergewehren der Besatzer und ihrer Truppen.

Dennoch fügen sich die Menschen Ostafrikas keinesfalls leicht. Bereits 1888, vier Jahre nach Eintreffen der ersten Deutschen, entbrennt eine Revolte unter den Bewohnern der Küste entlang des deutschen „Schutzgebietes“. Die kriegerischen Hehe erheben sich 1891.

Im Land der Matumbi begehen im Jahr 1897 die Menschen auf (der Aufstand wird „Kürbiskrieg“ genannt, weil die Einheimischen anfangs auch Feldfrüchte als Wurfgeschosse einsetzen).

Die Kolonialherren reagieren mit brachialen Vergeltungszügen, die sie als „Strafexpeditionen“ bezeichnen; allein zwischen 1891 und 1897 streifen mehr als 60 Trupps durch die Region, töten Tausende. Erklärtes Ziel ist es, möglichst viel Furcht und Schrecken zu verbreiten, damit „die Bevölkerung vor Unruhen zurückscheut“, wie es ein Kolonialoffizier kalt formuliert.

Doch trotzdem regt sich immer neuer Widerstand.

Es kommt zu Protesten gegen die unentgeltliche Fronarbeit, die alle einheimischen Männer leisten müssen, etwa beim Bau von Verwaltungshäusern, Straßen, Eisenbahnen oder auf Plantagen. Auch in ihren Kolonien in Südwestafrika, in Togo und Kamerun zwingen die Deutschen die Menschen zum Arbeitsdienst und reagieren mit Auspeitschungen selbst auf kleinste oder nur eingebildete Verfehlungen.

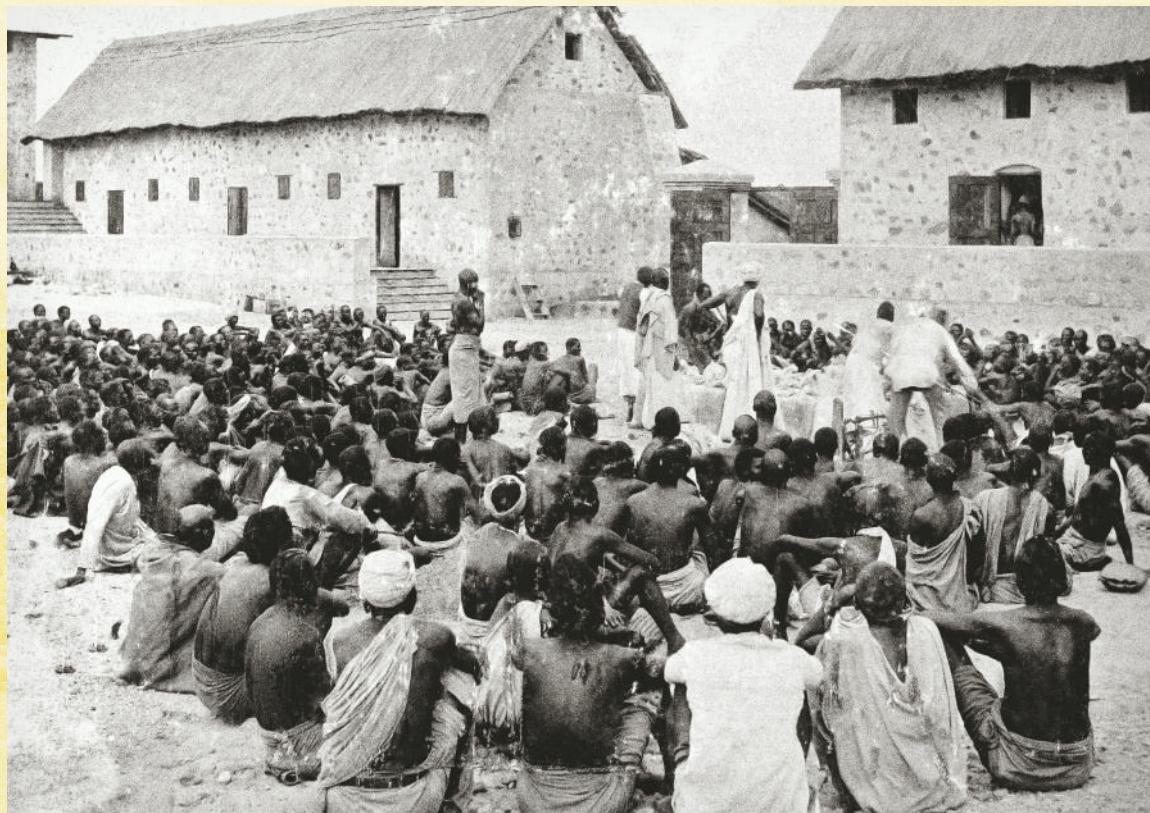
Proteste gibt es gegen den erzwungenen Baumwollanbau. Ortschaften müssen die Pflanzen, die von den neuen Herren erst ins Land gebracht wurden, weil die Fasern in Europa so begehrt sind, auf ihren Feldern für den Export kultivieren. Theoretisch sollen die Ernteerträge auch der Dorfgemeinschaft zugutekommen. Aber die Zahlungen werden erst

fällig, wenn die Baumwolle ein Jahr später in Hamburg verkauft worden ist. Wer kann das schon kontrollieren?

Proteste entbrennen auch gegen Jagdverbote, die die Deutschen erlassen, weil sie zum Beispiel Elefanten schützen möchten oder die traditionellen Jagden auf wilde Schweine untersagen, obwohl die Tiere die Felder der Einheimischen zerstören.

N

NICHT ZULETZT WEHREN SICH DIE MENSCHEN gegen die von den Kolonialherren eingeforderten Abgaben. Von 1897 an wird eine Hüttensteuer erhoben, gemäß der jede Familie drei Rupien pro Jahr in bar entrichten muss (was damals in etwa dem Lohn eines Hamburger Hafenarbeiters für zwei Tage entspricht). Da die meisten Dorfbewohner jedoch nur für den Eigenbedarf anbauen und jeglichen Handel als Tauschgeschäft abwickeln, verfügen die wenigsten über Geld. Um es zu bekommen, müssen sie sich bei den Deutschen verdingen, etwa auf den Anwesen der kleinen Zahl von Siedlern, wo ein ähnlich drakonisches Regiment herrscht wie bei der Zwangsarbeit.



DIE DEUTSCHEN
treiben in Ost-
afrika rigoros
Steuern ein. Hier
warten Menschen,
die Reis gebracht
haben, auf das
Wiegen ihrer
Abgabe (1905)



DIE DEVISE DER DEUTSCHEN: MÖGLICHST GROSSE FURCHT VERBREITEN

KLEIN ist die »Kaiserliche Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika«, doch sie verfügt über moderne Waffen – hier eine Abteilung mit Maschinengewehr

GEWALT durch das Kolonialregime ist alltäglich. »Askaris«, afrikanische Söldner, schüchtern Einheimische im Auftrag der Deutschen systematisch ein (Schießübung, 1910)



WO WIDERSTAND AUFKEIMT, fallen die Handlanger brandschatzend und mordend über die Bevölkerung her. Diese beim Reinigen von Gewehren fotografierten Askaris dienen den Kolonialherren als Polizisten



Nach 1900 führt die Kolonialverwaltung zwei neue Abgaben ein, die die Last noch verschärfen: die sogenannte Pombe-Taxe, eine Steuer auf selbst gebrautes einheimisches Bier, sowie statt der Hütten- nun eine ebenfalls drei Rupien zählende Kopfsteuer, die den zu leistenden Betrag pro Familie deutlich erhöht.

Doch sind es nicht allein die handfesten Zumutungen, die unerbittlich eingetriebenen Steuern, die Entbehrungen und die Gewalt, die Widerstand provozieren. Tribute und Abgaben kennen die Menschen durchaus, einige Gruppen sind früher zudem von anderen einheimischen Gemeinschaften beherrscht worden. Es ist auch der Gestus der Kolonialherren und ihrer Handlanger, ihr zutiefst überhebliches und rücksichtloses Verhalten in so gut wie jedem Moment, bei fast jedem Kontakt, der die Einheimischen allmählich in einen großen Aufstand treibt. Mit einem Anflug von Selbstkritik notiert ein deutscher Missionar, man müsse erst lernen, die Einheimischen „als Menschen und nicht als Vieh zu behandeln“.



EINES TAGES IM JAHR 1904, inmitten der Trockenzeit, zwischen Juni und Oktober, verschwindet ein Mann in den Matumbi-Bergen spurlos aus seinem Dorf: Kinjikitile Ngwale, wohl mittleren Alters, eine stattliche Erscheinung mit langen, schwarz wogenden Haaren, meist gekleidet in einen Kanzu, ein weißes Gewand, das bis zum Boden reicht.

Kinjikitile ist als Heiler für die Gesundheit seiner Gemeinschaft zuständig, behandelt Patienten mit Kräutern, Wurzeln und anderen Naturmitteln. Aber Männer wie er kennen nicht nur die Kräfte der Natur. Ihnen wird auch die Fähigkeit zugeschrieben, Kontakt zu den Geistern der Verstorbenen aufzunehmen, die nach dem Glauben der Menschen Ostafrikas Macht über die Lebenden haben, Krankheit oder Wohlbefinden beeinflussen.

Als weise gilt Kinjikitile, verfügt über hohes Ansehen. Seinen Status mag noch mehren, dass er sich gegen jene wendet, die bösen Zauber betreiben. Wer sich diesen sogenannten Hexern widersetzt, ihren zerstörerischen Blick nicht fürchtet, muss selbst ein Mann sein, der über mächtige magische Kräfte gebietet.

Doch nun ist Kinjikitile verschwunden. Einige wollen noch beobachtet haben, wie er in der Frühe mit seinem hellen Rock im dunklen Wasser eines Teiches untergegangen ist. Die Dorfbewohner sind beunruhigt. Am nächsten Morgen aber taucht der Heiler plötzlich wieder auf, sein Kanzu makellos und trocken. Und er berichtet von einer Begegnung mit dem Geist Hongo.

Kinjikitile schildert die Vision, die er diesem Treffen verdanke. Er prophezeit seinen Zuhörern reiche Ernten, Löwen, die zahm würden. Er verspricht ein Leben ohne Hunger, Seuchen und Not, die Geburt einer heilen Welt. Einer Welt, vor allem, ohne Fremdherrschaft.

Sie müssten sich nur, erklärt er seinem Publikum, auf die Kraft des Maji verlassen, dessen Zauber Hongo ihm anvertraut habe. Das Wasser, mit etwas Hirse eine gewisse Zeit über Feuer gesiedet, werde sie unverwundbar machen. Man könne es trinken, in Fässchen um den Hals hängen oder auf Kopf und Brust trüpfeln. Die Wirksamkeit dieses Zaubers beweisen muss Kinjikitile nicht. Die Menschen glauben ihm einfach.

Spätere Forscher werden das, was Kinjikitile in diesem Moment erschafft, eine spirituelle Erweckungsbewegung nennen. Bald verbindet der Heiler seine Verheißungen mit konkreten Verhaltensregeln, moralischen Vorschriften: Kriegen ist Geschlechtsverkehr verboten, sobald sie sich dem Maji-Zauber anvertrauen. Sie dürfen nicht an Hexer-Ritualen teilnehmen, auf Feldzügen nicht plündern. Sogar Essensregularien erlässt der Heiler: Erbsen und Erdnüsse sind tabu, wohl weil ihre Form an Gewehrkugeln erinnert.

Und Kinjikitile geht offenbar nicht davon aus, dass sich die neue Zeit von selbst einstellen wird. Er plant den bewaffneten Kampf. In seinem Gehöft in den Bergen errichtet er eine Opferstelle für die Ahnen, die Pilger anzieht und so zu einer Art Organisationszentrum wird. Teils mehr als 100 Kilometer weit reisen die Menschen – darunter viele Dorfälteste und Clanchefs, wichtige Führungspersonen im Leben der Einheimischen – für eine Audienz beim Meister. Der führt die Besucher nachts in die Geheimnisse des Maji-Kultes ein, lässt junge Männer, ebenfalls im Schutz der Dunkelheit, exerzieren und Kampfformationen einüben.

Die Pilger kehren mit Maji-Behältern in ihre Heimat zurück, tragen das Zauberwasser und seine Verheißungen weiter. Kinjikitile schickt zudem Boten aus, die seine Lehren propagieren.

Wie ein Feuer im Busch verbreitet sich die Botchaft des Heilers so im gesamten Süden der Kolonie. Bald reicht das Netzwerk von Maji-Anhängern vom Indischen Ozean im Osten bis zum Malawi-See im

Westen, über eine Entfernung von gut 500 Kilometern. Kinjikitile lenkt die Bewegung nicht zentral, aber sein Widerstandsgeist inspiriert und leitet die Menschen. In immer größerer Zahl.

Die Deutschen bemerken die Untergrundaktivitäten etwa ein Jahr lang nicht. Zu weit entfernt ist die Kolonialverwaltung vielerorts von den Siedlungen der Einheimischen, zu wenig genaues Verständnis bringen die Fremden mit für die Menschen in der Kolonie. Irgendwann jedoch muss wohl ein Informant Bericht erstatten, die Bedrohung für das Regime in eindringlichen Worten nahelegen. Denn plötzlich, am 16. Juli 1905, wird Kinjikitile, der „Oberzauberer“, wie ihn der Gouverneur Deutsch-Ostafrikas, Gustav Adolf von Götzten, nun nennt, verhaftet.

Es ist wie ein Startsignal für die Anhänger. In ihrem Kerngebiet, in den Matumbi-Bergen, beschließen die ersten loszuschlagen, wohl auch, weil nun die aufrührerischen Absichten kaum noch geheim zu halten sind. Bereits vier Tage nach Kinjikitiles Festnahme marschieren die Krieger zur Baumwollplantage von Nandete. Das Herausreißen der drei Pflanzen ist nur der symbolische Auftakt. Anschließend verwüsten die Kämpfer die gesamte Plantage.

Die Kolonialherren ahnen nicht, dass dies der Anfang eines blutigen Krieges ist. Der örtliche Verwaltungschef der Deutschen schickt zunächst nur eine kleine Strafexpedition aus. So wie sie es immer machen,

wenn irgendwo Widerstand aufflackert: Die Hilfssoldaten sollen die Aufrührer ergreifen, ein paar Hütten abbrennen, vielleicht einige Männer zur Sühne ihrer Unbotmäßigkeit für den Arbeitsdienst rekrutieren. Doch diesmal kommt es anders.

A

ALS DAS KLEINE KONTINGENT in Nandete eintrifft, treten ihnen Hunderte Bewaffnete in den Weg. Die Handlanger der Deutschen sind hoffnungslos unterlegen und fliehen – verfolgt von den Maji-Kriegern, die den Trupp schließlich stellen. Der Amtmann der Deutschen muss am 28. Juli die Region verlassen.

Offenbar durch Boten informiert, ziehen zur selben Zeit in weitem Umkreis einheimische Kämpfer los, um die fremden Herren überall zur Flucht zu bewegen. Zwei Tage später wird der erste Deutsche, ein Siedler, erschlagen. Maji-Krieger überfallen Orte an der Küste, plündern die Häuser von Händlern, die mit den Deutschen kooperieren. Binnen einer Woche hat sich der Aufstand um fast 100 Kilometer ausgeweitet. Am 4. August 1905 verurteilen die Deutschen Kinjikitile

IN KETTEN GELEGT – die schwerste Form der Freiheitsstrafe in der Kolonie – plagten sich diese Männer um 1900 beim Bau einer Straße





EINE STRAFEXPEDITION WIRD ZUM ZÜNDFUNKEN DES AUFTANDS

HINRICHTUNGEN finden zur Abschreckung in aller Öffentlichkeit statt. Dieses Bild zeigt ein Opfer des deutschen Kolonialregimes, aufgeknüpft an einem Baum (1880er Jahre)

EIN KRIEGSTANZ
in Deutsch-Ost-
afrika. Ab 1904
schwört dort ein
charismatischer
Heiler namens
Kinjikitile Ngwale
die Bevölkerung
auf den Wider-
standskampf ein –
mittels eines
Kultes, in dem
der Glaube an ein
zauberstärtiges
Wasser, *maji*,
eine zentrale
Rolle spielt



1905 BEGINNT DER MAJI-MAJI-AUFSTAND. Doch gegen
das Geschützfeuer der Deutschen – hier eine Gruppe Askaris
während einer Übung – sind die Einheimischen chancenlos



nach kurzem Prozess wegen Aufstachelung zur Rebellion zum Tode. Kurz vor seiner Hinrichtung verkündet der Heiler seine letzte Prophezeiung: Zu sterben, so sagt Kinjikitile unter dem Galgen, mache ihm nichts aus. Seine Medizin, das Maji, wirke längst. Bis nach Mahenge werde sich der Aufstand ausbreiten, das sehe er. Mahenge ist eine Siedlung tief im Landesinneren – und Standort der größten deutschen Garnison abseits der Küste.

Die Kolonialherren haben offenbar darauf spekuliert, dass die Tötung des spirituellen Anführers die Erhebung beendet, zumindest bremst. Doch sie täuschen sich. Mitte des Monats stürmen Krieger die Militärstation von Liwale. Es ist der erste deutsche Posten, der fällt. Die von einem Unteroffizier geführte Besatzung wird getötet.

Spätestens jetzt erkennt der Gouverneur der Kolonie das Ausmaß des Aufstands. Er telegrafierte nach Berlin, fordert militärische Verstärkung an. Derweil wächst die Erhebung unaufhörlich. Am 30. August 1905 beginnen Maji-Krieger den Sturm auf Mahenge, die Prophezeiung Kinjikitiles wird Wirklichkeit.

Tausende Einheimische umzingeln die Festung inmitten der hügeligen Savanne. Der deutsche Kommandeur hat vor den geweißten Mauern Schützengräben ausheben und Stacheldrahtverhause anlegen lassen. Büsche und Bäume haben die Soldaten gerodet, um freies Schussfeld für die zwei Maschinengewehre zu haben, die auf einem Holzgerüst postiert sind. Selbst Entfernungsmarkierungen sind an den Bäumen der Umgebung angebracht, damit die Schützen die Reichweite ihrer Gewehre besser schätzen können.

Die Angreifer, bewaffnet mit Speeren und veralteten Gewehren, geschützt nur durch hölzerne Schilder, rennen in dicht geschlossenen Reihen gegen das MG-Feuer an, so wie sie es zuvor trainiert haben. Eine Chance haben sie kaum. Sie fallen „wie die Ameisen“, wird es später in der mündlichen Überlieferung der Einheimischen heißen.

Um wettzumachen, dass sie schlechter bewaffnet sind, greifen die Aufständischen von mehreren Seiten gleichzeitig an. Doch auch das führt nicht zum Erfolg. Mitunter können die Kämpfer ihre Reihen 15 Minuten lang unter MG-Feuer geschlossen halten – um dann doch zurückgeschlagen zu werden. Unzählige Tote bleiben zurück. „Der Fanatismus der angreifenden Kräfte ist recht außergewöhnlich“, wird ein katholischer Missionar, der in der Festung Zuflucht gesucht hat, nach Deutschland berichten.

Nur einmal schaffen es rund 30 Krieger, die Festung zu erreichen, „die Tapfersten der Tapferen“, wie

der Missionar schreibt. Sie schleudern Behälter mit Maji gegen die Umfriedung – ehe auch sie von den Verteidigern niedergeschossen werden.



MAHENGE LIEFERT EINE BITTERE LEHRE: Selbst die treuesten Anhänger des Maji-Kultes erkennen, dass das Wasser zwar ihre Widerstandskraft und ihren Kampfgeist gegen die Eindringlinge aus Europa gestärkt haben mag, dass sein Schutzauber aber nicht wörtlich zu verstehen ist. Und so ziehen die Aufständischen auch einen militärischen Schluss. Fortan vermeiden sie offene Kämpfe und verlegen sich auf eine Guerillataktik, im Vertrauen auf ihre hervorragende Kenntnis des Terrains. Die kommenden Monate ziehen sie in kleinen Gruppen durch die Savanne, versuchen einzelne Trupps der Deutschen in Hinterhalte zu locken.

Nicht alle Volksgruppen und Dorfgemeinschaften aber machen mit, und auch nicht alle haben sich überhaupt der Erhebung angeschlossen. Die Hehe zum Beispiel, deren Aufstand die Deutschen bereits ein Jahrzehnt zuvor gewaltvoll niedergeschlagen hatten, bleiben neutral; zu nah ist für sie die Erinnerung an die Brutalität der Kolonialmacht. Manche Einheimische haben engere Verbindungen zu den Eindringlingen, etwa zu europäischen Missionaren, aufgebaut. Oder sie wollen lukrative Handelsbeziehungen zu den Deutschen oder den mit ihnen verbündeten Händlern nicht aufs Spiel setzen. Und selbst bei den Gruppen, die sich der Erhebung angeschlossen haben, sind nicht alle Dorfgemeinschaften freiwillig dabei. Denn viele Dorfälteste wissen: Bekennen sie sich zum Maji-Kult, riskieren sie eine Bestrafung durch die Kolonialherren.

Wer sich jedoch dem Aufstand verweigert, muss die Rache der Maji-Krieger fürchten. Männer, die ohne die typischen Insignien, Fässchen-Amulett oder Hirsegebinde auf dem Kopf, angetroffen werden, würden mit dem Speer durchbohrt, drohen die Sendboten der Bewegung (Frauen nehmen sie aus, weil die traditionell nicht in den Krieg ziehen). Oft bleibt den Zaudernden nur, sich doch den Guerillakriegern anzuschließen – oder mit ihren Familien in andere Regionen zu ziehen.

Mit dem Eintreffen zweier Militärschiffe aus Übersee im Herbst 1905 wendet sich der Verlauf des

Krieges endgültig. Infanteriekontingente der kaiserlichen Marine aus Deutschland landen an der Küste, die „Schutztruppe“ der Kolonie wird zudem mit neu angeworbenen Einheiten von Askaris verstärkt. Insgesamt stehen dem Gouverneur nun mehr als 3700 Mann zur Verfügung. Wenig später bricht die Streitmacht in mehreren Gruppen zu einem Feldzug in den besonders umkämpften Südwesten auf.

Auf den Guerillakampf der Einheimischen antworten die Truppen der Deutschen mit blankem Terror: Gegnerische Anführer werden in Ketten gelegt und auf Hügeln, weithin sichtbar, hingerichtet; einfachen Kriegern schlagen Askaris mitunter die Arme ab, verstümmeln die Genitalien. Zeitzeugen berichten später von Massentötungen: Dorfbewohner müssen Gräber ausheben, bevor sie, in Zehnergruppen knieend, durch Genickschüsse getötet werden. In der heutigen Kleinstadt Utengule nördlich des Malawi-Sees lassen die Deutschen zwei gewaltige Gruben anlegen, treiben Hunderte Menschen aus der Umgebung dorthin und erschießen sie, Männer, Frauen, Kinder.

Die Soldaten zerstören Dörfer, legen Feuer an Vorratsspeicher und erntereife Felder. „Nur Hunger und Not werden die endgültige Kapitulation herbeiführen“, fasst der deutsche Gouverneur Götzen die Strategie des Militärs zusammen. Er billigt das Morden und Brandstrotzen ausdrücklich: Das Vorgehen „erscheint wohl dem Fernstehenden barbarisch“, schreibt Götzen in

seinen Erinnerungen. Aber „planmäßige Schädigung der feindlichen Bevölkerung“ sei das einzige mögliche Vorgehen „gegen unzivilisierte Völkerschaften“.

Der systematischen Zerstörung ihrer Lebensgrundlagen halten die Menschen nicht lange stand. Sie fliehen zu Tausenden, Hunger und Elend breiten sich aus, Krankheiten und Seuchen. Anfang 1906 bricht der Aufstand an den meisten Fronten zusammen. Die Matumbi-Berge werden von den Deutschen ebenso zurückerobert wie das Hochland um Mahenge. Nur im Südwesten leisten kleine Gruppen weiter Widerstand. Bis im Sommer 1908 auch dort der letzte Guerillaführer erschossen, der Krieg zu Ende ist.

M

MAGISCHES WASSER GEGEN MASCHINENGEWEHRE – es war von vornherein ein ungleicher Kampf. Der militärischen Überlegenheit der Deutschen hatten die Aufständischen nur Mut und Opferwillen entgegenzusetzen. Vergleichsweise niedrig ist die Zahl der Toten so auch im Lager der Kolonialherren: 389 gefallene Askaris und afrikanische Hilfssoldaten, 66 einheimische Träger

DAS KOLONIAL-REGIME bricht den Widerstand mit Terror. Gegnerischen Kämpfern lässt es, ähnlich wie bei diesen Gefangenen im Jahr 1905, Halsfesseln anlegen. Und viele von ihnen töten





DIE DEUTSCHEN ZERSTÖREN DORF UM DORF

HINRICHTUNG
im Umland des
Malawi-Sees. In
der Gegend
kommt es während
des Maji-Maji-
Krieges in
zwei Siedlungen
zu Massen-
erschießungen

LITERATURTIPPS

und 15 Europäer. Nur schätzen lässt sich die Zahl der Menschen, die auf Seiten der Aufständischen gestorben sind, in den Kämpfen, vor allem aber durch Hunger und Seuchen in deren direkter Folge. Auf jeden Fall, da sind sich moderne Historiker einig, waren es weitaus mehr als die 75 000, von denen amtliche deutsche Quellen damals berichten. Neuere Forschungen gehen von mindestens 180 000, vielleicht auch 300 000 Toten aus.

Einen Vernichtungsbefehl gegenüber den aufständischen Bevölkerungsgruppen, wie ihn Kommandeur Lothar von Trotha im deutschen Südwestafrika erlassen hatte, gab es in Deutsch-Ostafrika zwar nie. Für das Land sind die Folgen der erbarmungslosen deutschen Kriegsführung aber gleichermaßen verheerend.



DIE KAISERLICHE REICHSGEIERUNG sucht nach dem Wüten einen Neuanfang in der Kolonie: Reformen statt Repression. Zumindest in Teilen. Bereits 1907 hat man in Berlin das gesamte Überseereich (bis auf Kiautschou in China) einer neu gegründeten Behörde unterstellt, dem Reichskolonialamt, das nach mehreren brutalen Kolonialkriegen einen etwas weniger aggressiven, „rationaleren“ Ansatz, wie es heißt, verfolgen soll.

In Deutsch-Ostafrika ist Kriegsgouverneur Götzen abgelöst worden; sein Nachfolger erklärt, er wolle mehr auf die Belange der Einheimischen eingehen. Mit dem Zwangsanbau von Baumwolle ist es nun vorbei, mit dem Arbeitsdienst zum Ausgleich für die Kopf- und Hüttensteuer ebenfalls; die Bauern können verstärkt auf eigene Rechnung Kaffee und Sisal anbauen, die bald zu wichtigen Exportgütern werden. Wenngleich: Auch fortan gibt es Plantagen und Verpflichtung zur Arbeit auf ihnen.

Die Einheimischen fügen sich in die neue Ordnung, notgedrungen. Denn der Maji-Maji-Krieg hat zwar ein starkes, bis heute nachhallendes Fanal des Protests hervorgebracht, aber er hat die einheimische Gesellschaft auch über die Toten hinaus gezeichnet, hat traditionelle Gemeinschaften auf Jahre erschüttert und zerrissen, Resignation wachsen lassen, die Macht der Kolonialherren zugleich gefestigt. Und eines hat sich keinesfalls geändert. Selbst wenn die Deutschen ihrem brutalen Regime ein paar Zügel angelegen: Die überhebliche Gewalt als Fundament ihrer Herrschaft besteht weiter. ◇

FELICITAS BECKER /
JIGAL BEEZ (HG.)

»Der Maji-Maji-Krieg in
Deutsch-Ostafrika«
Beleuchtet Entstehung,
Verlauf und Folgen des
Konfliktes (Ch. Links).

WINFRIED SPEITKAMP
»Deutsche Kolonial-
geschichte«
Gutes Überblickswerk
(Reclam).



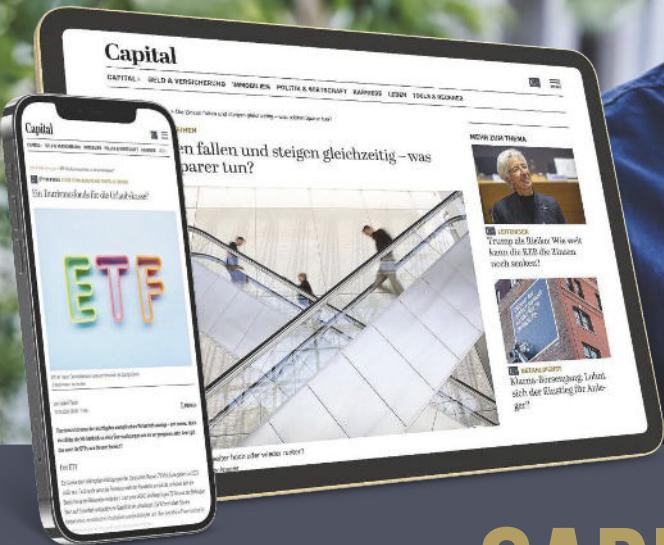
Lesen Sie auch

»Massaker in der Omaheke« (aus
GEOEPOCHE Nr. 12) über den
Genozid an den Herero und Nama
auf www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Von 1905 bis 1908 tobte in Ostafrika zwischen Einheimischen, die dem wunderträchtigen Maji-Kult anhängen und für ein Ende der Fremdherrschaft kämpfen, und den deutschen Truppen samt ihren afrikanischen Söldnern ein grausamer Konflikt.

Bis zu 300 000 Menschen aus der Region verlieren ihr Leben – im Kampf, durch systematische Terroraktionen der Kolonialherren sowie durch folgende Hungersnöte und Seuchen. Der Maji-Maji-Krieg ist damit noch opferreicher als jener Vernichtungsfeldzug, den die Deutschen zur gleichen Zeit gegen die Herero und Nama im Südwesten Afrikas führen.



CAPITAL+

IHR PLUS AN WIRTSCHAFT & FINANZEN

- + Jederzeit digital **das Beste** von CAPITAL aus Print und Online
- + Analysen und **umfangreiche Ratgeber** zu Geldanlage und Vermögensaufbau
- + **Reportagen, Interviews** und **Kommentare** aus Wirtschaft und Politik
- + **Praktische Tipps** für finanzielle Entscheidungen
- + Monatlich die digitale **CAPITAL-Ausgabe**



Jetzt
30 Tage
gratis!

capital.de/plus-testen

Capital+

WIRTSCHAFT IST GESELLSCHAFT

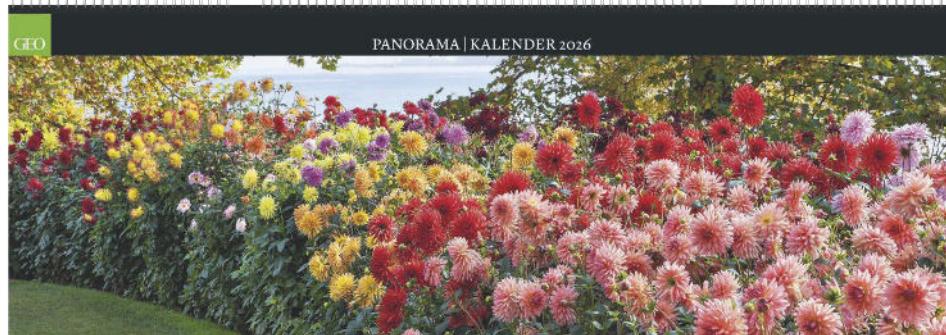
Bis zum 30.11.25 bestellen und 10% Abonnentenrabatt sichern!

Entdecken Sie die neuen GEO Kalender 2026.

Motiv aus „Der Blick ins Weite“



GEO Panorama-Kalender
„Die schönsten Gärten“



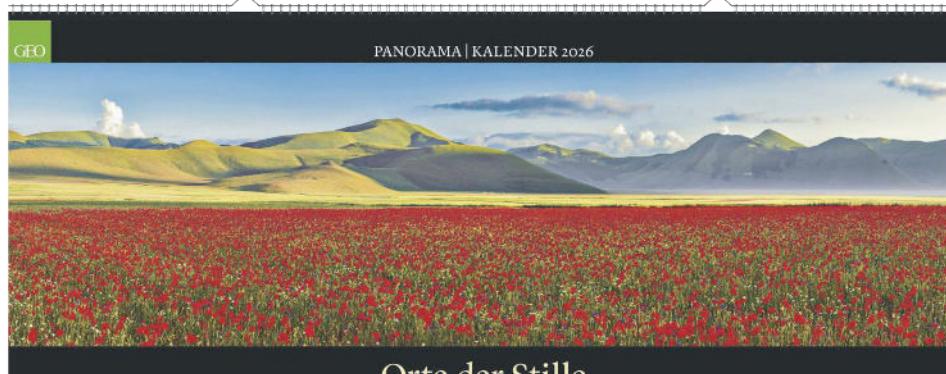
Die schönsten Gärten

Ein Blütenpektakel in Schottland, ein üppiger Tropenwald auf Mauritius, ein lichter Zitrusbaum in Südspanien: Mitunter präsentiert sich gezähmte Natur wie ein Kunstwerk. Dieser Kalender lädt zu einer Reise in zwölf der schönsten Gärten der Welt ein.

Maße: 120 x 50 cm
Best.-Nr.: G729458
Preise: € 119,00 (D/A),
Fr. 119,00 (CH)



GEO Panorama-Kalender
„Orte der Stille“



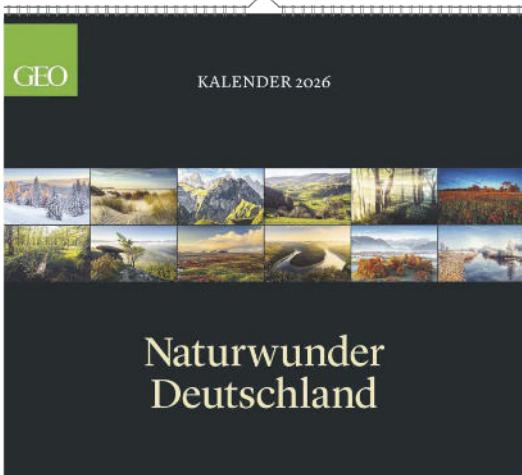
Orte der Stille

Nebel legt sich über neuseeländische Täler. Schneekristalle glitzern auf den Koniferen im Yosemite National Park in Kalifornien. Die Abendsonne taucht ein chilenisches Bergmassiv in goldenes Licht. Dieser Kalender verspricht: pure Entspannung und staunende Ruhe.

Maße: 120 x 50 cm
Best.-Nr.: G729457
Preise: € 119,00 (D/A),
Fr. 119,00 (CH)

Jetzt bestellen unter geoshop.de/kalender
oder +49 40 42236427

(Bitte geben Sie immer den Aktionscode an: G00221)



**GEO Kalender
„Naturwunder Deutschland“**

Wer Anregungen für Reisen in die Nähe sucht, wird in diesem Kalender garantiert fündig: Ob zu einer natürlichen Wellness-Landschaft auf Borkum, zu sonnendurchfluteten Streuobstwiesen im Odenwald oder himmelhohen Bergpanoramen bei Oberstdorf.

Maße: 60 x 55 cm
Best.-Nr.: G729462
Preise: € 59,00 (D/A),
Fr. 59,00 (CH)



**GEO Kalender
„Schöne Heimat Deutschland“**

Burgen, die auf Gipfeln thronen. Schlösser, die sich in Seen spiegeln. Ein Leuchtturm, der in die Wolken ragt. Und dazu: atemberaubende Landschaften – wilde Wälder, Dünen, Bergmassive. Dieser Kalender zeigt den Natur- und Kulturreichtum unseres Landes und lädt ein zum Staunen, Schwelgen, Reisen.

Maße: 50 x 45 cm
Best.-Nr.: G729468
Preise: € 35,00 (D/A),
Fr. 35,00 (CH)

Auch im
Kalender-Abo
mit bis zu
20% Rabatt
erhältlich!

Coupon einfach ausfüllen, ausschneiden und senden an: GEO Kundenservice, 74569 Blaufelden



GEO-Bestellcoupon – versandkostenfreie Lieferung ab 80,- €!*

Ich bestelle folgende Artikel:

Produktbezeichnung	Best.-Nr.	Preis D	Menge
<input type="checkbox"/> GEO Panorama-Kalender „Die schönsten Gärten“	G729458	119,00 €	
<input type="checkbox"/> GEO Panorama-Kalender „Orte der Stille“	G729457	119,00 €	
<input type="checkbox"/> GEO Kalender „Naturwunder Deutschland“	G729462	59,00 €	
<input type="checkbox"/> GEO Kalender „Schöne Heimat Deutschland“	G729468	35,00 €	
<input type="checkbox"/>			
Gesamtsumme: (zzgl. 3,90 € Versandkosten, versandkostenfreie Lieferung ab einem Bestellwert von 80,00 €*)			

Ich zahle per Rechnung Ich zahle bequem per Bankeinzug (nur in Deutschland möglich)

BIC IBAN

Bankinstitut

SEPA-Lastschriftmandat: Ich ermächtige die Gruner + Jahr Deutschland GmbH, Koreastrasse 7, 20457 Hamburg, Gläubiger-Identifikationsnummer DE31ZZZ00000031421, wiederkehrende Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von der Gruner+Jahr Deutschland GmbH auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Die Mandatsreferenz wird mir separat mitgeteilt. Hinweis: Ich kann innerhalb von 8 Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

*Aufgrund der Größe der GEO Panorama- und GEO Edition-Kalender erheben wir bei Versänden nach Österreich und in die Schweiz einen Sperrgutzuschlag von 25,00 € (A) und Fr. 30,00 (CH).

Widerrufsrecht: Sie können die Bestellung binnen 14 Tagen ohne Angabe von Gründen formlos widerrufen. Die Frist beginnt an dem Tag, an dem Sie die Lieferung erhalten, nicht jedoch vor Erhalt einer Widerrufsbelehrung gemäß den Anforderungen von Art. 246a § 1 Abs. 2 Nr. 1 EGBGB. Zur Wahrung der Frist genügt bereits das rechtzeitige Absenden ihres eindeutig erklärten Entschlusses, die Bestellung zu widerrufen. Sie können hierzu das Widerrufs-Muster aus Anlage 2 zu Art. 246a EGBGB nutzen. Der Widerruf ist zu richten an: GEO Versandservice, 74569 Blaufelden; Telefon:+49(0)40-42236427; E-Mail: guj@sigloch.de

Meine persönlichen Angaben: (bitte unbedingt ausfüllen)

Abonnentennummer (wenn vorhanden)

Unter Angabe der Abonnentennummer wird automatisch bis zum 30.11.25 der 10% Abonentenrabatt berücksichtigt.

Geburtsdatum

Name | Vorname

PLZ | Wohnort

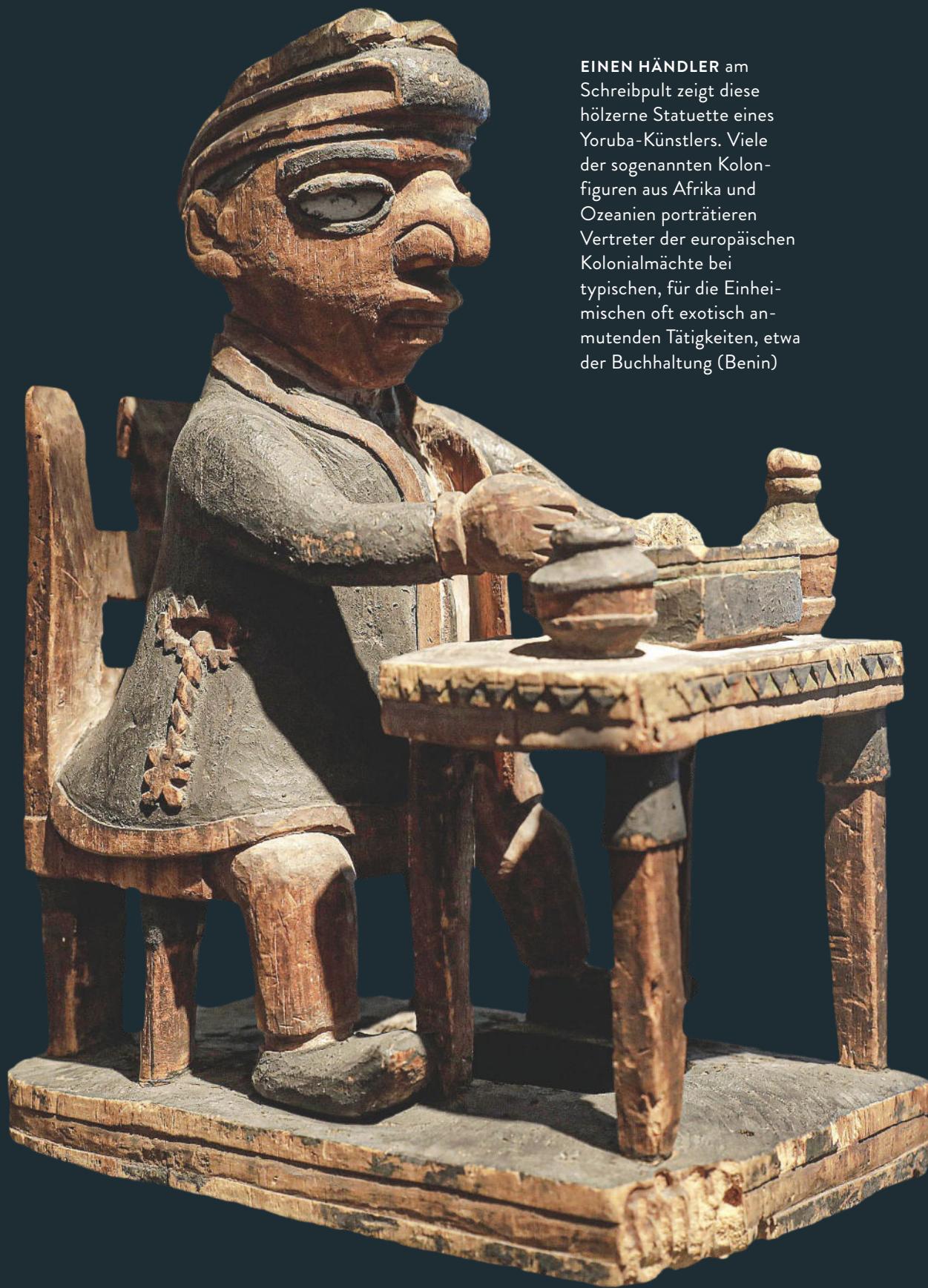
Telefon

E-Mail

Datum | Unterschrift

Unsere Kunden informieren wir gemäß § 7 Abs. 3 UWG per E-Mail über eigene ähnliche Angebote aus unserem Verlag. Dem können Sie über den Abmeldelink am Ende jeder E-Mail oder Hinweis an abo-service@rtl.de widersprechen.

AKTIONSPREIS: G00221



EINEN HÄNDLER am Schreibtisch zeigt diese hölzerne Statuette eines Yoruba-Künstlers. Viele der sogenannten Kolonialfiguren aus Afrika und Ozeanien porträtieren Vertreter der europäischen Kolonialmächte bei typischen, für die Einheimischen oft exotisch anmutenden Tätigkeiten, etwa der Buchhaltung (Benin)

Der BLICK der ANDEREN

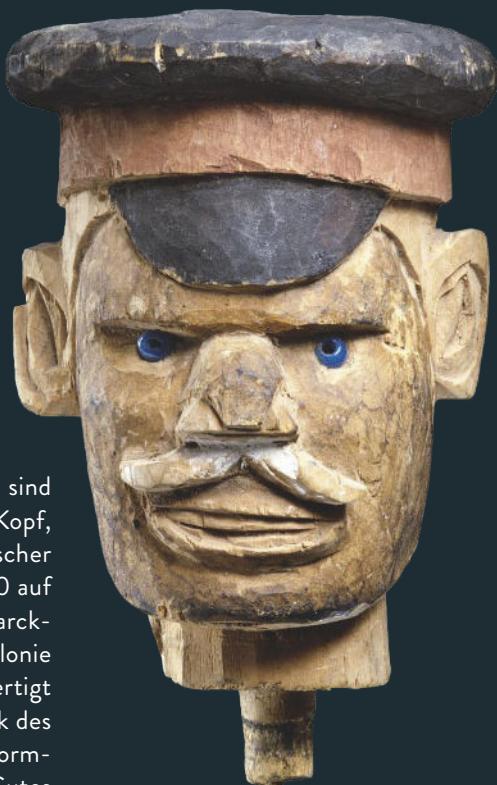
Die europäischen Kolonatoren mögen es vielleicht nicht wahrhaben. Aber sie stehen mit all ihrem selbstherrlichen Tun unter der scharfen Beobachtung von Einheimischen, die die Attitüde der Fremden auf einzigartige Weise in Kunstwerke zu bannen verstehen: in Skulpturen und Masken voller Botschaften

BILDTEXTE: Anja Fries

DIE MEISTEN Kolonfiguren stellen Militärs dar. Und damit jene Männer, die vor allen anderen Kolonisten für Angst, Leid und Tod in den von Europäern besetzten Überseegebieten verantwortlich sind (deutscher Offizier in Paradeuniform mit Tropenhelm, Holz, vermutlich aus Kamerun oder Nigeria)



BOHREND BLAU sind die Augen in diesem Kopf, den ein melanesischer Holzschnitzer um 1900 auf einer Insel des Bismarck-Archipels in der Kolonie Deutsch-Neuguinea gefertigt hat. Der strenge Blick des Mannes unter der Uniformmütze verheißt wenig Gutes (Papua-Neuguinea)



GESTALTEN aus einer fernen Welt

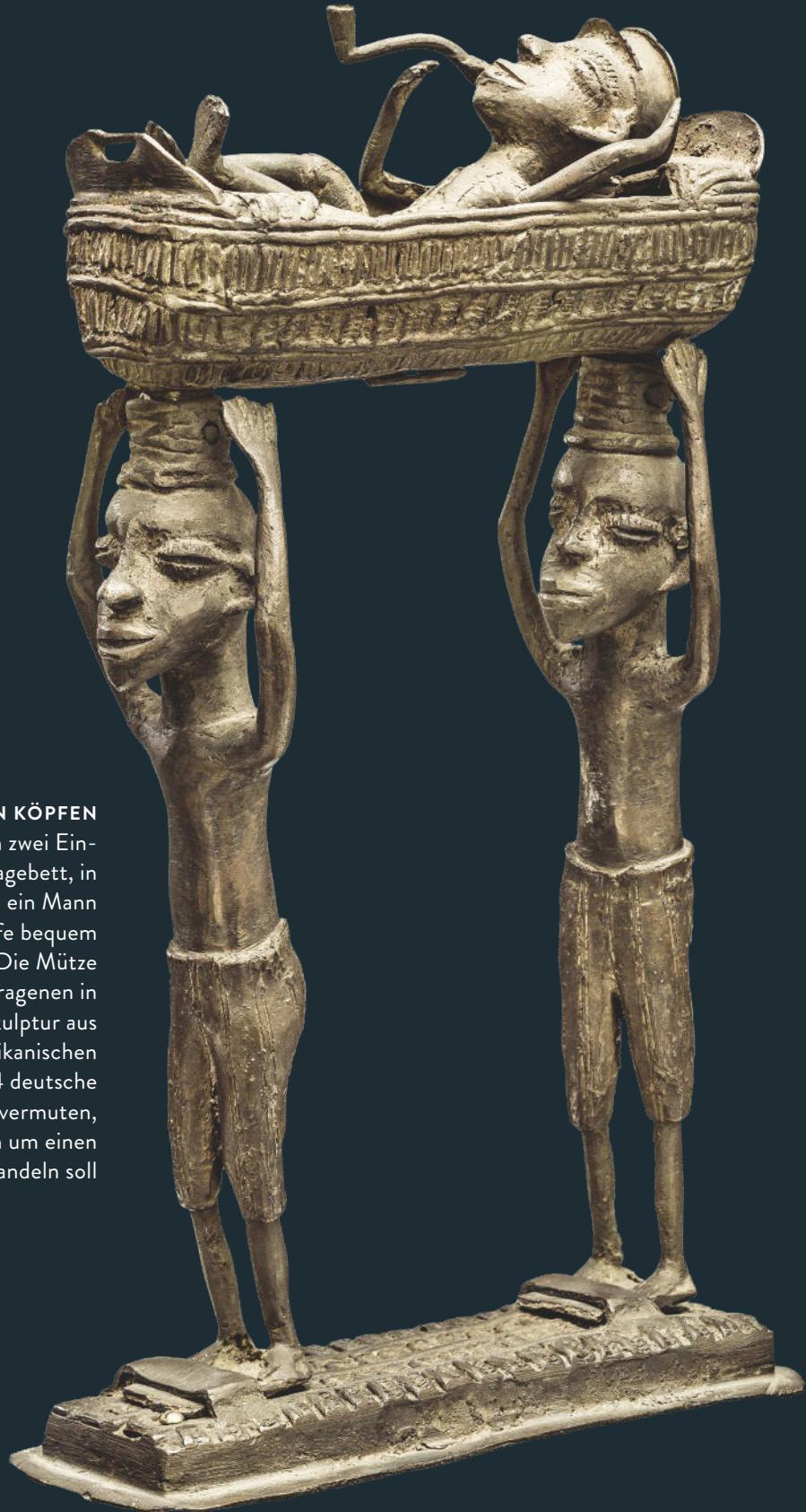


EIGENARTIGE WESEN
mit hohen Hüten bevölkern
dieses Holzmodell eines
Schiffs, das von Kontakten
mit Europäern kündet –
und zugleich von der Macht
von Schutzgeistern, die in
der Vorstellung der Einheimi-
schen auf einigen Inseln im
Indischen Ozean ebenfalls
weit über das Meer zu reisen
vermögen (Nikobaren,
Anfang 19. Jahrhundert)

Nichts als SCHREIEN, befehlen, sich tragen lassen



DEN ARM in wilder Geste
erhoben, den Mund weit
aufgerissen: Zur magischen
Abwehr von jeglichem
Übel hat ein Heiler von
den Nikobaren dieser
»Schreckfigur« das Antlitz
eines Engländer gegeben.
Die Inselgruppe wurde im
19. Jahrhundert von den
Briten annektiert, die dort
nicht nur Furcht, sondern
auch Seuchen verbreiteten



AUF IHREN KÖPFEN
transportieren zwei Einheimische ein Tragebett, in dem es sich ein Mann mit einer Pfeife bequem gemacht hat. Die Mütze des Getragenen in dieser Metallskulptur aus dem westafrikanischen Togo, ab 1884 deutsche Kolonie, lässt vermuten, dass es sich um einen Europäer handeln soll

DAS HAUPT GEWALTIG,
das Reittier winzig klein:
Die übernatürlich wirkende
Figur, geschaffen von
einem Künstler der zentral-
afrikanischen Bakongo,
zeigt wohl einen Mann mit
portugiesischen und ein-
heimischen Vorfahren, der
nun allerdings als unheilvoller
Geist sein Unwesen treibt.
Erschaffen wurde das Werk
vermutlich, um den Unhold
durch einen Schutz- oder
Bannzauber endgültig zur
Ruhe zu bringen (Demokra-



Unter dem Einfluss von GEISTERN



KUNSTVOLL AUS HOLZ
und anderen Pflanzen-
teilen gearbeitet ist diese
Tanzmaske mit Vollbart.
Vermutlich stammt sie aus
Neubritannien, der unter
deutscher Kolonialherr-
schaft »Neupommern«
genannten Hauptinsel im
Bismarck-Archipel. Ob
sie einen Europäer darstellt,
ist allerdings nicht sicher
(Papua-Neuguinea,
19. Jahrhundert)



EINE GRUPPE KINDER
drängt sich flehend an eine
Missionsschwester, die
eine Milchflasche in der
Hand hält; zwei haben
sich sogar an ihre Arme
geklammert. Die Ver-
breitung des christlichen
Glaubens begleitet von
Anfang an die Machtüber-
nahme der Europäer in
Übersee – und führt nicht
selten zu kulturellen Ver-
werfungen ungeahnten
Ausmaßes (Yoruba-Holz-
schnitzerei, Nigeria)



EINER BÜSTE auf einem Sockel ist womöglich diese Schreckensfigur von den Nikobaren nachempfunden. Manche Forschende vermuten, dass sie von einem Denkmal für den britischen König Eduard VII. inspiriert sein könnte

Fromme SCHWESTERN und mächtige Herrscher

Besatzer im Dienst der MAGIE



KOPFBEDECKUNG und Uniform deuten auf einen Askari als Vorbild für diese Figur hin, einen der zumeist in anderen Teilen des Kontinents angeworbenen Söldner der »Schutztruppe« in Deutsch-Ostafrika. Magisch verwendet, kann das den Sukuma zugeschriebene Bildnis zweierlei bewirken: die Bannung eines Geistes – aber auch dessen Beschwörung (Tansania)



DIESE TANZMASKE
der Yoruba zeigt
vielleicht einen
verstorbenen
Kolonialbeamten.
Während der
rituellen Maskerade
wird der Tänzer vom
Geist des Darge-
stellten erfüllt und
nimmt so Einfluss
auf die Lebenden
(Nigeria, um 1930)

ZYLINDER, FRACK und Hosen verleihen der von einem Angehörigen der Duala geschaffenen Gestalt ein europäisches Äußeres. Womöglich handelt es sich um einen deutschen Kaufmann, der hier auf einem traditionellen Thron Platz genommen hat (Kamerun, vor 1898)



Werke zwischen SPOTT, Grausen und Bewunderung



EIN MODISCH gekleidetes Paar spaziert Arm in Arm, an der Leine ihren Hund. Der Yoruba-Holzschnitzer Thomas Onajeje Odulate zeigt in seinen Werken das mondäne Treiben der europäischstämmigen Eliten Westafrikas – und seziert dabei gekonnt deren Eigenheiten (Nigeria, um 1940)

1919

Ende des Kolonialreichs



MONATELANG BERATEN DIE SIEGERMÄCHTE des Ersten Weltkriegs, hier eine Sitzung im französischen Außenministerium in Paris, über die Neuordnung Europas und der Kolonien in Übersee. Mit Unterzeichnung des Friedensvertrags im Juni 1919 übernimmt Deutschland die alleinige Schuld an dem Weltenbrand und akzeptiert zugleich den Verlust all seiner Besitzungen. Oben: eine deutsche Briefmarke der Kolonie Togo mit Aufdruck nach der Besetzung durch Briten und Franzosen



S WIRD STILL IM SPIEGELSAAL, als die Deutschen durch eine Seitentür eintreten. Außenminister Hermann Müller und Reichsverkehrsminister Johannes Bell tragen schwarze Anzüge, wie zu einer Beerdigung. Hunderte Menschen drängen sich auf dem Holzparkett: Diplomaten, Staatschefs, Journalisten, Militärs. Alle versuchen, einen Blick auf die deutschen Delegierten zu erhaschen, die für eine so undankbare Aufgabe nach Versailles gekommen sind.

Der Ort für die Zeremonie ist mit Bedacht gewählt. 1871 hatte sich Kaiser Wilhelm I. nach dem siegreichen Waffengang gegen das Nachbarland in ebenjener „Galerie des Glaces“ mit den 17 Prachtspiegeln, unter Golddekor und Deckenmalereien zum „Deutschen Kaiser“ ausrufen lassen. In einer Geste arroganter Triumphes, mitten im einstigen Machtzentrum Frankreichs, im Herzen des Schlosses von Versailles nahe Paris. Jetzt, im Jahr 1919, ist es an den Franzosen, hier den Triumph auszukosten.

Minister Müller, SPD, und Bell vom katholischen Zentrum treten an einen hufeisenförmigen Tisch und holen ihre Füllfederhalter heraus. Vor ihnen liegt eine Abschrift des Versailler Vertrags, jenes Dokuments, das den ersten Weltkrieg offiziell beenden soll. Die Füller kratzen über das Papier, Müller und Bell drücken Siegel in flüssiges Wachs. US-Präsident Woodrow Wilson und die Regierungschefs der anderen Siegermächte unterschreiben ebenfalls, dann donnern Kanonensalven und Salutschüsse vor dem Schloss. Die Deutschen verschwinden durch einen Seitenausgang, eilen zum Bahnhof und besteigen den Nachtzug Richtung Berlin.

Mit dem an diesem 28. Juni 1919 unterzeichneten Vertrag übernimmt Deutschland die alleinige Kriegsschuld und tritt große Teile seines Staatsgebiets in Europa ab, etwa Westpreußen und Elsass-Lothringen. Doch mehr noch: Zugleich gibt das Kaiserreich alle „überseeischen Besitzungen“ auf. Per Federstrich hat das Land seinen Status als Kolonial- und Weltmacht verloren. Neben dem abgerungenen Kriegsschuld-bekenntnis bedeutet dieser Verlust für die Deutschen eine

zweite Demütigung. Viele fühlen sich zu Unrecht aus dem Kreis jener Staaten verstoßen, die wie selbstverständlich über weite Teile der Welt gebieten. Und so wird sich im Land bald Trotz breitmachen, selbst unter den einstigen Kritikern des Kolonialismus.

Zu Beginn des Krieges hatte sich Berlin noch anderes erhofft. 1914 träumt man im Kaiserreich von neuen kolonialen Eroberungen, etwa von einem Riesenstaat in Afrika, der vom heutigen Tansania am Indischen Ozean bis zum Senegal

am Atlantik reicht. In den deutschen Überseegebieten sind zu dieser Zeit jedoch insgesamt nur einige Tausend Soldaten stationiert, die von lokalen Einheiten mit alten Gewehren und wenigen Geschützen unterstützt werden. Alfred von Tirpitz, als Großadmiral Chef der deutschen Marine, will die Kolonien „in der Nordsee“, also indirekt durch einen Erfolg in Europa, verteidigen. Die Verbände in Übersee überlässt man weitgehend sich selbst.

So müssen in Togo die 1500 Soldaten der deutschen Polizeitruppe schon Ende August 1914 kapitulieren, als britische und französische Kontingente von zwei Seiten vorrücken. Samoa und Neuguinea fallen Tage später in die Hände eines Expeditionskorps aus Australiern und Neuseeländern.

In der Kolonie Kiautschou am Gelben Meer in China feuern die Deutschen mit Maschinengewehren und Granaten auf rund 60 000 Japaner, die an der Küste landen, wehren mehrere Angriffe ab, bis ihnen die Munition ausgeht. Im Juli 1915 kapituliert die Schutztruppe in Südwestafrika, dem heutigen Namibia, Anfang 1916 die in Kamerun.

Nur an einem Schauplatz halten die Deutschen verbissen an ihrem Überseebesitz fest. Paul von Lettow-Vorbeck, Kommandeur in Deutsch-Ostafrika, zieht sich auf eigene Initiative mit 800 Mann ins Buschland zurück. Ab 1915 führt er mit Hilfe afrikanischer Söldner dort einen Guerillakrieg gegen die Briten, greift Nachschublinien an, sprengt Züge und Brücken. 1917 wagen die Truppen sogar einen Angriff auf die britische Kolonie Nordrhodesien, auf dem Gebiet des heutigen Sambia. Lettow-Vorbeck ergibt sich erst am 25. November 1918, als

DER GEPLATZTE TRAUM

Der Erste Weltkrieg wütet nicht nur zwischen Europas Großmächten, er erfasst auch deren Kolonien. Bald verliert Berlin ein Überseegebiet nach dem anderen. Bis der Frieden von Versailles 1919 dem deutschen Kolonialreich offiziell ein Ende bereitet

TEXT: FREDERIK SEELE

der Krieg in Europa schon seit zwei Wochen vorbei ist und Kaiser Wilhelm II. im Sturm der Revolution abgedankt hat.

Ab Januar 1919 treffen sich bei Paris die Siegermächte, Delegierte aus den USA, Großbritannien, Frankreich, Japan und vielen weiteren Staaten. Über Monate verhandeln sie ohne die Deutschen, ziehen Grenzen neu, in Europa, aber auch in den Kolonien. US-Präsident Woodrow Wilson will auch Berlins Interessen berücksichtigt wissen, denn in einem politisch und wirtschaftlich stabilen Deutschland sieht er den Schlüssel für einen langfristigen Frieden in Europa. Der britische Premier David Lloyd George und sein französischer Kollege Georges Clemenceau aber wittern die Chance, die Kolonialreiche ihrer Länder zu vergrößern. Auch Südafrika, Australien und Neuseeland, Mitglieder des British Empire, wollen für ihre Kriegsmühen belohnt werden.

Schon vor Ende des Krieges hat Lloyd George Argumente für seine Position ausarbeiten lassen. Beauftragte haben in den besetzten Kolonien Beweise für deutsche Kolonialverbrechen gesammelt. Vor allem in Südwestafrika trägt ein Offizier mit seinen Mitarbeitern akribisch Akten zusammen, befragt Bewohner. Auf Hunderten Seiten eines sogenannten Blaubuchs, ein damals gängiger Name für Berichte der britischen Regierung, dokumentiert er Gräueltaten der Deutschen, Auspeitschungen, willkürliche Hinrichtungen, den Völkermord an Herero und Nama. Lloyd George will US-Präsident Wilson mit diesem Papier davon überzeugen, dass Deutschland durch übermäßige Gewalt als „Zivilisationsmacht“ versagt habe.

In Berlin zeigen sich Politiker aller Parteien empört, als bekannt wird, dass Deutschland seine Kolonien endgültig abtreten soll. Der ehemalige Gouverneur Deutsch-Ostafrikas, Heinrich Schnee, schimpft in einer Abhandlung über die „koloniale Schuldfrage“; die Deutschen seien nicht grausamer gewesen als andere Europäer. Das Auswärtige Amt gibt 1919 ein „Weißbuch“ mit Belegen für britische Kolonialverbrechen heraus, um die eigenen Taten zu relativieren. Tatsächlich haben auch Briten, Franzosen und vor allem Belgier in ihren Kolonien mit teilweise extremer Gewalt geherrscht. Doch gerade die britische und amerikanische Öffentlichkeit ist nun von der besonderen Grausamkeit der Deutschen überzeugt.

US-Präsident Wilson willigt schließlich ein, Berlin mit dem Versailler Vertrag sämtliche Überseegebiete zu entziehen. Der provisorischen deutschen Regierung aus SPD und Zentrum bleibt angesichts der wirtschaftlichen und politischen Schwäche

ihres Landes nichts anderes übrig, als das Abkommen zu akzeptieren. Außenminister Müller und Verkehrsminister Bell übernehmen die demütigende Aufgabe und reisen nach Versailles.

Noch bevor der Vertrag unterzeichnet ist, verteilen die Siegermächte die deutschen Kolonien: Japan erhält die Inseln in Mikronesien, Australien besetzt das deutsche Neuguinea, Neuseeland übernimmt Samoa. Frankreich, Großbritannien und Belgien teilen Togo, Kamerun und Deutsch-Ostafrika unter sich auf. Der von Wilson initiierte Völkerbund, ein Vorfänger der UN, stattet die Länder mit einer Art Vormundschaft, sogenannten Mandaten, aus. Die Europäer sollen die Gebiete verwalten, bis deren Bewohner „reif“ für die Eigenständigkeit seien. In der Realität setzt sich so die Kolonialherrschaft fort.

Im Deutschen Reich fällt es vielen Menschen schwer, den als erniedrigend empfundenen Friedensschluss zu akzeptieren. Vor allem die rechten Parteien geben der neuen demokratischen Regierung die Schuld an allen Folgen, weil sie dem Vertrag zugesimmt hat.

Und plötzlich wallt Nostalgie auf, wird die Weimarer Republik von einer Begeisterung für Überseegebiete erfasst, die die vorherige Unterstützung für das reale Kolonialreich zu übertragen scheint. Selbst einige Abgeordnete der SPD und ihrer lin-

ken Abspraltung USPD, sonst skeptisch in diesen Fragen, fordern, die Kolonien durch Verhandlungen zurückzuerlangen, zumindest aber ein oder zwei Völkerbundmandate. Zwar wissen die meisten Politiker, dass sich der Staat Überseeterritorien gar nicht leisten könnte. Doch der Wunsch nach altem Prestige ist groß, gerade in Zeiten politischer Krisen.

Ehemalige Kolonialbeamte, Veteranen und Adelige organisieren sich in Vereinen, sprechen an Schulen. Postkarten, Fahradwimpel und Bierdeckel werden mit kolonialen Motiven bedruckt. Paul von Lettow-Vorbeck, der als Kriegsheld verehrte einstige Kommandeur von Ostafrika, veröffentlicht 1920 das Abenteuerbuch „Heia Safari!“, das in hunderttausendfacher Auflage die Jugend motivieren soll, weiter für die Kolonien zu kämpfen.

Und der Drang nach Expansion hält an. Ab 1924 fordert ein aufstrebender Politiker namens Adolf Hitler in seinen Reden neue Siedlungsgebiete, die allerdings vorerst nicht in Kamerun oder Samoa liegen sollen, sondern in Osteuropa. Dort wird Deutschland bald einen neuen Krieg beginnen, getrieben wie einst von imperialen Fantasien und Überlegenheitsdenken. ◇

Der Verlust der Kolonien ist für viele Deutsche eine Demütigung. Doch ihr folgt eine neue Euphorie



DEUTSCHE SOLDATEN haben sich Anfang November 1914 unweit der Hafenstadt Tanga im heutigen Tansania positioniert. Unter dem Kommando von Paul von Lettow-Vorbeck kann sich die Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika als einzige Kolonialarmee des Kaiserreichs über Jahre während des Weltkriegs behaupten. Der Offizier ergibt sich erst Ende November 1918, als der Konflikt in Europa bereits beendet ist.

AUF DEN SPUREN DER VERGANGENHEIT

1 Jahr GEO EPOCHE lesen oder verschenken
und Wunsch-Prämie sichern



Prämie
zur Wahl



01 GEO EPOCHE-Bestseller

- „Verschwörungsmythen“
- „Demokratie – Wie Volksherrschaften entstehen und wie sie scheitern“

Ohne Zuzahlung

02 Asia-Messerset „Taki“

- 3 Messer im japanischen Stil
- Für Fisch, Fleisch oder Gemüse
- In dekorativer Geschenkbox

Zuzahlung: nur 1,- €

Gleich bestellen – diese und viele weitere Prämien unter:

www.geo-epoch.de/abo | +49(0)40/55558990

Bestell-Nr. OHNE DVD selbst lesen 216 9546 | verschenken 216 9586 | mit 40% Studierenden-Rabatt lesen (ohne Prämie) 216 9606
Bestell-Nr. MIT DVD selbst lesen 216 9646 | verschenken 216 9626 | mit 40% Studierenden-Rabatt lesen (ohne Prämie) 216 9627



7x GEO EPOCHE
inklusive Sonderausgabe
portofrei nach Hause

Danach monatlich kündbar

Jede Ausgabe auch mit
spannender Dokumentation
auf DVD erhältlich

**INKLUSIVE
DIGITALER AUSGABEN**

Zum Lesen auf Tablet,
Smartphone oder PC



03 SAMSONITE Regenschirm „Rain Pro“

- Stabiler, leichter Taschenschirm
- Automatisches Öffnen und Schließen per Knopfdruck

Zuzahlung: nur 3,- €



04 10,- € Amazon.de-Gutschein Digital

- Für die nächste Online-Shopping-Tour
- Gutscheincode per E-Mail
- Einlösbar für Millionen Produkte auf Amazon.de

Ohne Zuzahlung

Am schnellsten bestellen Sie per QR-Code:

Scannen Sie einfach den rechts abgebildeten QR-Code mit der Kamera- oder QR-Code-App
Ihres Smartphones und sichern Sie sich alle GEO EPOCHE-Vorteile!

7 Ausgaben GEO EPOCHE inkl. Sonderausgabe und digitaler Ausgaben für zzt. nur 98,- € (ohne DVD)
bzw. 129,- € (mit DVD) – ggf. zzgl. einmaliger Zuzahlung für die Prämie. Studierende lesen mit 40 % Rabatt
(ohne Prämie). Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt. Anbieter
des Abonnements ist Gruner + Jahr Deutschland GmbH. Belieferung, Betreuung und Abrechnung erfolgen durch
DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH als leistenden Unternehmer.



»Die Traumata sind vielschichtig«

Auch mehr als 100 Jahre nach Ende der deutschen Herrschaft wirken die Ereignisse jener Zeit in den ehemaligen Kolonien nach. Die tansanische Historikerin Flower Manase über verlorene Traditionen, Identitätssuche und die Frage, was mit geraubten Kulturgütern geschehen sollte

INTERVIEW: Jens-Rainer Berg und Kirsten Bertrand

GEOEPOCHE: Frau Manase, Ihr Heimatland Tansania war für rund drei Jahrzehnte Teil des deutschen Kolonialreichs. Welche Auswirkungen dieser Fremdherrschaft sind heute noch zu spüren?

FLOWER MANASE: Tansania stand ja unter zwei verschiedenen Kolonialregimen: Zuerst kamen die Deutschen, nach dem Ersten Weltkrieg folgten die Briten. Erst danach, Anfang der 1960er Jahre, erlangte Tansania seine Unabhängigkeit. Trotzdem ist die deutsche Herrschaft in ihren Folgen und Spuren immer noch wahrnehmbar, in vielerlei Hinsicht. Etwa im öffentlichen Raum, in Gebäuden, Straßenzügen. Aber auch in der Sprache.

Inwiefern?

Einzelne deutsche Wörter haben Eingang gefunden ins Swahili, die Lingua franca, die im Großteil Ostafrikas verwendet wird. Begriffe wie „shule“, vom deutschen „Schule“. Sonst aber eher negativ gefärbte Vokabeln wie „shwaini“, das so etwas wie „beleidigen“ bedeutet. Auch einige Schimpfwörter sind abgeleitet vom Deutschen. Bezeichnend ist auch das Wort „kiboko“ für „Züchtigungen“, abgeleitet von der Bezeichnung für die Peitsche aus Flussflederhaut, die die Deutschen in den Kolonien benutzt haben.

FLOWER MANASE
arbeitet als Kuratorin am Nationalmuseum von Tansania in Daressalam zu Themen wie Kulturerbe, Kolonialismus und Provenienzforschung

Ein deutlicher Hinweis darauf, in welchem historischen Zusammenhang diese sprachliche Prägung entstanden ist.

Ja, die Erinnerung an die Deutschen hat sich vor allem in jenen Gebieten erhalten, die besonders hart von der deutschen Kolonialherrschaft betroffen waren. Das waren häufig Regionen entlang alter Handelswege, deren Bewohner mächtig und organisiert waren und sich wehrten. Die Deutschen haben sich dann mit physischer Gewalt durchgesetzt, durch Angriffe und Hinrichtungen. Daher kennen viele Menschen in Ostafrika noch Erzählungen über Vorfahren, die getötet wurden, mündliche Überlieferungen von vermissten Menschen, von verschwundenen Körpern.

Kennen Sie solche Erzählungen auch aus dem persönlichen Umfeld?

Es gibt Erinnerungen in meiner Familie, aber ich spreche nicht gern darüber. Es hat mit meinem Urgroßvater zu tun, in dessen Haus es eine Kirche gab, es hat mit Missionaren zu tun, mit menschlichen Überresten, die nicht mehr auffindbar sind. Da ist vieles passiert, was sehr schwierig war. Ich versuche gerade, meine eigene Familiengeschichte besser kennenzulernen. Mittlerweile gibt es Projek-



UMSTRITTENES GEDENKEN:

2022 wird in Windhoek (Namibia) die Statue des Kolonialoffiziers Curt von François entfernt. Er war unter anderem für ein Massaker an Angehörigen der Nama verantwortlich

te, die sich mit der Rolle der Missionare auseinandersetzen. Diese Dinge betreffen auch mich.

Das sind tragische, traumatische Geschichten aus den Familien. Wie groß war der Einfluss der Kolonialzeit auf die Gesellschaft als Ganzes?

Ebenfalls immens. Die Deutschen haben zum Beispiel das traditionelle Wirtschaftssystem zerstört, indem sie die Art und Weise verändert haben, wie die Menschen ihr Land bestellten. Die meisten Menschen betrieben zu dieser Zeit Subsistenzwirtschaft, lebten also mehr oder weniger direkt von dem, was sie anbauten. Aber die Deutschen führten Feldfrüchte ein, die eher als Handels- und Rohstoffwaren dienten. So wurden die Menschen gezwungen, für die Erzeugung dieser Güter zu arbeiten und nicht für die Produktion ihrer eigenen Lebensmittel. Und auch die Gruppen, die erfolgreich Handel trieben, waren von dem ökonomischen Umsturz betroffen.

Auf welche Weise?

Während der kolonialen Invasion und Besatzung wurden viele ihrer traditionellen Anführer enteignet. Sie verloren ihre gesamten Besitztümer, ihre Waren, ihren Reichtum. Die Deutschen nahmen den Großen auch den Zehnten, also die Abgaben, die sie ursprünglich vom Volk bekamen, und gewährten sie stattdessen ihren Kollaborateuren. Sie nahmen angestammten Führern ihre erblichen Titel ab und verliehen sie anderen Leuten aus einfacheren Familien, deren Loyalität sie dafür erwarteten.

Solche Manöver müssen das politische System nachhaltig erschüttert haben.

Natürlich. Der Raub und die Verschiebung alter Privilegien, auch die Kollaboration einzelner Gruppen, das alles hat einen langen Nachhall. Zwar hat Tansania im Zuge der Unabhängigkeit und der politischen Neuordnung sämtliche Häuptlingstümer ohnehin abgeschafft, aber wenn man heute mit Familien spricht, die früher die Anführer stellten, erwähnen sie oft die Vorrrechte, die sie einst besaßen, bevor die Deutschen ihnen Titel und Be-

sitz wegnahmen. Hier schlummern immer noch politische und soziale Konflikte. Sobald man anfängt, zu graben, zeigen sich die Spannungen.

Existieren denn viele Probleme, die heutzutage, Generationen später, noch auf die Kolonialzeit zurückzuführen sind?

Ich denke schon. Einige Gebiete, die lange durch die Kolonialherrschaft geprägt wurden, sind bis heute nicht besonders hoch entwickelt, es gibt dort wenig Möglichkeiten für die Menschen. Wenn man sich zum Beispiel den südlichen Teil Tansanias anschaut, wo der Widerstand gegen die Kolonialmacht besonders groß war, sieht man deutlich, dass die lokalen Bevölkerungsgruppen lange Zeit nicht in der Lage waren, ihr normales alltägliches Leben wiederaufzunehmen und sich etwas aufzubauen. Viele Traumata bestanden fort. Da ist der Großvater, der früher viel Land besaß und heute kaum noch etwas hat. Da sind Naturreservate, willkürlich von den Deutschen eingerichtet, aus denen später etwa der Nyerere-Nationalpark hervorging: alles Land, das den Menschen weggenommen wurde.

Auch in der Landwirtschaft sieht man immer noch die Folgen: Die Menschen bauen die Früchte, die ihnen die Deutschen einst aufgezwungen haben, bis heute an, in Plantagen, die es vor der Kolonialisierung so ebenfalls nicht gab.

Sie haben den Begriff „Trauma“ verwendet, als Beschreibung für den Effekt der Kolonialherrschaft auf die Betroffenen. Es gibt auch Historiker, die darauf verweisen, dass der Kolonialismus in Afrika doch vergleichsweise kurzlebig gewesen sei. Letztendlich nur eine Episode in einer jahrtausendelangen Geschichte. Was sagen Sie dazu?

Diese Sichtweise ist höchst umstritten, auch weil das Argument oft politisch eingesetzt wird, ohne dass man die historischen Realitäten genau betrachtet.

Die Gesamtphase der Kolonialzeit ist für viele Regionen mitnichten so kurz, wie suggeriert wird, sondern umfasst oft mehrere Generationen. Und abgesehen davon ist nicht Dauer, sondern Intensität und Radikalität entscheidend.





AUS OPFERN sollen

Helden werden:

An das Leid der
Tausenden Herero und
Nama, die Anfang
des 20. Jahrhunderts
im heutigen Namibia
durch die Deutschen
ihr Leben verloren
haben, gemahnt seit
2014 das Genozid-
Denkmal in
Windhoek (oben)

Was meinen Sie damit?

Es geht dabei um die Auseinandersetzung mit den eigenen Traditionen. Das hat natürlich auch mit Politik zu tun, mit Wirtschaft, mit Religion, ist aber vor allem ein kulturelles Thema. Die Menschen denken nach über die alten Traditionen, die von der Kolonialherrschaft überschattet wurden. Sie fragen sich: Was gab es da? Was haben wir heute? Manche wollen an Altes anknüpfen, merken aber, dass es durch das koloniale System als altmodisch oder primitiv gebrandmarkt worden ist.

Oder schlicht ausgeradiert wurde ...

Genau. Nicht wenige Traditionen wurden bewusst von den Kolonialherren zertrümmert. Kultgegenstände geraubt, Menschen, die Träger der Vorstellungen und Bräuche waren, ermordet. Dennoch ringen viele heute um ein Andocken, darum, sich die unterdrückten oder zum Schweigen gebrachten Narrative zurückzuerobern. Die oralen Überlieferungen zu pflegen und zu stärken. Das wird heute viel diskutiert.

Insofern sprechen wir von massiven Effekten, die weiterhin spürbar sind. Tatsächlich fast überall auf dem Kontinent – in Form von Konflikten, die auf willkürliche koloniale Grenzziehungen zurückgehen, in Gestalt von Kämpfen um natürliche Ressourcen, von neokolonialistischen Dynamiken, von regionaler Armut.

Schauen wir wieder auf Tansania: Wie gehen die Menschen dort mit den traumatischen Folgen des Kolonialismus um?

Das ist eine sehr komplexe Angelegenheit. Die Traumata sind vielschichtig und entsprechend auch die Auseinandersetzung mit ihnen. Historisch ging es zuerst um den politischen Bereich. In den 1950er und 1960er Jahren, in der Zeit des Ringens um Unabhängigkeit, stand die Überwindung der entwürdigenden politischen Unmündigkeit im Fokus. Anschließend wurde das Thema der tiefen wirtschaftlichen Abhängigkeit bedeutend und das Streben nach mehr Autonomie und eigener ökonomischer Entwicklung. In letzter Zeit geht es vor allem um Fragen der Identität.

Dieses Thema beschäftigt Sie natürlich als Historikerin. Aber inwiefern befassen sich die Leute – durchschnittliche Tansanierinnen und Tansanier – mit solchen Fragen? Wie präsent ist die Kolonialzeit im Alltag?

Präsenter als man denkt, denn die junge Generation nutzt die digitalen Möglichkeiten, um sich darüber zu informieren, kritisch darauf zu blicken. Vorher war der Zugriff auf Wissen viel schwieriger. Das Bildungssystem in Tansania ist ein Vermächtnis aus der Zeit der britischen Kolonialherrschaft und blieb auch nach der Unabhängigkeit bestehen. Man kann sich also vorstellen, wie die Lehrbücher von damals aussahen, wenn es um die Kolonialgeschichte ging. Da wurden oft die angeblich positiven Seiten hervorgehoben, die Kolonialherrschaft als segensreich dargestellt. Sogar in meinem Grundstudium wurde ich noch gelehrt, zu beachten, was wir in Tansania alles von den Kolonialherren bekommen haben, was sie für uns getan haben. Für kritisches Denken fehlte da oft die Grundlage. Aber die jungen Leute, mit ihrem Zugang zu neuen Technologien, können sich nun anders engagieren und freier ergründen, was passiert ist und wie. Und sie stellen die wirtschaftlichen und politischen Strukturen infrage, die in gewisser Weise noch ein koloniales Erbe sind.

Wie sieht denn der offizielle Teil des Gedenkens in Ihrem Land aus?

Wir dürfen nicht vergessen: Der Kolonialismus zielte nicht nur auf die Ausbeutung von Ressourcen, auf die direkte Herrschaft, sondern er verkörperte auch ein rassistisches System, das großen Einfluss auf die Menschen hatte – physisch, aber auch im Mentalen, im Psychologischen. Es war ein Teil des Traumas, dass

sich die meisten Kolonisierten nicht als gleichwertig mit den Kolonialherren fühlten. Das ist die historische Lage, auf die es eine Antwort brauchte. Deshalb gibt es seit der Unabhängigkeit hier große Bemühungen, die alten Narrative aus der Kolonialzeit umzudeuten, die herabgewürdigte oder verlorene Identität der Menschen mithilfe ihrer eigenen Erzählungen und Erinnerungen wiederherzustellen. Ein Beispiel ist der Maji-Maji-Aufstand: Die Menschen, die dort gegen die deutsche Besatzung gekämpft haben, wurden von den Gelehrten des 20. Jahrhunderts, die über die koloniale Geschichte schrieben, lange als „Rebellen“ bezeichnet, gleichsam als bloße Aufrührer gegen ein legitimes System. Das hat der tansanische Staat bewusst geändert: Der Krieg wird nun als Akt des „Widerstands“ benannt, die „Rebellen“ wurden neu definiert als nationale Helden. Jeden Februar findet in Tansania eine mehrtägige Gedenkveranstaltung für die Kämpfer statt, die während des Maji-Maji-Aufstands gestorben sind, im Juli begehen wir den Heroes‘ Day. Es gibt also eine Gedenkkultur, die jene ehrt, die für die Freiheit des Landes gekämpft haben – auch wenn es das Land damals noch nicht gab.

Geht es auch darum, die Menschen aus der Opferrolle zu befreien?

„Opfer“ ist grundsätzlich ein falscher Begriff, trotz allem Leid, das es gab. Die Afrikanerinnen und Afrikaner haben sehr hart gegen die Herausforderungen des Kolonialismus gekämpft – und selbst jene, die mit den Koloniatoren zusammengearbeitet haben, haben großteils ihre eigenen Interessen verfolgt, haben mitunter sogar bewusst die Fremdherrscher getäuscht. Ich würde die Menschen daher lieber als Überlebende betrachten, die jetzt ihre eigenen Geschichten über das koloniale Leid, die Gewalt erzählen können.



EINGEWEIHT 1932
als »Reichskolonial-
Ehrenmal«, erfährt
der Backstein-Elefant
in Bremen 1990 eine
offizielle Umwidmung:
Als Antikolonial-
denkmal erinnert er
nun an den
Widerstand der
Afrikaner und die
Opfer der
Fremdherrschaft

Wie sehen die Menschen in Tansania Deutschland heute? Ist der erste Gedanke: Dies sind die alten Besatzer?

Ich habe schon das Gefühl, dass die meisten Deutschland noch immer als ehemalige Kolonialmacht wahrnehmen. Und diese Sicht ist eng mit einem bestimmten Bild verknüpft: dass die Deutschen sehr brutal waren. Die Menschen erinnern sich an die körperlichen Bestrafungen, an die Ketten, die die Deutschen ihren Gefangenen angelegt haben. Das hat zudem starke Anklänge an die Zeit des Sklavenhandels, die ja in den Jahren der deutschen Herrschaft bereits vorüber war. Aber auch dann wurden Menschen angekettet und ausgepeitscht. Diese Bilderwelten verschmelzen in der Rückschau miteinander; die Menschen können das kaum trennen.

Wie sieht es auf politischer Ebene aus, auf dem diplomatischem Parkett? Da gibt es vermutlich einen anderen Ansatz, da werden die Bilder von Deutschland getrennt.

Ja, ich habe eben eher von den einfachen Menschen gesprochen, an der Basis. Auf Regierungsebene wird die Beziehung zu Deutschland anders wahrgenommen, auf eine diplomatischere Weise. Da geht es eher um die konstruktiven Aspekte der Beziehung, um den Versuch, Dinge voranzubringen, wiedergutzumachen.

Der gewalttätige Charakter der deutschen Kolonialherrschaft ist nicht zu bestreiten, nimmt man allein die Hunderttausende von Einheimischen, die im Maji-Maji-Krieg umgekommen sind. Über diese enorme Schuld haben die Deutschen erst spät zu sprechen angefangen. Wie sehen Sie die deutsche Aufarbeitung?

Ich war 2016 Gastkuratorin am Deutschen Historischen Museum in Berlin, wo eine Ausstellung über die deutsche Kolonialgeschichte konzipiert wurde. Damals gab es ein Projekt von Aktivisten, die sich mit postkolonialer Geschichte auseinander-

MEHRFACH STÜRZEN

Hamburger Studenten in den 1960er Jahren das Standbild des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, Hermann von Wissmann, der Degen verschwindet. Seither meist eingemottet, werden die Figuren 2004/05 bei einem Kunstprojekt gezeigt (unten)

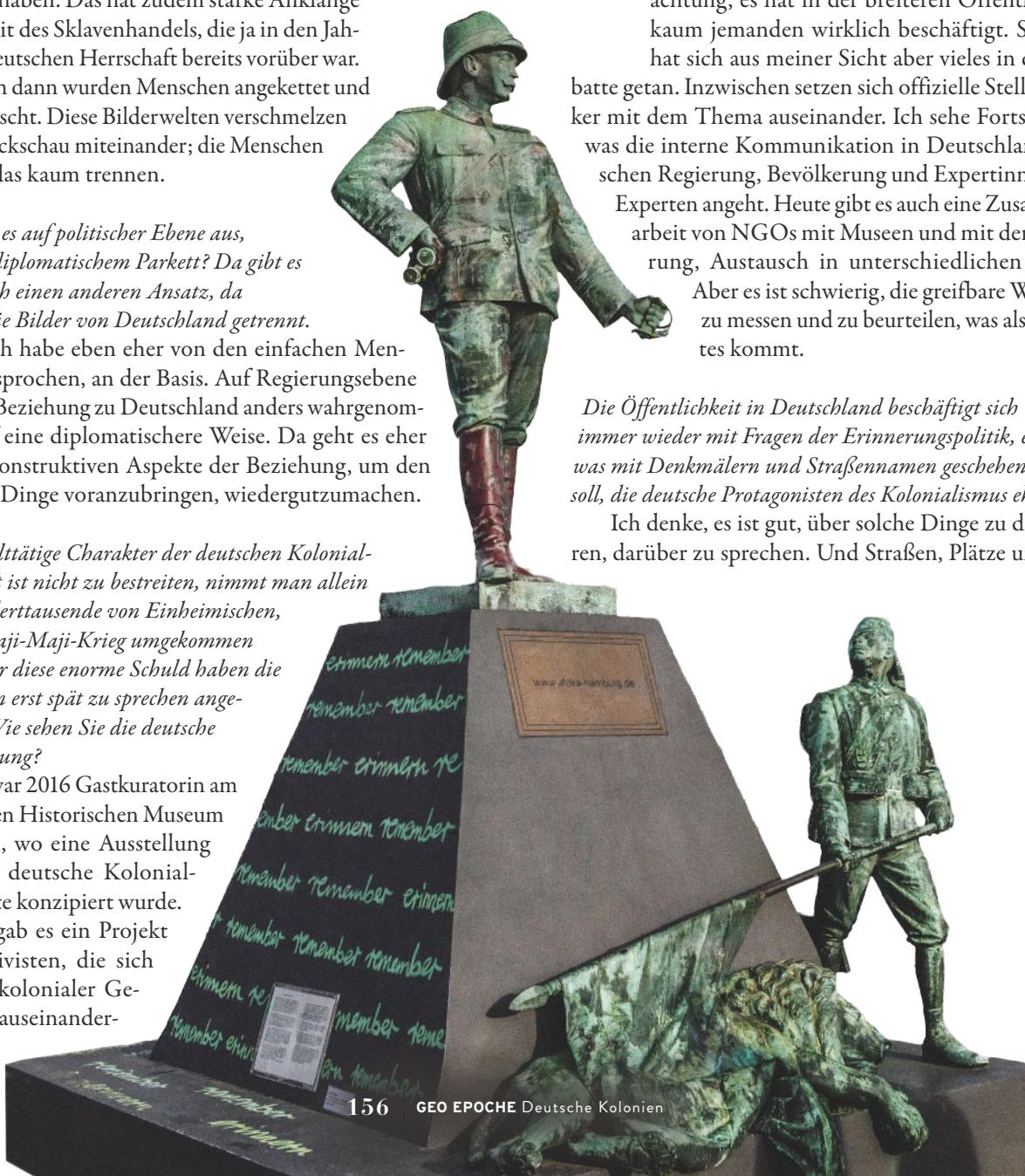
setzen, an dem sich auch Vertreter der tansanischen Diaspora beteiligt haben. Die Gruppe hat vor dem Humboldt-Forum ...

... dem Ausstellungszentrum im wieder aufgebauten Berliner Stadtschloss, das auch koloniale Sammlungen zeigt ...

... eine Protestaktion gestartet, die auch an den Maji-Maji-Krieg erinnern sollte. Aber zu meiner Überraschung fand das recht wenig Beachtung, es hat in der breiteren Öffentlichkeit kaum jemanden wirklich beschäftigt. Seitdem hat sich aus meiner Sicht aber vieles in der Debatte getan. Inzwischen setzen sich offizielle Stellen stärker mit dem Thema auseinander. Ich sehe Fortschritte, was die interne Kommunikation in Deutschland zwischen Regierung, Bevölkerung und Expertinnen und Experten angeht. Heute gibt es auch eine Zusammenarbeit von NGOs mit Museen und mit der Regierung, Austausch in unterschiedlichen Foren. Aber es ist schwierig, die greifbare Wirkung zu messen und zu beurteilen, was als Nächstes kommt.

Die Öffentlichkeit in Deutschland beschäftigt sich immer wieder mit Fragen der Erinnerungspolitik, etwa was mit Denkmälern und Straßennamen geschehen soll, die deutsche Protagonisten des Kolonialismus ehren.

Ich denke, es ist gut, über solche Dinge zu diskutieren, darüber zu sprechen. Und Straßen, Plätze umzube-



»Die Deutschen

nennen, die die Namen von Rassisten tragen, von Leuten, die andere Menschengruppen nicht willkommen heißen haben, das ist ein starkes Signal, insbesondere für Menschen aus Afrika und andere Nicht-Europäer, die in Deutschland leben und die versuchen, sich irgendwie mit der Gesellschaft zu identifizieren. Das setzt ein Zeichen des Respekts im öffentlichen Raum, das lange gefehlt hat.

Das Sprechen und Erinnern, wenngleich spät, ist das eine. Das andere ist eine konkrete Wiedergutmachung. Wie stehen Sie zu der Frage, die immensen Schäden, die während der Kolonialzeit entstanden sind, durch Zahlungen, durch finanzielle Reparationen auszugleichen?

Auch das ist kein einfaches Thema. Die Kolonialherrschaft hat die Menschen sehr unterschiedlich getroffen. Da gibt es die, die noch immer nach den Körpern, den Gräbern ihrer Vorfahren suchen. Die würden nicht unbedingt über Geld sprechen, sie wollen ihre Lieben beerdigen. Anderen geht es vorrangig um Bodenschätze. Sie haben früher in Gebieten gelebt, die durch die Kolonialmacht geräumt wurden, um Bergbau und den Abbau anderer natürlicher Rohstoffe zu ermöglichen. Mit diesen Leuten muss man über das Land, das sie verlassen mussten, über die Bodenschätze sprechen, die ausgebeutet wurden. Die individuelle Lage ist also ganz verschieden. Einige Menschen würden es begrüßen, Geld zu bekommen, andere brauchen eher Rat und Trost, Respekt, aufrichtige symbolische Anerkennung oder eine Entschuldigung, die auch therapeutisch wirken kann. Man kann kaum für ein Leben bezahlen, das durch Hinrichtung genommen wurde, ebenso wenig für die lebenslange Scham, in der Familien leben mussten, weil die Kolonialherren schreckliche Dinge über sie gesagt haben, über ihre Anführer, bevor sie diese ermordet haben. Es gibt so viele Fälle, so viele Traumata. Ich weiß nicht, wie viel Geld verteilt werden müsste, um diese Lücken zu füllen. Auf jeden Fall aber muss man darüber sprechen – und das auf Augenhöhe.

*sollten mehr
zuhören, ohne
Druck auszuüben
oder eigene Vor-
stellungen durch-
setzen zu wollen* «

Passiert das denn nicht? Werden keine Gespräche geführt?

Es gibt schon Austausch, auch von der deutschen Regierung aus, oft in bilateralen Kanälen zu einzelnen Ländern. Aber das sind Unterredungen, die die Europäer sehr strategisch angehen, in die sie mit sehr vielen Erwartungen an die Gegenseite gehen, auch mit Gegenforderungen. Vor allem Gespräche, die deutlich machen, dass die Europäer den Prozess kontrollieren wollen. Aber das ist das altbekannte, koloniale Muster. Die Deutschen sollten die Kontrollposition verlassen, denn das ist genau die Position, die sie seit den Tagen der Kolonialzeit eingenommen haben. Es täte ihnen stattdessen gut, zuzuhören, ohne Druck auszuüben oder eigene Vorstellungen durchsetzen zu wollen. Ich habe gesehen, dass die Deutschen gute Absichten haben. Aber man kann einen solchen Prozess nicht derart zu steuern versuchen. Der Weg zur Wiedergutmachung ist keine Einbahnstraße.

Weil so keine echte Aussöhnung möglich ist?

Genau. Die folgt nur, wenn überhaupt, einem offenen, gleichberechtigten Dialog. Auf Augenhöhe eben. Wenn es wirklich um Aussöhnung gehen soll, um das, was Menschen zusammenbringt, dann müssen die Leute in den ehemaligen Kolonien ausführlich gehört werden: Die Bedürfnisse sind, wie gesagt, sehr unterschiedlich, von Gemeinde zu Gemeinde, von Region zu Region. Jede Region kann ihre eigene Art und Weise haben, mit Wiedergutmachung umzugehen. Worunter haben sie während des Kolonialismus und danach gelitten? Welche Erinnerungen und Traumata verfolgen sie? Was wünschen sie sich in Bezug auf die Wiedergutmachung?

Eines der zentralen Themen, wenn über das Erbe des Kolonialismus gesprochen wird, betrifft die Tausende und Abertausende an materiellen Kulturgütern, Kunstwerken, rituell bedeutsamen Objekten, die geraubt wurden. Es gibt Schätzungen, dass fast 90 Prozent aller alten afrikanischen

Kulturgüter in europäischen Museen lagern. Man muss sich das nur in der Umkehr vorstellen: Fast die gesamte europäische Kunst und nahezu sämtliche religiösen Objekte des Abendlandes würden sich in Afrika befinden. Wie viele solcher Gegenstände aus Tansania gibt es Ihres Wissens in Deutschland?

Schwer zu sagen. Ich weiß nur, dass allein das Ethnologische Museum in Berlin mehr als 10 000 solcher Stücke hat, also das Haus, mit dem das Nationalmuseum von Tansania zusammenarbeitet. Viele Werke sind auch in anderen Museen zu finden, in Leipzig etwa, in Hamburg, in vielen großen und kleinen Ausstellungshäusern. Auch in Privatsammlungen, etwa bei Familien, deren Vorfahren in den Kolonien tätig waren, existiert einiges. Die Gegenstände sind überall verstreut.

Wie genau sind diese Werke während der Kolonialzeit nach Deutschland gekommen?

Das lief auf zwei Ebenen ab. Einerseits gab es eine übergeordnete Aufforderung, eine Art deutsches Nationalprojekt, in den Kolonien alles für das Deutsche Reich zu sammeln, dessen man habhaft werden konnte. Während der militärischen Expeditionen und der Unterdrückung des Widerstands wurde sehr viel einfach mitgenommen, Soldaten wurden angehalten, sich Gegenstände anzueignen. Die Regierung finanzierte darüber hinaus wissenschaftliche Expeditionen von Gelehrten, von Ethnologen, die ebenfalls Objekte mitbrachten. Aber diese offiziellen Maßgaben und Aktionen ermutigten dann auch zahlreiche Privatpersonen, Liebhaber, Reisende. Es wurde fast zum Sport, alles zu nehmen, was man in die Finger bekommen konnte.

Sollten diese Raubgüter nicht so schnell wie möglich zurückgegeben werden? Was steht dem im Wege?

Es ist ja nicht so, dass man einfach einen Container mit Objekten füllen und nach Afrika verschiffen könnte. Das beginnt damit, dass viele Institutionen in Deutschland oft nicht wissen, wie viel und was genau sie haben.

»Wem soll man Kulturgüter ohne konkrete Kenntnisse über die Herkunft, ihre Provenienz, zurückgeben?«

Und woher die Gegenstände kommen. Wem soll man Kulturgüter ohne konkrete Kenntnisse über die Herkunft, ihre Provenienz, zurückgeben? Wer soll entscheiden, was wohin geht? Die Museen müssten ihr Material ordnen und prüfen. Wenn das über Dokumente nicht möglich ist, gibt es andere Verfahren. In Tansania hat jede kulturelle Gruppe ihre eigene Art und Weise, Gegenstände herzustellen. Über Stil und Machart könnte man feststellen, welcher Gegenstand aus welcher Region stammt. Ein äußerst mühsames Unterfangen.

Aber sind das nicht eher „technische“ Hürden – die vielfach als Argument genutzt werden, die Kulturgüter doch nicht zurückzugeben?

Ja, da haben Sie schon recht. Und dabei wird auch vergessen, dass die Restitution, die wirkliche Rückgabe, nur der allerletzte Schritt ist. Entschei-

dend ist der Prozess davor: Deutschland nach Kulturgütern aus der Kolonialzeit zu durchsuchen und sicherzustellen, dass die Materialien in das Gebiet zurückgegeben werden, wo sie herkommen. Das muss finanziert werden, aus Deutschland. Dazu ist viel Forschung nötig. Manches wird in die Gemeinschaften zurückkommen, manches ins Nationalmuseum von Tansania gehen. Entscheiden müssen letztlich die Menschen, denen diese Kulturgüter wirklich gehören. Was auch klar ist: Das ist kein Unterfangen, das in einem Jahr abgeschlossen werden kann. Wir reden hier von einem Langstreckenlauf.

Ein weiterer, tragischer Aspekt, den Sie bereits angesprochen haben, sind die menschlichen Überreste, die während der Kolonialzeit nach Deutschland gebracht wurden, oft für rassistische Forschung. Wie wichtig ist dieses Thema in Tansania?

Das ist sehr bedeutsam und auch emotional, vor allem für die Familien, deren Angehörige in der Kolonialzeit hingerichtet wurden. Und auch hier gibt es Initiativen, die Überreste in Deutschland aufzufinden und zurückzuholen, um eine Art Abschluss zu finden, echte Trauer

zu ermöglichen. Die Identifizierung der Gebeine ist natürlich hoch kompliziert, oft noch schwieriger als die Klärung der Herkunft von Kunstwerken.

Wir haben jetzt beide Seiten des Kolonialismus betrachtet, die der einstmalen Kolonisierten und die der früheren Kolonialherren. Was ist Ihrer Erfahrung nach immer noch der größte Unterschied zwischen Deutschen und Tansaniern beim Blick auf das Thema? Gibt es etwas, das die andere Seite nicht versteht oder nicht aufhört, völlig anders zu sehen?

Natürlich gibt es grundsätzlich andere Erfahrungen, je nachdem von welcher Richtung man kommt – und die prägen die Wahrnehmung fortwährend, das ist klar. Ich glaube, dass viele Menschen in Deutschland wirklich nicht verstehen können, was es im Wesen bedeutet, kolonisiert zu werden. Nämlich: an einem Ort zu sein, der die eigene Heimat ist, aber dort nicht akzeptiert und anerkannt zu werden, ganz grundsätzlich als Mensch und als Kollektiv. Wie fühlt sich das an? Gerade für jemanden, der sein Leben lang eine vergleichsweise sichere und, global gesehen, privilegierte Position innehatte, ist das schwer zu erfassen. Auf der anderen Seite kann es für Deutsche eben auch verstörend sein, mit der eigenen Schuld aus der Kolonialgeschichte konfrontiert zu werden. Das habe ich auch erlebt.

Wie ist zwischen den Positionen zu vermitteln?

Ich glaube, das Wichtigste ist eine behutsame Annäherung, denn wir müssen irgendwie einen Weg der Zusammenarbeit finden. Es gibt sicher auf der einen Seite das Bedürfnis, alte Privilegien zu halten. Auf der anderen das Ringen darum, endlich dazugehören, gehört zu werden, etwas, das man seit der Kolonialzeit bis heute oft vermisst. Beides gilt es auszuhandeln.

Gibt es denn in der Forschung auf der deutschen oder der afrikanischen Seite noch Tabuthemen oder weiße Flecken, die bislang nicht berührt wurden?

Ich finde, dass wir in Afrika die eigenen ethnologischen Studien über die Herkunft gestohlerer Kunstwerke verbessern und deutlich ausbauen müssen. Da hinken wir hinterher, und das schon seit rund 100 Jahren. Es gibt nur sehr wenige Ethnologen in Afrika, die sich mit diesem Thema beschäftigt haben. Die Zahl nimmt zu, aber sie ist immer noch klein im Vergleich zu den europäischen Kolleginnen und Kollegen.

Warum ist es so wichtig, gerade in diesem Bereich aufzuholen?

Die Ethnologie wird uns helfen, die Zukunft zu gestalten. Das kulturelle Verständnis, das wir dadurch erlangen können, ist gewinnbringend – nicht nur für Fragen der Restitution, sondern auch für unsere Selbstvergewisserung. Es ist ein Blick in die Vergangenheit, aber er stellt Weichen für das, was kommt. Nicht im Gestern zu verweilen, ist wichtig.

Sie selbst waren einige Male in Deutschland und haben sogar einige Zeit dort gelebt. Wie waren Ihre Erfahrungen?

Sehr aufschlussreich. Ich habe deutlich bemerkt, dass das Land auch einige dramatische historische Themen mit sich herumträgt. Die Deutschen haben viel geraubt, Krieg angezettelt, aber sie haben eben auch Zerstörung erlebt und selbst den Abtransport von Kulturgütern, etwa nach Russland, erfahren.

Und Ihre Kolleginnen und Kollegen, wie war das Verhältnis?

Die waren sehr herzlich und nett. Ich habe jetzt einige Freunde in Deutschland. Aber man muss die Leute erst besser kennenlernen, bevor sie sich öffnen. Dann sind es wirklich warmherzige Menschen. ◇

CARL PETERS am Boden: Das Museum Helgoland inszeniert die Büste eines der brutalsten Kolonialvertreter als Mahnmal für einen gefallenen Mann. 1931 hatten die Helgoländer die Skulptur, ursprünglich eine überlebensgroße Ganzkörperstatue, noch begeistert aufgestellt



MENSCHEN DAHINTER



ZEITZEUGE

Otto Tetens (1865–1945)

Im Auftrag der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gründet der aus Rendsburg stammende Naturwissenschaftler Otto Tetens 1902 ein geophysikalisches Observatorium in der Kolonie Deutsch-Samoa, steht diesem zwei Jahre lang als Direktor vor. Nebenher sammelt er ethnografische Objekte, macht Aufzeichnungen über Land, Leute, Flora, Fauna – und fotografiert. Rund 800 Aufnahmen haben seine Nachfahren vor wenigen Jahrzehnten wiederentdeckt (online zu erkunden unter vr99.de/jalbum/OttoTetensCollection) – eine beeindruckende Dokumentation kolonialer Realitäten der damaligen Zeit. Hier oben zu sehen und auf den Seiten 10/11, 109 und 111.



MANAGING DESIGNERIN

Tatjana Lorenz

Als leitende Grafikerin prägt Tatjana Lorenz seit 17 Jahren das Erscheinungsbild von GEOEPOCHE und allem, was dazugehört. Die Herausforderung: der Marke treu bleiben und diese behutsam in die Zukunft führen, aber auch jedem geschichtlichen Thema gerecht werden, das sich die Redaktion vornimmt. Beeindruckt haben sie in der vorliegenden Ausgabe zu den deutschen Kolonien vor allem jene Kunstwerke, die den entlarvenden Blick der Einheimischen in den annektierten Überseeterritorien auf das selbstherrliche Gebaren der deutschen Kolonisatoren zeigen.

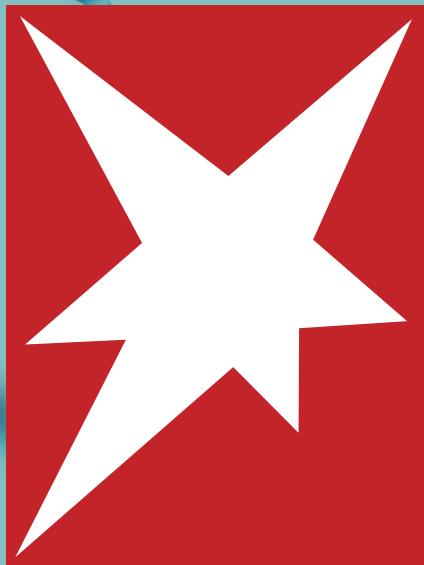
Zu entdecken in der Bildstrecke ab Seite 132.



VERIFIKATION

Andreas Sedlmair

24 Jahre, 127 Ausgaben – seit 2001 ist Andreas Sedlmair bei GEOEPOCHE dafür zuständig, dass die Fakten stimmen. Die Zahl der Fehlerkorrekturen und Verbesserungsvorschläge, die er in dieser Zeit auf den Weg gebracht hat, schätzt er auf 100 000 – eine Zahl, die sein Bruder Stefan, ebenfalls Verifikationsredakteur bei GEOEPOCHE, für „rein spekulativ und undruckbar“ hält. Dem harten Urteil zum Trotz ist die brüderliche Zusammenarbeit im Dienst der historischen Wahrheit einer von vielen Aspekten seiner Tätigkeit, die Sedlmair in Zukunft vermissen wird: Er geht mit diesem Heft, Achtung Korrektur, in den Ruhestand **passiven Teil der Altersteilzeit**.



77 Jahre stern: 7 Ausgaben für nur 7,- €

statt für ~~45,50 €~~ im Einzelkauf.

84 %
sparen

Seit 77 Jahren steht der *stern* für starken Journalismus, klare Haltung und Geschichten, die bewegen.

Das feiern wir mit einem einmaligen Angebot:

7 x stern portofrei für nur 7,- €



Jetzt mitfeiern und schnell 38,50 € Ersparnis sichern:

www.stern.de/77jahre

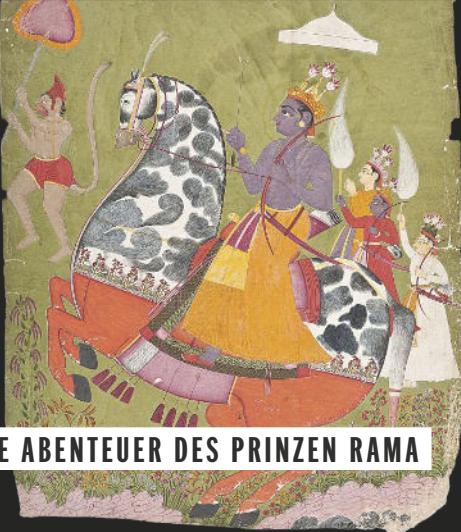
oder telefonisch: **040 5555 78 00**

Bitte Bestell-Nr. 218 1942 angeben

MYTHEN UND SAGEN

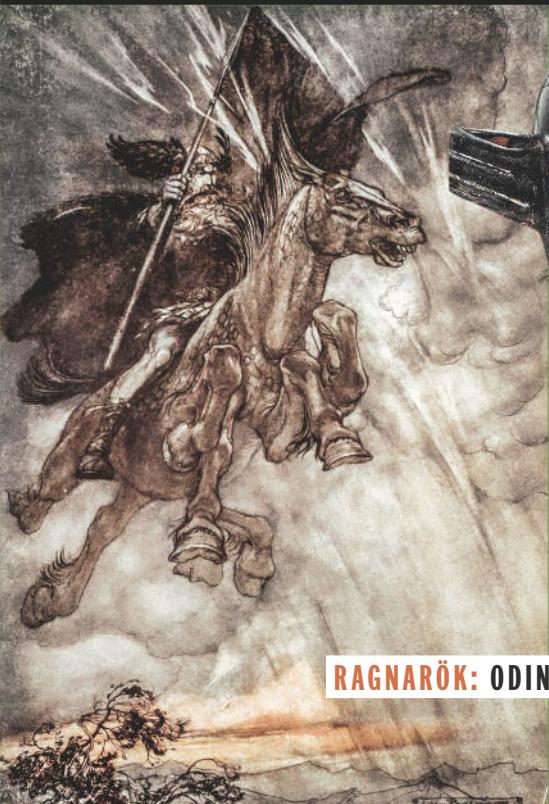
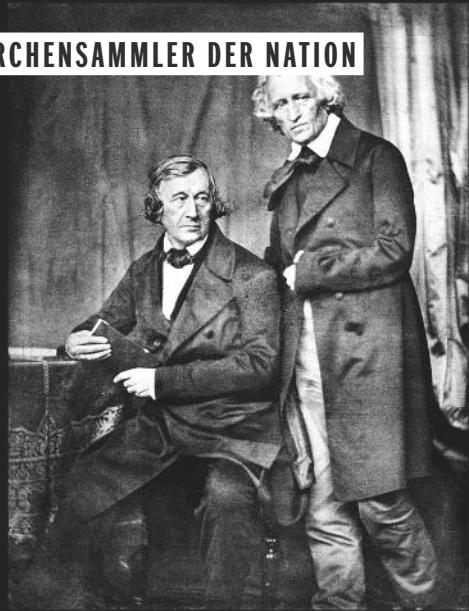
Seit jeher versuchen Menschen, sich die Rätsel der Welt zu erklären, ersinnen lange vor dem Aufkommen der Wissenschaften übermächtige Kräfte und Wesen, die den Lauf der Jahreszeiten steuern, Tag und Nacht, Stürme, Polarlichter, Geburt und Tod. Was sich mit den Kenntnissen der jeweiligen Zeit oder Region nicht verstehen lässt, wird in fantastische Erzählungen gekleidet, die wir Mythen nennen, Legenden, Sagen oder Märchen. Und zuweilen: Heilige Schrift. GEOEPOCHE über Geschichten voller Wunder – und was sie uns zu sagen haben

TRAUMZEIT: IM LAND DER REGENBOGENSCHLANGE

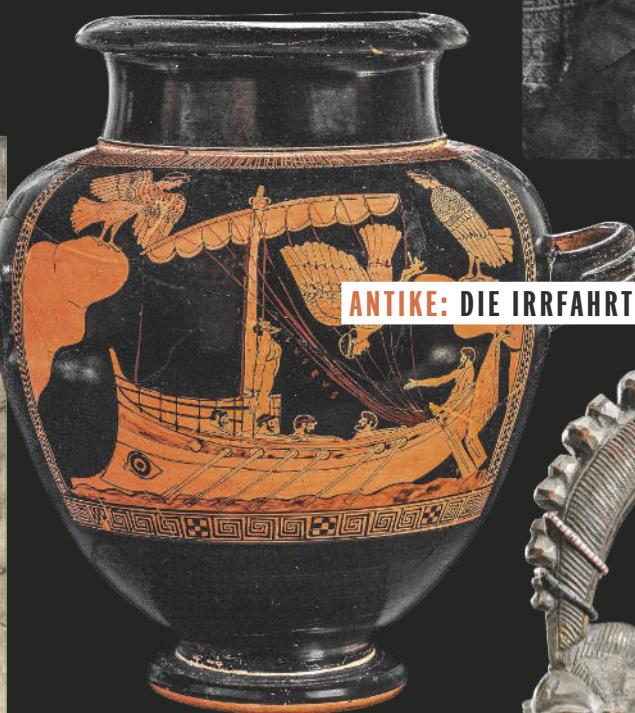


INDIEN: DIE ABENTEUER DES PRINZEN RAMA

BRÜDER GRIMM: MÄRCHENSAMMLER DER NATION



RAGNARÖK: ODINS ENDE

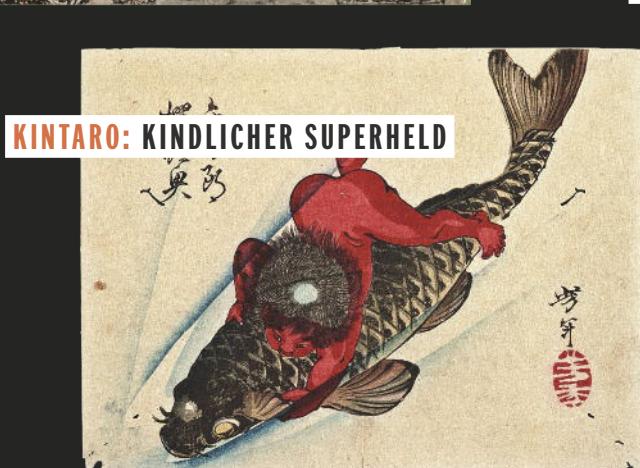


ANTIKE: DIE IRRFAHRT DES ODYSSEUS



GÖTTERGESTALTEN: IM HERZEN AFRIKAS

WEITERE THEMEN



KINTARO: KINDLICHER SUPERHELD

OSIRIS UND SETH: Bruderkampf am Nil
TAUSENDUNDEINE NACHT: Im Bann der Scheherazade
INTERVIEW: Ist die Mythenbildung abgeschlossen?

Diese Ausgabe von **GEO EPOCHE** erscheint
am 5. Dezember 2025

»Im Grunde genommen ist das Wesen aller Kolonialpolitik die Ausbeutung einer fremden Bevölkerung in der höchsten Potenz. Sobald Europäer in fremdem Lande Boden fassen, werden die schlechten Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche der Europäer eingebürgert. Diese allein finden Anwendung. Die Behandlung der eingeborenen Bevölkerung erfolgt ohne die geringste Rücksicht auf ihr materielles und physisches Wohl.«

August Bebel (1840–1913), sozialdemokratischer Abgeordneter und späterer Vorsitzender der SPD, in einer Rede vor dem Reichstag am 26. Januar 1889

